

**Das Menschenbild in verschiedenen Richtungen  
der Anthropologie und seine Bedeutung  
für die Pädagogik:  
Sozialanthropologie — Verhaltensbiologie —  
Tiefenpsychologie — Symbolischer Interaktionismus**

**Ludwig Bonk**

München 1986





DAS MENSCHENBILD IN VERSCHIEDENEN RICHTUNGEN DER  
ANTHROPOLOGIE UND SEINE BEDEUTUNG FÜR DIE PÄDAGOGIK.  
SOZIALANTHROPOLOGIE - VERHALTENSBIOLOGIE -  
TIEFENPSYCHOLOGIE - SYMBOLISCHER INTERAKTIONISMUS.

Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung des Doktorgrades  
der Philosophie  
an der Ludwig-Maximilians-Universität  
zu München

vorgelegt von Ludwig Bonk

Referent: Prof. Dr. I. Bock

Korreferent: Prof. DDr. H. Tschamler

Tag der mündlichen Prüfung: 29. Juli 1985



|        |                                                                                                                                               |     |
|--------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 1.     | Begründung und Abgrenzung des Themas.....                                                                                                     | 6   |
| 2.     | Das Menschenbild in der älteren, biologisch fundierten Sozialanthropologie                                                                    |     |
| 2.1.   | H. Plessner: Die Gebrochenheit der naiven Weltimmanenz                                                                                        |     |
| 2.1.1. | Das Menschenbild H. Plessners: Die These der exzentrischen Positionalität des Menschen....                                                    | 12  |
| 2.1.2. | Zur Kritik und näheren Definition des Konstrukts: "exzentrische Positionalität".....                                                          | 22  |
| 2.1.3. | Die personale "Gebrochenheit" des Menschen als intrapsychischer Vorgang.....                                                                  | 26  |
| 2.2.   | A. Gehlen: Autonomie durch Gebundensein                                                                                                       |     |
| 2.2.1. | Die These der Instinktreduktion und Entlastung des Menschen.....                                                                              | 31  |
| 2.2.2. | Zur näheren Definition und Kritik des Menschenbilds A. Gehlens.....                                                                           | 45  |
| 3.     | Das Menschenbild in der neueren Verhaltensbiologie                                                                                            |     |
| 3.1.   | Die Instinktgebundenheit des Menschen nach K. Lorenz                                                                                          |     |
| 3.1.1. | Die Dominanz des Aggressionstriebes und seine Bedeutung für das Menschenbild K. Lorenz'...                                                    | 51  |
| 3.1.2. | Zur näheren Definition und Kritik des Menschenbilds bei K. Lorenz.....                                                                        | 67  |
| 3.2.   | Die Freiheitsgrade in der Instinktgebundenheit bei I. Eibl-Eibesfeldt                                                                         |     |
| 3.2.1. | Die Dominanz des Brutpflegeverhaltens und seine Bedeutung für das implizite Menschenbild .....                                                | 87  |
| 3.2.2. | Zur näheren Definition und Kritik des (impliziten) Menschenbilds bei Eibl-Eibesfeldt..                                                        | 103 |
| 3.3.   | Einige ergänzende Aspekte aus der verhaltensbiologischen Literatur, ihre Bedeutung für das Menschenbild und einige kritische Anmerkungen..... | 110 |

|        |                                                                                                                         |     |
|--------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 4.     | Das Menschenbild in der Tiefenpsychologie -<br>paradigmatisch dargestellt                                               |     |
| 4.1.   | Das psychische Instanzenmodell bei S. Freud                                                                             |     |
| 4.1.1. | Es, Ich und Über-Ich als triebregulierende<br>Mechanismen.....                                                          | 118 |
| 4.1.2. | Zur näheren Definition und Kritik des Men-<br>schenbilds S. Freuds.....                                                 | 128 |
| 4.2.   | Der Begriff der "Alloplastik" bei<br>H. Hartmann und seine Bedeutung für das<br>tiefenpsychologische Menschenbild ..... | 140 |
| 4.3.   | Der Anpassungsbegriff bei D. Rapaport und<br>seine Bedeutung für das Menschenbild.....                                  | 145 |
| 4.4.   | Einige kritische Anmerkungen zu den Auto-<br>nomiebegriffen von Hartmann und Rapaport.....                              | 148 |
| 5.     | Das Menschenbild in der Theorie des Symbo-<br>lischen Interaktionismus                                                  |     |
| 5.1.   | Das Selbstkonzept G.H. Meads                                                                                            |     |
| 5.1.1. | I, me und self bei G.H. Mead.....                                                                                       | 154 |
| 5.1.2. | Zur näheren Definition und Kritik des Men-<br>schenbilds G.H. Meads.....                                                | 171 |
| 5.2.   | Das "darstellende Selbst" bei E. Goffman und<br>die Bedeutung für das Menschenbild in der<br>TSI.....                   | 179 |
| 5.3.   | Das Modell der balancierenden Identität bei<br>L. Krappmann und die Bedeutung für das Men-<br>schenbild in der TSI..... | 183 |
| 6.     | Zur Revision des verhaltensbiologischen<br>Menschenbildes                                                               |     |
| 6.1.   | Ergänzende evolutive Aspekte                                                                                            |     |
| 6.1.1. | Die biogenetischen Voraussetzungen.....                                                                                 | 190 |
| 6.1.2. | Einige ergänzende Aspekte zur Handlungs-<br>theorie von Lorenz und Eibl-Eibesfeldt.....                                 | 194 |
| 6.2.   | Der Mensch als "animal symbolicum".....                                                                                 | 206 |
| 6.3.   | Das Wesen des Personseins.....                                                                                          | 213 |
| 6.4.   | Das Menschenbild der konservativen Verhal-<br>tensbiologie im Lichte des hier vorgestell-<br>ten Personbegriffs.....    | 221 |

|      |                                                                                                                         |     |
|------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 7.   | Freiheit und Determination: Versuch einer<br>Erweiterung des sozialanthropologischen<br>Menschenbilds für die Pädagogik |     |
| 7.1. | Zu Plessner.....                                                                                                        | 243 |
| 7.2. | Zu Gehlen.....                                                                                                          | 250 |
| 7.3. | Zu Lorenz.....                                                                                                          | 264 |
| 7.4. | Zu Eibl-Eibesfeldt und einigen weiteren<br>Autoren.....                                                                 | 273 |
| 7.5. | Zu Freud.....                                                                                                           | 284 |
| 7.6. | Zu Hartmann und Rapaport.....                                                                                           | 296 |
| 7.7. | Zu Mead.....                                                                                                            | 299 |
| 7.8. | Zu Goffman und Krappmann.....                                                                                           | 312 |
|      | Literatur.....                                                                                                          | 321 |



## 1. Vorwort: Begründung und Abgrenzung des Themas

Die Frage nach der menschlichen Existenz als sich verhaltender und erlebender Organismus, eingebunden in einen ökologischen und soziokulturellen Gesamtzusammenhang, aber doch in gewisser Weise davon distanziert, ist sicher so alt wie die Menschheit selbst. Die exponierte Stellung des Menschen in der Welt ergibt sich durch die Möglichkeit der Reflexion: nur der Mensch kann sich selbst zum Objekt werden und hat die Fähigkeit zur bedingten Distanzierung. Das Verhalten und Erleben des Tieres dagegen legitimiert sich selbst durch seine Umweltimmanenz und instinktive Vorgabe. Durch die Instinktreduktion des Menschen geht die Verhaltenssicherheit größtenteils verloren – damit muß aber die Legitimierung der menschlichen Existenz eine andere sein. Die Gefährdetheit des Menschen in der Welt erzwingt die permanente Suche nach Verhaltenssicherheit und deren Legitimation. Zu dieser Suche nach stabilen Faktoren, die eine größere normative Orientierung vermitteln sollen, gehört auch die ontologische Erkenntnis über menschliches Personsein, dessen Genese und Funktion. Durch den Versuch einer näheren Analyse des menschlichen Personseins läßt sich ein Zugang zu vielen damit verwandten Strukturen und Kategorien finden, zum Beispiel zum Selbstbegriff, zum Ichbegriff oder zu moralischen Kategorien. Ungeachtet der inhaltlichen Qualitäten dieser Kategorien läßt sich mit dem Personbegriff eine stabile Größe konstatieren, die das instinktreduzierte Mängelwesen Mensch (Gehlen) in seiner existentiellen Gebrochenheit (Plessner) nicht nur dem Tier wieder ebenbürtig macht, sondern es in seiner reflexiven Intelligenz und Chance zur individuellen Freiheit weit über dieses erhebt. Welcher Art diese Überlegenheit des Menschen über das Tier ist soll keine direkte Zielkomponente dieser Arbeit sein; die Gefährdetheit des instinktverunsicherten Menschen wurde schon vielfach konstatiert, ebenso aber seine Überlegenheit über das Tier anerkannt, freilich mit der damit verbundenen Möglichkeit des "tiefen Falls" – und dies nicht nur in ethisch-moralischer Beziehung. Insofern handelt es sich um einen alten Topos. Beeinflußt von den Thesen Darwins und Spencers gewann

der in der ersten Aufklärung der französischen Enzyklopädisten angelegte Optimismus-Raum, vermittelt dessen dem Menschen fast uneingeschränkte Überlegenheit über das Tier zuerkannt wurde; eine Denkrichtung, die in Deutschland unter dem Druck des primitiven Sozialdarwinismus nazistischer Prägung pervertierte. Nach dem Kriege gewann wiederum die Einsicht menschlicher Begrenztheit an Bedeutung, bedingt durch die erfahrenen Greueltaten, zu denen offenbar nur die Spezies Mensch fähig ist.

Ziel der Arbeit soll es sein, den Begriff des menschlichen Personseins so herauszuarbeiten, daß er als stabilere und in sich konsistentere Größe als bisher operational verwendet und für die Pädagogik fruchtbarer gemacht werden kann. Dies kann allerdings nicht auf voller Breite gelingen, da die Art der Definitionen, die der eigenen zugrunde liegen, von der wissenschaftlichen Provenienz der sich mit diesem Thema beschäftigenden Autoren abhängt. Eine gewisse Abgrenzung des Themas ergibt sich allerdings bereits durch das Bemühen zur Operationalisierung; die dadurch bedingte Konkretheit verbietet beispielsweise den metaphysischen Zugang. Auf der anderen Seite soll keinem Agnostizismus das Wort geredet werden; es erscheint für die Thematik nur eine Position des Denkens adäquat, nämlich die zwischen Metaphysik und Agnostizismus gelegene. Erkenntnisquellen sollen sein:

- a) die biologisch orientierte Sozialanthropologie
- b) die Verhaltensbiologie
- c) die Tiefenpsychologie
- d) die Theorie des Symbolischen Interaktionismus

Das auf den ersten Blick nicht Vergleichbare dieser verschiedenen Disziplinen bekommt dann eine gemeinsame Bezugsbasis, wenn von den dahinterstehenden Menschenbildern ausgegangen wird. Die Herausarbeitung dieser - oft nicht explizierten - Menschenbilder ist dann ein wesentliches Interesse dieser Arbeit. Menschenbild und je spezifischer Personbegriff kann dann als identisch gesetzt werden. Letztlich geht es in dieser Arbeit also auch um die Begründung eines eigenen, eher biologisch fundierten Menschenbildes, welches eine gewisse Modifikation der

in den genannten Disziplinen vorhandenen darstellt. Biologisch orientiert ist der herauszuarbeitende Personbegriff naturgemäß auch deshalb, weil sowohl die Tiefenpsychologie als auch die Theorie des Symbolischen Interaktionismus mit biologischen Annahmen arbeiten: diese müssen auf ihre Stimmigkeit hin überprüft werden.

Das Grundinteresse an dieser Arbeit ergab sich vor allem durch den beruflich notwendigen Umgang mit pädagogischer und psychologischer Einführungsliteratur, in welcher meist von denselben anthropologischen Grundannahmen ausgegangen wird. (1) Das Postulat der Erziehungsbedürftigkeit des Menschen kollidiert dabei häufig mit dem Personalisationsbegriff, welcher einen gewissen Umfang an Autonomie von Anfang an immaniert. Was den Vermittlungsprozess bzw. das Bezugssystem zwischen Führung (bzw. Gebundensein) einerseits und gewissen Graden der Autonomie andererseits betrifft, herrscht auch in der Fachliteratur eine eigentümliche Theorienleere. Noch gibt es m. E. keine grundlegenden Arbeiten, welche die sozialanthropologischen Voraussetzungen des Menschen konsequent in eine Konzeption der Personalisation mit dem Versuch aufnehmen, diese dann für die Pädagogik fruchtbar zu machen. Entweder bleiben die Arbeiten auf der Ebene der reinen Verhaltensbiologie stehen oder die pädagogischen Ansätze einer Personalisationskonzeption operieren mit immanenten anthropologischen Voraussetzungen, die nicht näher expliziert werden. Der implizite Personbegriff bedingt aber nicht nur die vorhandene Personalisationskonzeption, sondern er hat Bedeutung auch für die Sichtweise des pädagogischen Verhältnisses. Die Ich - Du - Relation bzw. das Erlebnis der Identität trotz gegenseitiger Abhängigkeit und Umweltverflochtenheit muß dabei näher bestimmt werden; die Grundfrage lautet hier: inwieweit ist das menschliche Personsein eine mögliche

---

1 Vgl. z.B. Weber, E.: Pädagogik, Bd. 1, S. 37 - 67; Donauwörth 1972. Huppertz, N./Schinzler, E.: Grundfragen der Pädagogik, S. 16 - 54; Landsberg 1983. Glesecke, H.: Einführung in die Pädagogik, S. 17 - 41

Novak, F. u.a.: Pädagogik, Bd. 1, S. 17 - 31; München 1976  
 Roth, H.: Pädagogische Anthropologie, Bd.1, S. 109 - 149,  
 Darmund / Darmstadt / Berlin 1976



Funktion soziokultureller Gegebenheiten, ein Resultat genetischer Determinanten oder das Ergebnis eines bestimmten Bezugsverhältnisses beider? Dieser Frage gilt es nachzugehen, ohne daß allerdings über das rein pädagogische Interesse hinaus auf biologische Fragen eingegangen werden kann. Eine Pädagogik, welche im Rahmen eines demokratisch orientierten Mündigkeitsanspruchs Personalisationshilfe als ihre zentrale Aufgabe versteht, muß an einer näheren Bestimmung des Personbegriffs ein unmittelbares Interesse haben.

Was die Auswahl der Autoren anbelangt, können nur die bekanntesten Repräsentanten der jeweiligen Denkschule in der Arbeit berücksichtigt werden. Dies ergibt sich schon allein dadurch, daß es sich hier um eine Grundlagenarbeit handelt; weniger sind entwicklungsbezogene Fragestellungen interessant, sondern die Voraussetzungen und Dispositionen, welche jeder Entwicklung zugrunde liegen. Entwicklungspsychologische Aussagen sind dann z.B. nur soweit relevant, wie sie das hinter diesen Aussagen stehende Menschenbild transparent werden lassen.

Die pädagogische Anthropologie gewinnt ihre Aussagen zum großen Teil aus der Theorie A. Gehlens, welche in gewissem Sinne ein Resultat des Denkens M. Schellers und H. Plessners darstellt. Hierauf muß auf jeden Fall Bezug genommen werden. Weiterhin haben vor allem die Erkenntnisse der Verhaltensbiologie Lorenzscher Prägung Eingang in pädagogisches und psychologisches Denken gefunden; neben Lorenz sollen deswegen vor allem Verhaltensbiologen seiner Denkschule berücksichtigt werden. Das zweite Theoriengebäude, das zur Erhellung des Personbegriffs herangezogen werden soll, ist das der dynamischen Psychologie. Wie erwähnt, steht hinter den Theoremen der dynamischen Psychologie ein eher naturwissenschaftlich-evolutionistisches Menschenbild, das sich von den Anfängen der Freudschen Psychoanalyse herleitet. Dazu kommt, daß sich neben der Theorie der Symbolischen Interaktion nur noch die tiefenpsychologische Ichpsychologie mit der Personstruktur beschäftigt, soweit dies in nichtmetaphysischer Weise geschieht. Neben Freud sind m.E. die bekanntesten einschlägigen Tiefenpsychologen, die auch wegen gewisser theoretischer Varianten von Interesse sind, H. Hartmann und D. Rapaport. Das psychische Instanzenmodell: Es, Ich, Über-

Ich hat auch für den pädagogischen Personbegriff große Bedeutung erlangt.

Was die Theorie des Symbolischen Interaktionismus anbelangt, ist ihr zentrales Interesse die Herausarbeitung des "Selbst" als interaktionistisch entstandene und relative Größe; dabei werden allerdings ebenfalls biologische Gegebenheiten konstatiert, welche m.E. allerdings zuwenig überdacht und expliziert sind. Begreift man die Theorie der symbolischen Interaktion als Fortsetzung der verstehenden Soziologie, wären Autoren wie G. Simmel, M. Weber, S. Landshut oder K. Mannheim neben den eigentlichen Vertretern der TSI zu behandeln. Geht man noch einen Schritt weiter und faßt die verstehende Soziologie als Exponent des Verstehens im Sinne der Erkenntnistheorie auf, dann müßte bis auf z.B. Hegel, Kant und Platon zurückgegriffen werden. Auch hier muß gelten, daß solche oder andere Denker gegebenenfalls aufgrund des thematischen Zusammenhangs nicht unerwähnt bleiben, schwerpunktmäßig aber nur solche Autoren behandelt werden können, welche den sozialanthropologischen Personbegriff (hier: Selbstbegriff) als zentralen Gegenstand des Erkenntnisinteresses formulieren. Das Selbstproblem ist am umfassendsten zum ersten Mal sicherlich von G.H. Mead behandelt worden; Mead gilt zudem als der geistige Vater der TSI. Beeinflußt wurde er durch Comte, Spencer und Cooley; sie sollen am Rande mit berücksichtigt werden. Aufbauend vor allem auf die Konzeption Meads müssen den gegenwärtigen Stand der TSI betreffend vor allem E. Goffman und L. Krappmann behandelt werden; andere Autoren haben sich nicht so dezidiert mit der Bestimmung des Selbst auseinandergesetzt, sondern sich schwerpunktmäßig anderen Fragen zugewandt.

Noch ein Wort zur Sekundärliteratur: Sekundärliteratur soll in der Arbeit soweit Verwendung finden, wie sie für das Thema relevant ist und auf die behandelten Autoren bezogen ist. Vor allem im letzten Teil der Arbeit, in dem einige pädagogische Konsequenzen aus dem Gesagten gezogen werden, kann **relevante** Sekundärliteratur Eingang finden. Was den ersten Teil der Arbeit betrifft, ist aus Gründen der Klarheit weitgehend auf Sekundärliteratur verzichtet worden. Sekundärliteratur im zweiten Teil ist wegen der Begrenzung der Fußnoten nur exemplarisch genannt und wird im Autorenverzeichnis ergänzt.

Falls nicht die neuesten Ausgaben benützt werden, geschieht dies mit dem Ziel, den Text und Inhalt so deutlich wie möglich wiederzugeben.

Zum Schluß noch ein Wort des Dankes: Frau Professor Bock hat mir mit ihrem regelmäßigem Beistand und ihrer fruchtbaren Beratung bei der Entstehung und Bewältigung der Arbeit sehr geholfen. Ich möchte mich an dieser Stelle ausdrücklich für ihre aufgewendete Zeit und Mühe bedanken.

-----  
Zu den Anmerkungen:

Der Vorsatz "Vgl." für "Vergleiche" soll nur bei nichtwörtlichen Zitaten und dann nur auf jeder Seite der Einfachheit halber das erste Mal angeführt werden. Bei Buchangaben, Kapitelangaben oder genauer Seitenangabe (von - bis) entfällt dieser Vorsatz.



## 2. Der Personbegriff in der älteren, biologisch fundierten Sozialanthropologie

### 2.1. H. Plessner: Die Gebrochenheit der naiven Weltimmanenz

#### 2.1.1. Das Menschenbild H. Plessners: die These der exzentrischen Positionalität des Menschen

Eigentlich kann Plessner nicht referiert werden, ohne daß auf M. Scheler eingegangen wird, den man als direkten geistig verwandten Vorläufer Plessners bezeichnen muß. Getreu der Devise, alle Metaphysik soweit wie möglich aus der Arbeit herauszulassen, sollen aber nur die Grundgedanken Schelers kurz insoweit wiedergegeben werden, wie sie zum weiteren Verständnis des Personbegriffs Plessners beitragen können. In seiner grundlegenden Schrift: "Die Stellung des Menschen im Kosmos" (1) versucht Scheler verschiedene bis dahin vorhandene Vorstellungen vom Menschen zu einer Einheit zu verbinden. Bezugnehmend auf die bis dahin existierenden Gedankenkreise: jüdisch-christliche Tradition, griechisch-antiker Gedankenkreis und genetisch-naturwissenschaftliche Ansätze versucht Scheler eine einheitliche Idee vom Menschen zu entwickeln, die in einem personalen Wesensbegriff des Menschen kumulieren soll. Schelers Gedanken über den Menschen können, soweit sie hier interessieren, wie folgt zusammengefaßt werden: Scheler sieht einen stufenweisen Aufbau des Organischen: die Pflanze ist von einer Art "Gefühlsdrang" beseelt, der keine Rückmeldung ihrer Zustände in bezug auf bessere Umweltanpassung zuläßt (jedenfalls kurzfristig nicht). Das Tier ist nach Scheler Ergebnis eines Dissoziationsprozesses, dessen erste Stufe sich durch das Auftreten des Instinkts offenbart. Wesentlich dabei ist, daß durch diese höhere Stufe die niedere geschwächt wird. Durch den Instinkt werden nämlich Handlungen kurzfristig ausgelöst, um das Gleichgewicht zur Umwelt wieder herzustellen. Rudimentäres Lernen ist dabei möglich. Das Tier ist damit beweglicher geworden als die Pflanze, hat aber an existentieller Sicherheit eingebüßt, da die Pflanze durch Außeneindrücke nicht unmittelbar tangierbar ist - es sei denn, sie tangieren den unbedingt notwendigen physiologischen Rahmen.

---

1 Scheler, M.: Die Stellung des Menschen im Kosmos, München 1947 4. Auflage

Die dritte und höchste Stufe ist die Intelligenz, die nur dem Menschen eigen ist. Das, was im Instinkt noch relativ automatisiert ist, ist durch die Intelligenz beliebig kombinierbar; das menschliche Wesen ist so aber noch weiter aus der natürlichen Sicherheit gelöst, kann aber andererseits auch mehr Erfahrungen machen, die als Lernprozess gesehen auch reflektiert werden können. Durch bewußt gespeicherte Gedächtnisdaten, die auch willkürlich abrufbar sind und nicht mehr unwillkürlich durch Umweltgegebenheiten ausgelöst werden, gewinnt der Mensch ein hohes Maß an Freiheit – aber auch Gefährdung. Um diese Gefährdung zugunsten einer positiven Verhaltensorientierung einzuschränken, benötigt der Mensch Traditionen und Geschichte, die als Orientierungsrahmen dienen können. Diese Orientierung ist aber nicht naturgegeben, sondern vom Menschen "gemachte" Orientierung; hier manifestiert sich "Geist". Der Mensch wird nun nicht durch Welt "gehabt", sondern "hat" Welt, indem er sie selbst schafft. Das hier waltende Regelprinzip, kraft dessen sich der Mensch diese Stellung in der Welt schafft, ist das "dissoziative Prinzip"; kraft dessen ist er auch befähigt, sich den "absoluten Werten" zu nähern. Unter Dissoziation versteht Scheler den umgekehrten Vorgang der Assoziation, nämlich das stufenweise Lösen aus dem assoziativen "naturgebundenen" Zusammenhang des Organischen mit dem Anorganischen.

In H. Plessners Arbeit: "Die Stufen des Organischen und der Mensch" (1) treten die Auffassungen Schelers in anderer Diktion und Intention wieder auf. Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, daß Plessner an Stellen, an denen Schelers Ausführungen besonders metaphysisch werden, einen Hilfsbegriff einführt, den er versucht, nicht metaphysisch zu erklären, den der "exzentrischen Positionalität" des Menschen. Was dieser Begriff bedeutet und zum Personkonzept Plessners beiträgt, sollen die folgenden Ausführungen erläutern.

---

1 Plessner, H.: Die Stufen des Organischen und der Mensch  
Berlin 1965

"Die Stufen des Organischen und der Mensch" sind zu der Zeit einer lebhaften Auseinandersetzung Plessners mit den Spannungen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften entstanden. Aufbauend auf seinen beiden Arbeiten: "Die Einheit der Sinne" (1) und "Grenzen der Gemeinschaft" (2) entwickelte sich dann ein Versuch der Bewältigung dieser Spannungen, der sich bei Plessner bereits in seiner Schrift "Grenzen der Gemeinschaft" ankündigt und in den "Stufen des Organischen" (3) seine Vollendung finden sollte.

Plessner war zu Anfang selbst Zoologe und Schüler von Bütschli, Herbst, Windelband, Tröltsch, Driesch und Lask. Er versucht sich aber mit fortlaufenden Studien von rein biologischen Denkweisen zu lösen und philosophisch mit naturwissenschaftlichen Ansätzen zu versöhnen. Im Vorwort zu den "Stufen ..." schreibt er: "Sie trieben den, der das Eine mit dem Anderen nicht opfern wollte, dazu an, auf neue Möglichkeiten philosophischen Naturverständnisses zu sinnen, die ebenso sehr der scharfen Kritik damaliger Philosophie gewachsen wie für die Impulse besonders der neuen Biologie Drieschs und Huxkülls aufnahmebereit waren." Wie gelangt nun Plessner zu einem Ergebnis, das mit dem Begriff der "exzentrischen Positionalität" des Menschen bezeichnet werden kann?

Unter dem Kapitel: "Die Sphäre des Tieres" (4) bezeichnet Plessner die Positionalität als eine in geschlossener Form. Im Tier ist zu Körperhaftigkeit und Sein eine Größe und Ganzheit. Plessner schreibt: "Die Position ist eine doppelte: das der Körper selber Sein und das im Körper Sein, und doch Eines, da die Distanz zu seinem Körper nur aufgrund völligen Einsseins mit ihm...möglich ist." (5) Und weiter: "In seinem

---

1 Plessner, H.: Die Einheit der Sinne, Bonn 1923

2 Ders.: Grenzen der Gemeinschaft, Bonn 1924

3 Zu dieser Auseinandersetzung vgl. z.B. Driesch, H.:

Der Begriff der organischen Form; Abhandlungen zur theoretischen Biologie, Heft 3, Berlin 1919

oder: Lieber, H.-J.: Die Struktur der Psyche bei Dilthey, Berlin 1949

4 Plessner, H.: Die Stufen des Organischen und der Mensch, Berlin 1965 S. 237 - 288

5 Ebenda, S. 237



Körper ihn beherrschend, von innen her ihn impulsiv bewegend steht der Organismus 'im Hier, ist seine Existenz ins Zentrum der eigenen Körperfülle gestellt, geht er als Mitte der positionalen Raum - Zeitunion in ihr auf". (1) Die Schranke für das Tier liegt damit darin, daß alles, was ihm gegeben ist, in Beziehung zum Hier und Jetzt steht; insoweit es selbst ist, geht es im Hier und Jetzt auf. Das Tier kann auf "den Körper Einfluß nehmen, und seinen Impulsen den 'entsprechenden' Erfolg zu verschaffen. Aber der Gesamtkörper ist noch nicht total reflexiv geworden". (2) Das Tier hat damit einen Mangel echter Dinglichkeit, da nur auf solche Dinge adäquat reagiert wird, die der Körpersphäre des Tieres angehören - der Regenwurm auf regenwurmrelevante Dinge u.s.w. Damit ist aber auch die Subjekt/Objekttrennung weitgehend aufgehoben, da Objekte lediglich bedürfniserfüllenden Reizwert haben und ganz in dem Funktionskreis aufgehen, der Tiersubjekt und Umfeld zur Einheit verbindet; damit ist aber auch die Subjekthaftigkeit des Tieres an sich aufgehoben. (3)

Ganz anders die Sphäre des Menschen: Im Unterschied zum Tier hat der Mensch ein Ich, er weiß um sich selbst, er ist reflexiv und lebt aus der Mitte heraus. (4) Der rückbezügliche Charakter des zentral repräsentierten Körpers ist ihm selbst gegeben, die Zentralität seiner Existenz ist ihm bewußt geworden. "Er hat sich selbst, er weiß um sich, er ist sich selber

---

1 Plessner, H.: Die Stufen..., a.a.O., S. 238 f

2 Ebenda, S. 240

3 Plessner unterscheidet dabei zwei Typen von Tieren: das dezentralisierte, das evolutionär auf einer niedrigen Stufe steht und bei dem das Primat des Motorischen gilt (doch Anpassung partiell gelungen ist) und das zentralisierte Tier, bei dem das Primat des Motorischen zugunsten des Primats des Sensorischen zurücktritt

4 Ebenda, S. 288 - 349

bemerkbar und darin ist es Ich"..(1) Dem Selbstbewußtsein ist auf dieser äußersten Stufe des Lebens der Grund gelegt und damit die Spaltung in Außenfeld, Innenfeld mit Bewußtsein vollzogen. Nach dem Gesetz, wonach das Moment der niederen Stufe, als Prinzip gefaßt, die nächsthöhere Stufe ergibt und zugleich als Moment in ihr erhalten bleibt, läßt sich ein Wesen denken, dessen Organisation nach Maßgabe der positionalen Momente des Tieres konstituiert ist. "Dieses Individuum ist in das in seine...Mitte Gesetztsein gesetzt, durch das Hindurch seines zur Einheit vermittelten Seins. Es steht im Zentrum seines Stehens".(2) Damit ist nach Plessner die Bedingung geschaffen, daß der Mensch im Zentrum seiner Positionalität zu sich selbst Distanz hat und von sich selbst abgehoben zur totalen Reflexivität seiner Selbst fähig ist und zwar ohne widersinnige Verdoppelung des Subjektkerns. "Sein Leben aus der Mitte kommt in Beziehung zu ihm, der rückbezügliche Charakter des zentral repräsentierten Körpers ist ihm selbst gegeben".(3)"Obwohl auch auf dieser Stufe das Lebewesens im Hier - Jetzt aufgeht, aus der Mitte lebt, so ist ihm doch die Zentralität seiner Existenz bewußt geworden".(4) Hier wird auch wiederum die Denkweise Schellers transparent. Das evolutionistische Prinzip Schellers, wonach die Natur der Pflanze im Tier und die Natur des Tieres im Menschen, also im jeweils nächsthöheren Prinzip erhalten bleibt, soll hierbei naturwissenschaftliche und philosophische Ansätze insofern verbinden, als das menschliche Prinzip der Reflexivität sich durchaus dann evolutionistisch erklären läßt, ohne allerdings die Sonderstellung des Geistwesens Mensch dabei infrage zu stellen.

---

1 Plessner, H.: Die Stufen..., a.a.O., S. 290

2 Ebenda

3 Ebenda

4 Ebenda

Scheler schreibt: "Man begreift, warum die tierische Natur auf dieser höchsten Positionsstufe erhalten bleiben muß.

Die geschlossene Form der Organisation wird nur bis zum Äußersten durchgeführt. Zeigt doch das lebendige Ding in seinen positionalen Momenten keinen Punkt, von dem aus eine Steigerung erzielt werden könnte, außer durch Verwirklichung der Möglichkeit, das reflexive Gesamtsystem... zu organisieren und das, was auf der Tierstufe das Leben nur ausmacht, noch in Beziehung zum Lebewesen zu setzen. Eine weitere Steigerung darüber hinaus ist unmöglich, denn das lebendige Ding ist jetzt wirklich hinter sich gekommen. Es bleibt zwar wesentlich im Hier - Jetzt gebunden... aber es vermag sich von sich zu distanzieren, zwischen sich und seine Erlebnisse eine Kluft zu setzen. Dann ist es diesseits und jenseits der Kluft, gebunden im Körper, gebunden in der Seele und zugleich nirgends, ortlos außer aller Bindung in Raum und Zeit und so ist der Mensch".(1) Und: "Ist das Leben des Tieres zentrisch, so ist das Leben des Menschen, ohne die Zentrierung durchbrechen zu können, zugleich aus ihr heraus, exzentrisch. Exzentrizität ist die für den Menschen charakteristische Form seiner frontalen Gestelltheit gegen das Umfeld".(2) Danach lebt der Mensch nicht nur, sondern er erlebt sein Erleben. Sein Ich bzw. sein Personsein sind also auf einer Metaebene angelegt, es sind sogar Metametaebenen denkbar. Positionalität liegt also beim Menschen in dreifacher Weise vor:

- a) im lebendigen Körper des Menschen als Körper
- b) im lebendigen Innenleben des Körpers
- c) im reflexiven Bezugspunkt, quasi außerhalb der Körpersphäre, von dem aus er beides ist.

Plessner argumentiert, daß die Möglichkeit unechter Gefühle und Gedanken, des sich in etwas Hineinsteigerns, das man nicht ist, der Zweifel an sich selbst und an seiner eigenen Echtheit selbst in den Momenten der Selbstvergessenheit und der Hingabe - der Zweifel, der nicht das Zeugnis der inneren Evidenz beseitigt - durch die exzentrische Positionalität des Men-

---

1 Plessner, H.: Die Stufen..., a.a.O., S. 291

2 Ebenda, S. 291 f

schen bedingt ist, durch das "abgespaltene Selbst", das "alter ego" /L.B./.(1)

Diese dialektische Struktur, die im Wesen der Exzentrik liegt und deren Ausfluß die Labilität des inneren Gleichgewichts darstellt, macht aber auch das Selbstsein zur Innenwelt, deren wesentliches Merkmal die Zerfallenheit mit sich selbst darstellt, ja darstellen muß; und aus der es keinen Ausweg gibt: "Das ist der radikale Doppelaspekt zwischen der (bewußt gegebenen oder bewußt wirksamen) Seele und dem Vollzug im Erlebnis, zwischen Notwendigkeit, Zwang, Gesetz geschehender Existenz und Freiheit, Spontanität, Impuls vollziehender Existenz".(2) Im Unterschied zur tierischen Existenz liegt das Wesen der menschlichen exzentrischen Positionalität darin, über die Akte des Erinnerns, Wahrnehmens, Aufmerkens und Handlungsdenkens hinaus außerhalb seiner selbst zu stehen. "Die Exzentrizität, auf welcher Außenwelt...und Innenwelt...beruhen, bestimmt, daß die individuelle Person an sich selbst individuelles und 'allgemeines' Ich unterscheiden muß", (3) eine Aussage, welche die Stellung des Menschen in seiner Umwelt definiert. Plessner selbst interpretiert diese Aussage so: "Die Mitwelt umgibt nicht die Person, wie es... die Natur tut. Aber die Mitwelt erfüllt auch nicht die Person, wie es...von der Innenwelt gilt. Die Mitwelt trägt die Person, indem sie zugleich von ihr getragen und gebildet wird. Zwischen mir und mir, mir und ihm liegt die Sphäre dieser Welt des Geistes. Wenn es das auszeichnende Merkmal der natürlichen Existenz der Person ist, die absolute Mitte einer sinnlich-bildhaften Sphäre einzunehmen, welche von sich aus diese Stellung zugleich relativiert und ihres absoluten Wertes entkleidet; wenn es das auszeichnende Merkmal der seelischen Existenz der Person ist, daß sie zu ihrer Innenwelt in erfassender Beziehung steht und zugleich diese Welt erlebend vollzieht; so beruht der geistige Charakter der Person in der Form des eigenen Ichs, in dem

---

1 Vgl. Plessner, H.: Die Stufen, a.a.O., S. 298 f

2 Ebenda, S. 299

3 Ebenda, S. 300



durchaus einheitlichen Umgriffensein und Umgreifen der eigenen Lebensexistenz nach dem Modus der Exzentrizität".(1)

Von hier führt der Weg zur Kultur: "Weil dem Menschen durch seinen Existenztyp aufgezwungen ist das Leben zu führen, welches er lebt, d.h., zu machen, was er ist - eben, weil er nur ist, wenn er vollzieht - braucht er ein Komplement nicht-natürlicher, nichtgewachsener Art. Darum ist er von Natur, aus Gründen seiner Existenzform künstlich. Als exzentrisches Wesen nicht im Gleichgewicht, ortlos, zeitlos, im Nichts stehend, konstitutiv heimatlos, muß er 'etwas werden', und sich das Gleichgewicht — schaffen. Und er schafft es nur mit Hilfe der außernatürlichen Dinge, die aus seinem Schaffen entspringen, wenn die Ergebnisse dieses schöpferischen Machens ein eigenes Gewicht bekommen".(2) Und: "Erhalten die Ergebnisse menschlichen Tuns nicht das Eigengewicht und die Ablösbarkeit vom Prozess ihrer Entstehung, so ist der letzte Sinn, die Herstellung des Gleichgewichts: die Existenz gleichsam in einer zweiten Natur; die Ruhelage in einer zweiten Naivität nicht erreicht. Der Mensch will heraus aus seiner unerträglichen Exzentrizität seines Wesens..."(3) Der Mensch ist bedürftig. "In dieser Bedürftigkeit oder Nacktheit liegt das Movens für alle spezifisch Menschliche, d.h., auf Irreales gerichtete und die mit künstlichen Mitteln arbeitende Tätigkeit, der letzte Grund für das Werkzeug und dasjenige, dem es dient: die Kultur".(4) Diese Definition von Kultur impliziert, daß Mensch und Kultur in einer besonderen Weise verbunden sind: die Übersteigerung des Menschen, was seine Macht- und Selbstverwirklichungstendenzen anbelangt, ist das notgedrungen diese Form annehmende Mittel der Kompensation seiner Halbheit und Gleichgewichtslosigkeit - sie ist also auf seine exzentrische Positionalität zurückzuführen. Ähnlich verhält es sich nach Plessner mit dem Gebrauch der Werkzeuge: der Mensch kann nur erfinden, was er entdeckt. Er kann nur das machen, was es an sich schon gibt, wie er selbst nur dann Mensch ist, wenn er sich dazu macht und nur dann eigentlich lebt, wenn er sein Leben führt (im Sinne

---

1 Plessner, H.: Die Stufen..., a.a.O., S. 303

2 Ebenda, S. 310

3 Ebenda, S. 311

4 Ebenda

von lenkt). Auch das Tier kann finden, aber nichts erfinden, weil es nichts dabei findet (entdeckt), d.h., das Ergebnis seines Tuns deckt sich ihm nicht auf. Die Umsetzung aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit ist dem Tier nicht möglich. So war das Grammophon sozusagen erfindungsreif, als feststand, daß Schallwellen sich mechanisch transformieren lassen und diesen Tatbestand hat kein Mensch geschaffen; trotzdem mußte er erfunden, d.h., die Form dafür mußte gefunden werden, als schöpferischer Akt und Ausdrucksgestaltung. Da aber nach Plessners Definition aufgrund der exzentrischen Positionalität jede Lebensregung des Menschen ausdruckschaft sein muß, der Ausdruck aber bewußt gemacht werden kann, ist eine Mittelbarkeit beim Menschen zu konstatieren. " Jede Lebensregung... ist für sich, im Aspekt des Subjekts nur insofern eine unmittelbare, direkte Beziehung zu ihrem Objekt und findet ihre adäquate Erfüllung, als die Intention des Triebes, Dranges... und der Hoffnung mit dem, was daraus... folgt... in keiner direkten Beziehung steht". (1) Es paktiert das Subjekt erst mit der Wirklichkeit, bevor es mit seinen Bestrebungen an sie herantritt, daher ist es gar nicht mehr die Wirklichkeit an sich! Dieses Paktieren liegt aber im Wesen der Exzentrizität. Die Welt ist somit nicht mehr rein 'objektiv': "Was wir als Techniker und Künstler, Gelehrte und Erzieher, Politiker und Ärzte... Kompromisse mit der Realität nennen, ist eine erzwungene Folge jenes ursprünglichen Kompromisses in der Welt, die wir sind und die uns umgibt, zwischen dem personalen Zentrum und der Wirklichkeit an sich, auf dem die Möglichkeit echter Erfüllung ruht". (2) Diese Überlegung Plessners ist aber nicht so zu verstehen, daß die Realitätswahrnehmung des Tieres größer ist als die des Menschen und damit letztlich die exzentrische Positionalität des Menschen qualitativ unter der tierischen Sphäre gelegen sei. "Wie die Entsprechung für das Bewußtsein die einzige Möglichkeit ist, für sich in einer unmittelbaren Beziehung zum Gegenstand zu stehen, mit voller Evidenz die Wirklichkeit direkt an ihm zu haben und trotzdem sich nicht dabei zu täuschen, trotzdem nicht bloße Erscheinungen dabei zu erleben... so wird

---

1 Plessner, H.: Die Stufen..., a.a.O., S. 334

2 Ebenda, S. 336

es auch für das bestrebende Verhalten nur diesen Weg geben".(1)  
 Gerade durch die Mittelbarkeit des Erkennens und Verhaltens  
 wird danach das Wesen der Dinge erst deutlich! Wie bereits  
 erwähnt, erkennt und handelt z.B. der Regenwurm nur auf Dinge,  
 die für ihn als Regenwurm von Bedeutung sind. Er erkennt die  
 für ihn relevanten Dinge also als "Regenwurmdinge" und nicht  
 als von ihm abgelöste, objektive Gebilde; gerade aber dazu  
 ist der Mensch aufgrund seiner exzentrischen Positionalität  
 fähig. Die exzentrisch bedingte Mittelbarkeit ist nach Plessner  
 also größere Unmittelbarkeit. Die Menschen schaffen also erst  
 mit dem Umgang mit dem (objektiv) Vorhandenen (menschliche)  
 Realität. Diese "neue" Realität und aufbauend damit Kultur  
 ist aber erst in der Retrospektive interpretierbar:  
 "Es ist ein Gesetz, daß im Letzten die Menschen nicht wissen,  
 was sie tun, sondern es erst durch die Geschichte erfahren".(2)  
 Die exzentrische Form treibt den Menschen also zur Kultivie-  
 rung, sie weckt Bedürfnisse, welche nur durch ein System künst-  
 licher Objekte befriedigt werden können. Diese künstlichen  
 Objekte haben aber "naturgemäß" nur relative Dauer, da sie  
 die Labilität der Exzentrik nicht in Stabilität umwandeln  
 können. Indem die Menschen erreichen, was sie wollen, sind  
 sie aber auch schon über das Erreichte hinweggeschritten;  
 so zeigt sich der Mensch als Suchender von Natur aus.

---

1 Plessner, H.: Die Stufen..., a.a.O., S. 337

2 Ebenda, S. 341

## 2.1.2. Zur Kritik und näheren Definition des Konstrukts: "exzentrische Positionalität"

Es kann hier nicht der Ort sein, eine umfassende Plessnerkritik vorzunehmen, sondern lediglich den Personbegriff Plessners eingehender zu untersuchen.

Der Begriff der "exzentrischen Positionalität" des Menschen bei Plessner ist eine Umstilisierung des bereits bei Scheler vorhandenen Gedankens, daß der Mensch zu sich selbst Position nehmen könne und müsse. Indem er ihm eine bipolare Positionalität in der Welt einräumt, verlegt er das zweite Zentrum des Menschen nicht ins Jenseits, das Scheler als Ursprung der "absoluten Werte" erkennt, welche dem Menschen in seiner Plastizität letzten Halt geben sollen, sondern in die Natur des Menschen selbst. Der Mensch als Wesen exzentrischer Positionalität findet das stabilisierende Gleichgewicht, nach dem Scheler gesucht hat und das er in den absoluten Werten und in der Beziehung zu Gott fand, bei Plessner in der Natur des Menschen selbst, sozusagen als Komplement seiner eigenen Persönlichkeit. Trotz Plessners bestechender Analyse der Natur des Menschen bleibt der Begriff der "exzentrischen Positionalität" etwas diffus, wenn er auch aus dem Metaphysischen herausgelöst wurde.

Folgende Schwierigkeiten sind auszumachen:

Die Begriffe "Gebrochenheit" und "exzentrische Positionalität" besagen, daß der Mensch sein unmittelbares Verhältnis zu seiner natürlichen Umwelt verloren hat und zwar von Natur aus; das bedingt, daß der Mensch im Unterschied zur Pflanze, die in fast völliger Passivität verharrt und zum Tier, das lediglich instinktiv - also auch noch umweltimmanent - reagiert, prinzipiell zu sich und seiner Umwelt Distanz nimmt und nehmen muß. Damit entsteht ein Ungleichgewicht, das sich im Verlust der naiven Seinsgebundenheit ausdrückt. Dieses Ungleichgewicht manifestiert sich in der Bipolarität des Menschen von Natur aus, d.h., der Mensch kann zu sich selbst Stellung beziehen und sein eigenes Leben und Erleben reflektieren. Plessner betont nun, daß der Mensch exzentrisch zu sich in seinem eigenen Zentrum stehe, jedoch nicht in sich.



Die von ihm negierte sinnlose Verdoppelung des Subjektkerns wäre anders definiert vielleicht eine Lösungsmöglichkeit des hier auftauchenden Problems, das "alter-ego" außerhalb der eigenen Körpersphäre zu lokalisieren, also in den kulturellen Leistungen und Gegebenheiten.

Es kann hier nicht detailliert über das hierarchische evolutive Modell: Pflanze/Tier/Mensch geurteilt werden, neuere biologische und ethologische Aussagen, die in anderem Zusammenhang noch gestreift werden, stehen allerdings teilweise entgegen.

Als Tatsache bleibt festzuhalten, daß der Mensch durchaus als "gebrochenes" und damit reflexives Wesen begriffen werden kann, das in einem distanzierten Verhältnis zu sich selbst und seiner Umwelt steht, doch macht es einen wesentlichen Unterschied, ob diese Gebrochenheit als zentrales, intrapersonales Kriterium gesehen wird oder dichotom als einerseits dem Subjektkern zugehörig und andererseits außerhalb der Körpersphäre.(1)

Es ergibt sich doch gerade durch diese Definition jene widersinnige Verdoppelung des Subjektkerns, die Plessner gerade vermeiden will; legt er nämlich den zweiten Pol der Subjektivität außerhalb der personalen Sphäre, dann ist zu fragen, wie sich dort Personsein in irgendeiner Weise überhaupt manifestieren kann - denn der dialogische Charakter des Menschen muß doch in ihm selbst begründet sein, er hält doch mit sich selbst Zwiesprache! Kann er aber mit sich selbst Zwiesprache halten, wäre seine Gebrochenheit auch in anderer Weise aufzuheben als durch die Schaffung von Kultur als kompensatorischen Ausweg, nämlich durch ihn selbst. Bipolarität wird dann zur Grundlage kognitiver Prozesse, deren Exponent Kultur darstellen kann (aber nicht muß - zumindest, wenn man in Plessners Diktion verbleibt), Kultur wird aber nicht mit einem Persönlichkeitspol identifiziert.

Nach der Definition Plessners muß der Mensch sich erst zu dem machen, was er schon ist, d.h. der Mensch ist Kulturwesen von

---

1 vgl. oben: Positionalität als Körpersein, Seelesein und außer dem Körper sein, von dem der Mensch aus beides ist.

Natur aus, es ist ihm nicht möglich, ohne Kultur, die er sich selbst schaffen muß, menschliche Person zu sein, da die Kultur den zweiten Subjektpol seiner Person darstellt, kraft dessen er erst reflexiv sein kann. Hier ist weiter zu fragen, inwieweit der Mensch tatsächlich gebrochen ist, was ja die Fähigkeit zur Reflexion voraussetzt, wenn Kultur eine obligatorische Bedingung des eigenen Personseins darstellt. Kultur wird dabei als dem Menschen wesensidentisch gesetzt. Die Aussage Plessners, daß die Mit- und Umwelt die Person trägt, bedeutet letztlich die Identität von Individuum und Mitwelt.

"Die Mitwelt trägt die Person, indem sie zugleich von ihr getragen und gebildet wird. Zwischen mir und mir, mir und ihm liegt die Sphäre... des Geistes" (s.o.). Das zweite "mir" und das "ihm" werden dabei synonym gesetzt; da aber eine völlige Identifikation logischerweise nicht möglich ist, flüchtet sich Plessner - hier wird besonders die Verwandtschaft mit Scheler deutlich - in die Sphäre des Geistes als Medium. Diese Sphäre wird allerdings nicht näher erläutert.

Eine Leistung des Individuums ist es in diesem Zusammenhang nach Plessner, die eigene Subjektivität und die Außenwelt zu unterscheiden: "Die Exzentrizität, auf welcher Außenwelt und Innenwelt beruhen, bestimmt, daß die individuelle Person an sich selbst allgemeines und individuelles Ich unterscheiden muß".(1) Die Frage ist, wie diese Unterscheidung möglich sein soll, wenn die Identität des Menschen selbst diese beiden Aspekte aufweist. Hier kann nicht mehr von einer dialektischen Struktur gesprochen werden, auch nicht von einem bloßen Interaktionsverhältnis, sondern Person und Kultur stellen sich letztlich als identisch dar. Die subjektiv intrapsychisch erlebte Reflexionsfähigkeit wird in Analogie zur Beziehung Mensch/Umwelt gebracht, welche dann nicht näher begründet zu werden braucht, da dieses "zu sich selbst Stellung beziehen können" und "sich selbst zum Objekt werden können" nur aus der Umwelt heraus möglich ist. Es ist deutlich, daß der an sich klare Gedankengang: Evolutiv bedingt lebt der Mensch nicht mehr umweltimmanent und instinktgeleitet, sondern reflektiv - dadurch ist er gebrochen, aber auch relativ frei in seinem Handeln - ,

als Gegengewicht zu seiner Orientierungslosigkeit benötigt er die Kultur als Orientierungsrahmen, zu welcher er allerdings in einem distanzierten Verhältnis steht – gerade durch die Interpretation der Stellung des Menschen in der Welt problematisch wird. Lokalisiert man den zweiten Subjektpol des Menschen nämlich in die kulturelle Sphäre, so geht die Möglichkeit zur Distanz und Reflexion verloren. Kultur – gleich welcher Art – wird zur Notwendigkeit personaler Manifestation; Kultur muß damit beinahe zwanghaft ständig neu geschaffen werden, da sie als kompensatorisches Element der eigenen Labilität dient, sie kann aber nicht mehr wirklich hinterfragt und auf ihre Qualität hin überprüft werden. "Kulturwesen von Natur aus" bedeutet dann, daß die Kultur für den Menschen dieselbe Rolle spielt wie die Natur für das Tier, nämlich dessen zwanghaft-immanente Einbindung in den kulturellen bzw. natürlichen Rahmen. Dabei spielt es keine wesentliche Rolle, ob die Natur – wie beim Tier – eine vorgegebene Größe darstellt, oder – wie beim Menschen – die Kultur "gemacht" wird. Plessner schreibt ja selbst, daß die Menschen nicht wissen, was sie tun, sondern dies erst durch die Geschichte erfahren. In diesem Zusammenhang ist auch das von Plessner beschriebene Verhältnis zwischen der Person und deren Art des Erkennens und Verhaltens bezüglich der Umwelt fraglich, wonach sich durch das "Paktieren" mit der Wirklichkeit eine größere Unmittelbarkeit ergibt, nämlich in dem Sinn eines größeren Erkennens der Realität "an sich", während die Tiere die sie umgebende Wirklichkeit lediglich in bezug zu ihrer eigenen Seinsweise auffassen. Dieses "Paktieren" mit der Chance eines besseren Realitätsverständnisses wäre nur aufgrund einer wirklichen Distanz zu den Objekten möglich. Plessner widerspricht sich hier auch selbst, wenn er meint, daß die Welt durch dieses "Paktieren" nicht als rein objektiv postuliert werden kann, sondern dadurch bereits verändert wird; dabei wäre das "wahre" Erkennen eben nicht möglich! Realität ist dann für das menschliche Erkennen und Tun (als movens) nicht vorgegeben, sondern entsteht erst durch das Handeln und kann erst danach als Realität erkannt werden. (1)

---

1 Im weiteren Fortgang wird deutlich werden, wie sehr diese Interpretation Plessners mit der TSI harmoniert.

Im Folgenden sollen einige modifizierende Aspekte die wesentlichen Grundgedanken Plessners thematisch aktualisieren:

### 2.1.3. Die personale "Gebrochenheit" des Menschen als intrapsychischer Vorgang

Der Mensch hält mit sich selbst Zwiesprache. Ungeachtet des evolutiven oder kulturenthropologischen Aspekts, wie dies möglich geworden ist, hat jeder "normale" Mensch (der Schizophrenie häufig nicht) das Erlebnis der eigenen Subjekthaftigkeit und Identität, was sich aus dem unmittelbaren Erleben und spontanen Reagieren einerseits und dem Reflektieren über das Handeln und Erleben andererseits zusammensetzt. In der je spezifischen Situation wie im Zeitkontinuum erlebt sich der Mensch dabei als personale Einheit. Die Umwelt wird zwar als - manchmal massiv - beeinflussend empfunden, doch niemals als Teil der eigenen Person.(1)

Gilt die Annahme, daß die Reflexionsmöglichkeit des Menschen als rein intrapsychischer, hirnhysiologisch lokalisierbarer Vorgang gelten kann und sie nicht in der Außenwelt zum Teil mitbegründet ist, so wäre nicht einzusehen, wie er seine personale Gebrochenheit nicht auch dadurch aufheben könnte, daß er per praktischer Intelligenz zu Lebenswegen, reflektierten Lebenszielen und letztlich zu Kultur kommen kann. Kultur wäre dann das, was an Verhaltensmustern und -objektivationen qua subjektiv bewußten und gewollten Vorhabens entsteht, das, was seine Stabilität durch innere Bejahung findet. Diese für sich genommen simpel anmutende Aussage erhält sicherlich dadurch Gewicht, daß man die Konsequenzen, die sich daraus ergeben, mit den Theoremen Plessners in Beziehung setzen kann: so behält z.B. die Annahme, der Mensch sei Kulturwesen von Natur aus, ihre volle Gültigkeit; nur erscheint sie in einem anderen Licht: die Kultur ist hier keine notwendige Bedingung

---

1 Diese Aussage soll als Arbeitsthese im weiteren Verlauf noch differenziert und erhärtet werden.



für das Personsein des Menschen mehr, sondern die - notwendige - Folge davon. Notwendig deshalb, weil als Synthese dieser innerpsychischen Dialektik Kultur notwendigerweise entsteht. Die Reflexivität des Menschen kann nicht eliminiert werden, sie zwingt also zur überdachten stellungsbezugsnahme zur Welt, welche bewußtes Handeln zur Folge hat.(1) Der Mensch braucht also durchaus das stabilisierende kulturelle Gegengewicht, doch ist die Kultur nicht mit dem Personsein wesensidentisch. In diesem Sinne ist der Mensch dann allerdings "Kulturwesen von Natur aus". Kultur erscheint dann nicht dem Menschen als natürlich ex ovo, als zentrales Wesensmerkmal seiner Person, sondern als Folge seiner psychischen Konstitution, deren wesentliches Element die Reflexivität darstellt, kraft derer er wägend, experimentierend, organisierend und synthetisierend zu Handeln und Kultur kommt. In diesem Zusammenhang wird auch ein Fehler Plessners deutlich, was den Prozess der Kulturentstehung anbelangt: Nach Plessner kann der Mensch nur erfinden, was er entdeckt. Er kann nur das vollziehen, was es an sich schon gibt. (2) Der schöpferische Griff ist damit nach Plessner eine Ausdrucksleistung des menschlichen Personseins in diesem Sinne, daß die Möglichkeit der Erfindung als potentielle Größe sowohl in der Umwelt des Menschen als auch im Menschen selbst im Sinne des evolutiv entstandenen Kulturwesens von Natur aus bereits vorgegeben ist. Der reflexive Akt, der sich aus der Bipolarität des Menschen ergeben soll, hat damit wenig Originalität und stellt keine kreative Leistung des Individuums dar. Der Mensch kann Natur als Kulturwesen von Natur aus nur im transformierten Sinne der kulturellen "Verwertbarkeit" erkennen. Diese Transformation der Natur in Kultur ist damit aber keine Eigenleistung mehr, sondern genetisch determiniert, und zwar als spontaner Akt. Nicht sind kognitive intrapsychische Pro-

- 
- 1 Wohl kann die Außenwelt die Reflexivität des Menschen anregen, sie ist aber nicht selbst Teil des reflexiven Aktes.
  - 2 Eine Erfindung kommt nach Plessner dann zustande, wenn "die Zeit dafür reif ist". (s.o.)

zesse das auslösende Moment dieser spontanen Handlungen, sondern nach Plessner die Kompensation, deren Notwendigkeit sich aus der Diskrepanz des Kulturwesens Mensch zu seiner Phylogenese ergibt.

Kompensation und zwanghaft spontaner Impuls reichen aber nicht aus, um das Kulturphänomen hinreichend zu erklären; damit soll dem hohen Niveau und der Differenziertheit der Ausführungen Plessners nicht etwa unzulässige Kritik entgegengehalten werden. Die Aufmerksamkeit richtet sich thematisch notwendigerweise stark auf den Personbegriff Plessners: hier allerdings scheint die Lokalisierung des zweiten, wesentlicheren (da geistigen) Pols des bipolaren Wesens Mensch in der kulturellen Sphäre doch einige Probleme mit sich zu bringen, wenn metaphysische Kategorien als Erklärungsgrundlage möglichst ausgeklammert sein sollen – wie es ja in der Intention Plessers lag.

Kompensationsversuche und evolutiv bedingte Spontanität lassen letztlich keine echte Befriedigung und "Selbstverwirklichung" zu. Plessner selbst erkennt dies und er sieht den Menschen deshalb als ständig Suchenden von Natur aus.

Die kulturellen Akte, die nach Plessner lediglich Kompromisse mit der Wirklichkeit darstellen, haben keinen entgeltigen Charakter und können daher nicht als Getanes, als Leistung voll befriedigen; auch deshalb nicht, weil entgegen Plessners Meinung der Mensch nach seiner eigenen Definition – wie gezeigt wurde – die Diskrepanz zwischen den natürlichen Gegebenheiten und seiner kulturellen Leistung gar nicht wahrnehmen kann.

Die von Plessner gemeinte "mittelbare" Wahrnehmung ist eben doch eine unmittelbare, assoziativ gebundene und mit den Tieren vergleichbare. Plessner selbst schreibt ja, daß die Menschen im Letzten nicht wissen, was sie tun, sondern erst durch die Geschichte erfahren.

Sieht man nun den schöpferischen Griff nicht als genetische Vorgabe der exzentrischen Positionalität des Menschen an, sondern als Exponent seiner intrapsychisch lokalisierten bipolaren Positionalität, lösen sich die hier entstanden Probleme von selbst: Kultur an sich sowie die Beschaffenheit der jewei-

ligen Volkskultur erscheint dann als Resultat grundsätzlich kognitiv gesteuerter Willensakte. Nicht ist der Mensch mehr eine Funktion der herrschenden Kultur, sondern die Kultur wird zu einer Funktion des Menschen, wird steuerbar, hinterfragbar und auch veränderbar. Nichtsdestoweniger bleibt der Mensch Kulturwesen von Natur aus im oben definierten Sinne.

Noch ein Aspekt, der im Zusammenhang mit Plessners Kulturdefinition steht, muß hier berücksichtigt werden: das Verhältnis des Einzelnen zur Allgemeinheit. Nach Plessner trägt die Mitwelt die Person, indem sie zugleich von ihr getragen und gebildet wird. Der geistige Charakter des Personseins beruht demnach in der Wir-Form des eigenen Ichs, "in dem durchaus einheitlichen Umgriffensein und Umgreifen der eigenen Lebensexistenz nach dem Modus der Exzentrität". (1) Die besagte Wir-Form ergibt sich als Konsequenz der vorangestellten Überlegungen Plessners: Wenn der reflexive Aspekt der Person primär außerhalb der Körpersphäre angelegt ist, so muß er auch in den Anderen zu finden sein; dort ist er neben sachlichen kulturellen Inhalten personal lokalisiert und erfährt das Abbild innerhalb der eigenen Körpersphäre. Eigene Subjekthaftigkeit ist also mit der das Subjekt umgebenden sozialen Gruppe zumindest teilidentisch. Dies ist eine echte Teilidentität und nicht als Interaktionsverhältnis oder interdependent-komplementäre Beziehung mißzuverstehen.

Hier wäre zu fragen, ob Personsein tatsächlich immer schon den Anderen a priori voraussetzt oder ob der Andere erst als Folge des eigenen Personseins analog zur Gesamtkultur als Kommunikationspartner angesehen werden muß. Folgt man der Definition Plessners, ist der Mensch entgegen seiner Gesamtintention doppelt gebunden und verliert so seine subjektive Distanzierungsmöglichkeit recht weitgehend. Beide Pole seiner exzentrischen Positionalität befinden sich in einer nicht mehr weiter zu reflektierenden Abhängigkeit: der eine Pol als direktes Erleben innerhalb der Körpersphäre, der andere im

---

1 Dies ist auch ein zentraler Gedanke der TSI; an gegebener Stelle wird noch darauf zurückzukommen sein.  
Zitat vgl. Plessner, H.: Die Stufen..., a.a.O., S. 303

Wir der Bezugsgruppe(n) sowie in sachlich gegebenen kulturellen Inhalten; daß das "alter ego" dabei ebenfalls facettenhaft in der Körpersphäre repräsentiert ist, ändert nichts an dem grundsätzlichen Sachverhalt. Es scheint dehalb berechtigt, zu fragen, in welcher Weise der reflexive Akt dann noch stattfinden kann, der es z.B. ermöglicht, verändernd auf die vorgefundenen Umweltgegebenheiten einzuwirken; die doch dafür notwendige Distanzierungsmöglichkeit sowohl zu sich selbst als auch zum soziokulturellen Umfeld wird dabei wenig deutlich. In welche Weise der Mensch dennoch in einer existentiellen Beziehung zu seiner Umwelt steht, sollen über das Gesagte hinaus die nachfolgenden Kapitel klären helfen.

## 2.2. A. Gehlen: Autonomie durch Gebundensein

### 2.2.1. Die These der 'Instinktreduktion und Entlastung des Menschen

Die zentrale Frage Gehlens, wie ein nichtspezialisiertes Wesen, wie es der Mensch darstellt, in einer Welt bestehen kann, in der sonst nur spezialisierte Wesen existieren, führt ihn im Anschluß an Plessner zu der Aussage, daß dies nur die Kultur leisten könne, welche dem Menschen existentielle Sicherheit vermittelt. Der Mensch als "instinktreduziertes Mängelwesen" ist in seinem Sein zwar nicht festgelegt, hat aber infolge seiner Geschichtlichkeit, Weltoffenheit und Lernfähigkeit die Chance, seinen primären defizitären Zustand dem Tier gegenüber auszugleichen und über dieses durch die selbständige Schaffung von Kultur hinauszuwachsen; die Kultur dient dann zur Entlastung des Menschen bezüglich seiner Orientierungslosigkeit, wird aber gleichzeitig zur neuen Belastung durch selbst geschaffene Determination.

Um die Gedanken Gehlens besser nachvollziehen und seine themenrelevanten Aussagen besser durchleuchten zu können, muß kurz auf sein Hauptwerk: "Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt" (1) eingegangen werden.

Der Grundgedanke des Buches ist, wie Gehlen selbst schreibt, "daß die sämtlichen 'Mängel' der menschlichen Konstitution, welche unter natürlichen, sozusagen tierischen Bedingungen eine höchste Belastung seiner Lebensfähigkeit darstellen, vom Menschen selbsttätig und handelnd gerade zu Mitteln seiner Existenz gemacht werden, worin die Bestimmung des Menschen zur Handlung und seine unvergleichliche Sonderstellung zuletzt beruhen".(2) Hier wird noch der Gedanke Plessners transparent, daß der Mensch von Natur aus unnatürlich, ein Kulturwesen darstellt, das sich durch Reflexion die Mittel seiner Existenz selbst schaffen muß. Nach Gehlen ist der Mensch kein weiterentwickeltes Tier, sondern

---

1 Gehlen, A.: Der Mensch - seine Natur und seine Stellung in der Welt, Bonn 1958

2 Ebenda, S. 38



hat seit frühester Zeit den Weg zur Spezialisierung vermieden. Das enthebt auch der lange diskutierten Frage nach dem monströsen Zwischenglied zwischen Tier und Mensch in der Phylogenese. Nach Gehlen stammen Hominiden und Anthropoiden zwar von gemeinsamen Vorfahren ab, aber letztere haben sich frühzeitig abgezweigt und einen eigenen Entwicklungsgang eingeschlagen, indem sie infolge einseitiger Spezialisierung die auch bei ihnen ursprünglich vorhandenen Anlagen zu spezifisch menschlichen Eigenschaften einbüßten. Gehlen argumentiert hier im Sinne von Klaatsch: Danach besitzt der Mensch seinen eigenen, bis zum Tertiär hinauf reichenden Stammbaum; primitive Formen, in denen die Anlagen zu den spezifisch menschlichen Eigenschaften vorhanden waren, diese weiter ausbildeten und sich allmählich zum Menschen entwickelten, während die anderen Primaten, wohl aus derselben Wurzel stammend, dieser Entwicklung nicht folgen konnten, zurückblieben und andere Wege der Entwicklung einschlugen.(1)

Hier kann nicht weiter auf die rein biologische Abstammungsgeschichte eingegangen werden.

Wie Plessner sieht Gehlen den Menschen als das am wenigsten spezialisierte Wesen an und somit auch als das am weitesten der Natur entfremdete und am meisten verunsicherte. Je spezialisierte ein Lebewesen ist, desto "bornierter" verhält es sich aufgrund der instinktiven Sicherheit seiner Handlungen, die immer "passen" und nicht bewußt (im Sinne von reflektiert) werden müssen. Der Mangel des Menschen, der durch die Instinktreduktion und Entfremdung von der Natur entsteht, impliziert die Notwendigkeit der Bewußtmachung und Reflexion von Handlungen. Insoweit ist Gehlen mit Plessner eng verwandt. Ein Unterschied ergibt sich dadurch, daß Gehlen die Notwendigkeit der rudimentär vorhandenen Resttriebe betont,(2) die nötig sind, um den kreativen Akt der Kulturschaffung vom archaischen Material zu befreien, während bei Plessner die Triebhemmung bereits in der Natur des Menschen involviert ist.

---

1 Vgl. Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 91 ff

2 Ebenda, S. 55

Nach Gehlen bedeutet Hemmung einen Willensakt zur Unterdrückung inadäquater Resttriebe, die aber gerade zur Initiierung des kompensatorischen Elements nötig sind, das die Schaffung von Kultur ermöglicht. Bei Plessner hingegen ist durch die "exzentrische Positionalität" der zweite Pol des bipolaren Wesens Mensch bereits der kulturelle Pol an sich, braucht also nicht mehr gehemmt zu werden. Obwohl bei Gehlen wie bei Plessner der Mensch als Kulturwesen von Natur aus definiert wird, zeigt sich hier doch ein wesentlicher Unterschied in der Interpretation. Die bewußte Hemmung archaischer Triebe ist nach Gehlen auch deshalb möglich, weil nach seiner Evolutionstheorie Triebe im manifesten Sinne beim Menschen nicht mehr präsent sind, sondern lediglich im kulturellen Sinne als solche definiert werden. Da Kultur nach Gehlen ein Ausfluß der menschlichen Plastizität darstellt und somit steuerbar ist, sind die "Triebe" relativ leicht, eben durch Willensakte, zu hemmen bzw. zu "handhaben". Gehlen lehnt aus diesem Grunde auch die damals üblichen Trieblehren ab (Mc. Dougall kannte beispielsweise 18 Grundtriebe), die den Menschen relativ stark in seinem Tun determiniert sahen. Er schreibt: "Aus dieser inneren Plastizität der Antriebsstruktur heraus entsteht erst die Notwendigkeit, der jede Kultur auf ihre Weise folgt, eine bestimmte Hierarchie und Verteilungsregel der geforderten, tolerierten und verpönten Handlungen und eben damit auch der Bedürfnisse auszubilden und sie den jungen Menschen zu oktroyieren. Wir handeln nicht so oder so, weil wir bestimmte Bedürfnisse/Triebe L.B./ haben, sondern wir haben diese, weil wir selbst oder die Menschen um uns so oder so handeln".(1) In ähnlicher Weise urteilt er über Instinkte und Instinktresiduen, wobei er zwischen den einzelnen Begriffen nicht unterscheidet, eine Unterscheidung in diesem Sinne allerdings auch unerheblich wäre. Sind Bedürfnis- oder Instinkt- oder Triebresiduen (2) überhaupt vorhanden, wirken sie nur im Zusammenhang

---

1 Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 357

2 Gehlen spricht später nur noch von "Drängen"

mit dem sozialen Kontext und sind daher auch nicht abgelöst von ihnen zu erkennen. Selbst bei einem so deutlich scheinenden "Trieb" wie Hunger ist es danach so, daß die ausbrechende Befriedigungssucht bei solchen physiologischen Bedürfnissen den Menschen geradezu über die existentiell notwendigen Grenzen hinaustreibt. Er hat dann geradezu überdeterminierte Bedürfnisse, z.B. eben den Nahrungstrieb nicht nur zu befriedigen, sondern ihn zu kultivieren, wie es die Eßkultur widerspiegelt. Man kann demnach also geradezu von einem Bedürfnis nach Bedürfnissen reden, welche über die Existenzminima hinausgehen.(1)

Die unspezialisierten Dränge des Menschen lassen nach Gehlen nur die Möglichkeit offen, sich an der Erfahrung zu orientieren, welche der zunächst gestaltlosen Offenheit die Richtung weist: "Nur in diesem Hiatus können /rudimentäre L.B. / Bedürfnisse und Handlungen fortdauernd aneinander orientiert werden: die ersteren müssen mit Inhaltsumständen erfüllt, mit Erfahrungen behildert, mit differenzierten Erwartungen besetzt werden, um der Erweiterung des menschlichen Tätigkeitsumkreises in der Welt nachwachsen zu können, die durch Erkenntnis und Handlung dauernd erweitert und 'aufgebrochen' wird. Schließlich ist der Mensch fähig, an einer bestimmten, sehr mittelbaren /also nicht instinktiven L.B./ Tätigkeit ein ebenso bestimmtes 'Sachinteresse', geradezu ein Bedürfnis danach zu haben, während in seiner Seele das Bild und der Trieb nach dem Ziel dieser Tätigkeit ruhen und alle unmittelbaren Veränderungen überdauern".(2)

Instinkt- bzw. Triebresiduen sind hier lediglich als unspezifische Erregungslage gesehen, die über eine unmittelbare "Triebbefriedigung" hinaus ein movens für kulturelle Leistungen darstellen. Der Antriebsüberschuß ist dann das Korrelat der chronischen Bedürftigkeit des exponierten Wesens Mensch. (3)  
Handlung und Antriebe stehen also in keinem direkten Kausalzusammenhang, wie dies bei den Tieren der Fall ist. Die Befrie-

---

1 Vgl. Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 58

2 Ebenda

3 Ebenda, S.354 ff

digung der Bedürfnisse, die per se nicht erkennbar sind, muß aufgeschoben werden, 'denn die vorbereitenden Tätigkeiten, die aus den Sachumständen erst das Brauchbare erkennen und bearbeitend herausholen müssen, haben ihre eigene, den Tatsachen entsprechende Gesetzmäßigkeit. Danach ist es von größter Wichtigkeit, "die Erfahrung und Bearbeitung der Erfahrung sachlich-logisch zu betreiben, nicht aber den Strömungen affektiven oder begierigen Verhaltens auszuliefern, gerade weil vom Sacherfolg die Befriedigung der Bedürfnisse abhängt".(1)

So wird die Hemmung der Antriebe zum eigenen Bedürfnis durch das Mittel des Antriebsüberschusses. Der Mensch ist daher so geschaffen, daß seine Antriebe entwicklungsfähig und formbar sind; diese sind dann imstande, den Handlungen "nachzuwachsen", (2) die damit selbst zu Bedürfnissen werden. In diesem Sinne sind alle menschlichen Bedürfnisse zugleich "höhere" Bedürfnisse, nämlich Interessen an den Umständen, unter denen ihre Erfüllung möglich ist. Die Antriebe sind von Natur aus in dem Sinne plastisch, daß sie erkennend, probierend, erfahrend und verändernd einwirken, also "weltoffen" sind. Die Plastizität des Menschen hat nach Gehlen noch eine andere Wurzel: die der Unspezialisiertheit des menschlichen Gehirns. Gehlen lehnt die damals gängigen Cerebralisationstheorien ab, wonach in der medizinisch-neurologisch orientierten Psychologie die Annahme galt, daß der Mensch ein gehirnspezialisiertes Wesen sei. Gehlen griff zur Untermauerung seiner Gegenposition auf die Bolksche evolutionistische Fötalesationstheorie zurück, wonach der Mensch eine "Frühgeburt von Natur aus" darstellt, die in noch keinen Spezialisierungszustand eingetreten ist.(3)

---

1 Gehlen, A.: *Der Mensch...*, a.a.O., S. 361 f

2 Ebenda, Terminus S. 55

3 vgl. dazu modernere Theorien, wie z.B. diejenige von der "normalisierten Frühgeburt" Portmanns in: Portmann, A.: *Zoologie und das neue Bild des Menschen*, Reinbek 1956

Ein weiterer Grund dafür, die Gehirnspezialisierungsthese zu verwerfen, liegt in der Annahme der Entlastungsnotwendigkeit des Menschen.

Was versteht Gehlen unter "Entlastung"? Entlastung setzt Belastung voraus. Die Nichtspezialisiertheit und Instinktreduktion des Menschen bedeutet primär nicht, daß der Mensch alles kann, sondern daß er nichts kann. Der Begriff "Spezialisiertheit" zielt auf das Tier angewandt darauf, daß dieses nach einem evolutionen Prinzip in eine "passende" Umwelt hineingeboren wird, die jene spezifischen Instinktauslöser enthält, welche ihm das Überleben sichern. Der Mensch hingegen hat nach Gehlen keine angelegten Verhaltensmechanismen, die mit dazu passenden Auslösern in der Umwelt korrespondieren, er ist also verhaltensverunsichert, d.h., "belastet". Der Zwang zur Entlastung ergibt sich auch aus dem beschriebenen Antriebsüberschuß, der zur Handlung drängt, nicht aber die Art der Handlung determiniert. Entlastung entsteht nun dadurch, daß der Mensch selbständig aus seinen elementaren Belastungen Chancen der Lebensfristung macht, "indem seine motorischen, sensorischen und intellektuellen Leistungen... sich einander höher treiben, bis umsichtige Handlungsführung möglich ist." (1) So zieht der Mensch aus den, vom Tier her gesehen, abnormen Bedingungen gerade die Mittel seiner menschlichen Lebensführung.

Entlastung kann nun auf unterschiedlichen Niveau geschehen: einmal als primäre, durch Erfahrung entstandene Entlastung, welche den bewußt gesteuerten Umgang mit den Dingen zur Folge hat und einmal als sekundäre Entlastung durch kulturelle Entfaltung und Absicherung.

Was die primäre, "kleine" Entlastung anbelangt, kann zusammengefaßt folgendes gesagt werden: Weil keine "Passung" zwischen einem genetisch fixierten Handlungsablauf und den dazu gehörenden Auslösern in der Umwelt beim Menschen vorhanden ist, müssen zwischen Handlung und Handlungsziel Mittelglieder eingeschoben werden. Diese Mittelglieder müssen aber nicht jeweils neu geplant werden, sondern können in analog auftretenden Si

---

1 Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 67



tuationen quasi automatisch wieder eingesetzt werden; sie werden so zur Gewohnheit. Gerade dadurch, daß auf diese Weise das habitualisierte Verhalten dem Bewußtsein entgleitet und sich automatisiert, bildet es die Basis für ein höheres, auf ihm erwachsenendes variables Verhalten. "Alle höheren Funktionen des Menschen auf jedem Gebiete des intellektuellen und moralischen Lebens, aber auch der Bewegungs- und Handlungsverfeinerung werden nun dadurch entwickelt, daß die Ausbildung fundierender, stabiler Basisgewohnheiten die ursprünglich dort verwendete Motivations-, Versuchs- und Kontrollenergie entlastet und 'nach oben abgibt'".(1)

Gerade im zweiten Teil seines Werkes, das vor allem den Ruf Gehlens begründet hat, beschreibt er unter dem Titel: "Wahrnehmung, Bewegung, Sprache" (2) in sehr subtiler und differenzierter Weise die Art und Weise, wie der Mensch durch den Einsatz seiner "weltoffenen" Sinne das unendliche Überraschungsfeld der Umwelteindrücke ordnet, welche dominierende Stellung dem Primat der Bewegungsbeherrschung zukommt und wie sich Reflexion, Selbstgefühl, Identität und Kultur entwickeln.(3)

Es würde zu weit führen, die einzelnen Schritte hier detailliert nachvollziehen zu wollen. Auf wesentliche Gedanken, die sein Personkonzept transparent werden lassen, muß allerdings noch eingegangen werden:

Die oben beschriebene "kleine" Entlastung auf niederem Niveau, die im Grunde ein Pendant zur instinktgesteuerten Sicherheit der Tiere darstellt, führt durch die Steigerung desselben Prinzips zur "großen" Entlastung auf höherem Niveau, zur Kultur. In diese Kulturleistungen gehen "alle die Antriebs- und Affektmen-gen ein, die durch die Trivialisierung der gewohnheitsmäßigen Erfüllung des biologischen Bedarfs freiwerden".(4) Kultur beruht

---

1 Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 70

2 Ebenda, S.140 - 354

3 Vgl. ebenda

4 Ebenda, S. 71

also auf einem sukzessiven Aufbau niveaumäßig immer höher liegender Gewohnheiten, in welchen die ursprünglich unspezifischen Antriebe funktional gebunden sind. Die Kultur gibt dem Menschen das Gleichgewicht und die Sicherheit der tierischen Umwelt wieder. Sie entlastet den Menschen im Großen, indem sie ihn vom Überdruck der unspezifisch aufgenommenen Reize befreit, und zwar auf der Ebene der Sinne, der Motorik und als Ausfluß davon auch auf der sprachlichen Ebene. Erst so wird korrespondierend zur Kultur Personsein, Individualität und Identität möglich.

Der Übergang von der kleinen zur großen Entlastung geschieht einmal durch die Automatisierung von Erfahrungen und zum anderen durch die *idées directrices*; (1) Diese "Urphantasien" (2) wiederum haben zwei Wurzeln: einmal resultieren sie nach Gehlen aus den gemeinsamen Identifikationskriterien einer Gruppe, eines Volkes; zum anderen stellen sie nicht weiter beschriebene "Urphantasien" dar, die das Leben in irgendeiner Weise steuern. Hauptimpuls dieser Urphantasien ist das Bestreben der Menschen, die verlorene Sicherheit durch Identifikation mit dem instinkt-gesicherten Tier widerzuerlangen. Gehlen schreibt: "...im Tier bewundert der Mensch eine ihm nicht gegebene Weise des ungestörten, unbeeinflußbaren Daseins, also der 'Macht' - eine nicht menschliche und von seiner Phantasie als übermenschlich ausgelegte Vollkommenheit. Mit anderen Worten: die ganze konstitutionelle Disharmonie und Belastung der menschlichen Existenz - den Antriebsüberschuß, den Zwang zur Selbstführung, die Not der Arbeit, die Sorge der Voraussicht und das ewige Sterbensehen - alle diese vitalen, riskanten Komplikationen sieht man in der mühelosen, sicheren, stillen Lebendigkeit des Tieres gerade nicht, und darin unterscheidet sich der Mensch selbst vom Tiere, das 'göttlich' ist im Hinblick auf die gelassene, geheime Mächtigkeit seines Daseins". (3) In den leitenden Ideen ist nach Gehlen eine archaische Intentionalität ungewisser Bestimmung vorgegeben, um jene Vervollkommnung des Tieres auf höherer Stufe widerzuer-

---

1 Vgl. Gehlen, A.: Der Mensch..., n.d.O., S. 341 ff

2 Ebenda, Terminus S. 349

3 Ebenda

langen. Die einzelnen kulturellen Bedürfnisse sind damit allerdings noch nicht prädisponiert; diese ergeben sich wiederum aus der Bedürfnislage der Bezugsgruppen - zumindest weitgehend.

"Wir handeln nicht so oder so, weil wir bestimmte Bedürfnisse haben, sondern wir haben diese, weil wir selbst und die Menschen um uns so oder so handeln".(1)

Der Kristallisationskern menschlicher Handlungen sind die gesellschaftlichen Institutionen, welche durch die Zementierung der "großen" Entlastung die Möglichkeit zur subjektiven -begrenzten- Handlungsfreiheit eröffnen und zur Manifestierung und Perpetuierung einer Kultur unerlässlich sind.(2) Institutionen sind damit objektivierter und übergreifender manifestierter Zweckmäßigkeiten qua Gewohnheiten und leitenden Ideen; sie sind zu Kristallisationskernen einer Kultur geworden. Institutionen haben nach Gehlen die Aufgabe, die aus dem primär subjektiv zweckmäßigen Verhalten entspringenden generalisierten objektiven Zweckmäßigkeiten festzuhalten und ihnen dauerhaften Charakter zu geben.

Thematisch interessant sind noch einige Teilüberlegungen Gehlens hinsichtlich der anthropologischen Grundlage menschlichen Personseins; dazu muß auf seine Handlungs- und Sprachtheorie doch etwas näher eingegangen werden:

Durch die minimale Möglichkeit, sensorisch und motorisch auf Umweltreize zu reagieren sowie unter dem daraus entstehenden Handlungsdruck, der nicht allein bewältigt werden kann, entsteht Sprache. Sprache ist nach Gehlen "kommunikatives, umgehendes Sichverhalten, ferner 'Adeutungs'-oder Symbolleistung, selbstempfundene, sinnlich reflektierte Selbsttätigkeit und endlich herabgesetzter, entlasteter Kontakt mit der Welt ..."(3)

Sprache entwickelt sich also analog zu den Entlastungen, primär aus dem Motorischen heraus. Auch sie ist im Zusammenhang mit der Bedürftigkeit des Menschen zu sehen; der Modus der Sprachentwicklung ist dem Menschen also schon auf der vorsprachlichen Stufe vorgegeben. Zum weiteren Hintergrund:

---

1 Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 357

2 Vgl. ebenda, S. 412 ff; vgl. auch: Gehlen, A.: Urmensch und Spätkultur, Bonn 1956 und ders.: Anthropologische Forschung, Reinbek 1961

3 Gehlen, A.: Der Mensch...a.a.O., S. 49

Das Tier lebt zeitlos, der Mensch hat "keine Zeit", d.h., die Vorbereitung auf das Morgen ist nötig, da sonst das Morgen nichts erhält, wovon der Mensch leben könnte. Der Mensch steht damit unter Handlungszwang – da sein Handeln aber nicht instinktiv gesteuert ist, macht dies die Bewußtmachung der Handlungen nötig, woraus sich letztlich die Orientierung an Erfahrungen, Traditionen, Kultur und Geschichte ergibt.

Was die Rolle des Bewußtseins anbelangt, geht Gehlen in diesem Zusammenhang von der Theorie M. Pradines aus, dessen zentrale These lautet: "Das eigentliche Mittel, das die Intelligenz brauchte, um aus der direkten Reizung die Wahrnehmung zu entwickeln, war die Sensibilisierung des Lebewesens gegenüber Reizungen von immer geringerem Affektwert, eine Sensibilisierung, die nicht mehr einer aggressiven Einwirkung, sondern ihrer zunehmend entfernten Drohung entspricht".(1)

Die Intelligenz wird hier also auf den untersten Schichten der Wahrnehmung schon vorausgesetzt; die Fernwahrnehmung entlastet den Organismus von der unmittelbaren, approximativ taktilen Berührung. Wahrnehmung, Intelligenz und Motorik sind somit eng miteinander verquickt. Das sich entwickelnde Gefühl der Subjekthaftigkeit und die Reflexionsfähigkeit sind ebenfalls in den Kontext Wahrnehmung und Bewegung eingebunden:

"Die zur Plastizität und zur Selbstführung bestimmte menschliche Motorik muß sich zunächst einmal in sich selbst ergreifen, und das Selbstgefühl der eigenen Tätigkeit ist die Lustquelle dieser Bewegungen". Die Bewegungen sind dabei noch nicht bewußt, doch "durch die dabei auftretenden Empfindungen/wird L. B./ein entfremdetes Selbstgefühl der eigenen Bewegungen vermittelt...".(2)

Dies ist die Vorstufe zur bewußten, reflexiven Bewegung und auch die Voraussetzung zur bewußten, geplanten Motorik.

Auch die Sprache läßt sich von diesen Voraussetzungen her ableiten, da sie die Grundlage des Sprech-Hörsystems darstellt.(3)

Dieses System funktioniert durch die Doppelfunktion des Lautes,

---

1 Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 73; zitiert nach Pradines, M.: Philosophie de la sensation, 1932, Bd. 3, (ohne Ort), S. 378

2 Ebenda, S. 143

3 Vgl. ebenda, S. 150 ff

der ebenso "motorischer Vollzug des Sprechwerkzeuges wie selbstgehörter, zurückgegebener Klang ist".(1) Weil die Sprache im Bewegungsleben liegt, erlaubt sie auch das Festhalten der labilen und flüssigen Bewegungsintentionen. Daraus ergibt sich nach Gehlen, daß wirklich gesteuerte Bewegungen mit finalem Charakter ohne Sprachzuordnung unmöglich wären.(2) Zur Sprache gehört auch der wiedererkannte Laut; es präzisieren sich bestimmte Lautantworten gegenüber wiederholten Eindrucksfolgen mit Entlastungserfolg.(3) Entlastung aus der Sprache ergibt sich so aus dem kommunikativen Umgang mit den Inhalten, "der sie schließlich zu einer symbolisch angedeuteten Bekanntschaft entläßt".(4) Als Erfolg dieser grundlegenden Erfahrungsbewegung entwickelt sich schließlich eine Welt hochstufiger Symbolik, innerhalb derer sich der Mensch in gekonnten, erfolgssichernden Bewegungen und Handlungen verhalten kann. Diese Symbolik scheint von den Gegenständen abgelöst zu sein, und sie bildet eine relativ eigene Welt der Begriffe und Vorstellungen. So entstehen Geist und Kultur, Denken in Vergangenheit und Zukunft sowie Tradition.

Sprache macht letztlich zwischen wirklichen und vorgestellten Dingen keinen Unterschied - dadurch wird der tatsächliche Unterschied verwischt. Die Realität wird so nach der vorgestellten Wirklichkeit interpretiert. Diese Vorstellung hat zwar eine Affinität zur Wirklichkeit, da Sprache mit ihr korreliert (das Erlernen der Sprache ist exogen bedingt), doch ist sie verändert: "Weil die/Entwicklung der/Sprache von vornherein in Umgang er-

---

1 Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 144

2 Vgl. ebenda, S. 251 ff

3 Ebenda, S. 255 ff

4 Ebenda, S. 271



folgt, weil der fremde, von außen andringende Laut im Nachvollzug in Eigentätigkeit verwandelt wird und nun am Selbstgefühl der Lebenstätigkeit teilnimmt, so werden später alle von der Sprache überhaupt betroffenen Weltbestände in das Bewußtsein intimer eigener Verfügbarkeit gezogen. Durch die Sprache werden den Dingen nicht 'Zeichen' aufgeklebt, sondern sie werden in unseren Umgang verwickelt, intim und zu Teilnehmern unseres Lebens".(1)

Das Erkennen der "Dinge an sich" ist also nicht mehr möglich, die äußere und die innere Welt gleichen sich an. Die äußere Welt wird nach der inneren und umgekehrt interpretiert, weil der Mensch sie nur in gegenseitiger Interpolation erleben kann. Die Sprache ist dabei die zentrale Mitte dieses Zusammenhangs von Eindruck und Ausdruck. Die Kognition spielt in diesem Zusammenhang folgende Rolle:

Sobald sich Bewegung und Sprache mit Weltinhalten angereichert haben, also kommunikativ geworden sind, lebt man sie sozusagen nicht nur, sondern lebt in ihnen, sie werden bewußt eingesetzt und steuerbar. Sprache und Denken korrespondieren miteinander, oder anders: Denken ist verinnerlichte Sprache, Probehandeln im Geiste.(2) Allerdings nicht nur: aus unbewußten Prozessen dringt manchmal ein "Bedeutungsgefühl"(3) ins Bewußtsein, vor allem bei Entdeckungen und Neueinfällen. "...aber eine wirkliche Bedeutung ist erst vorhanden, wenn ein Wort oder wenigstens ein vorgestelltes Schema da ist, an dem man dieses Bedeutungsgefühl 'festmachen' kann".(4) Ein reines, abgelöstes Denken als Vollzugsfolge ist nach Gehlen nicht möglich: entweder ist es anschaulich oder auf Sprachhilfen gestützt.

Es würde zu weit führen, die fünf Sprachwurzeln nach Gehlen in diesem Zusammenhang in Betracht zu ziehen und zu diskutieren, sie sind für einen Personbegriff pädagogischer Relevanz auch von sekundärer Bedeutung. Zum

---

1 Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 152

2 Vgl. ebenda, S. 287

3 Ebenda

4 Ebenda

Personbegriff Gehlens muß noch ergänzt werden:

Wie ausgeführt, entsteht eine untere Stufe der Reflexionsfähigkeit durch die auftretenden Empfindungsphantasien bei den primär realitätsdruckabhängigen Bewegungen. Die reflektierte Bewegung und somit eine höhere Stufe der Reflexion ist erst durch die erfahrungsbedingt planbare Motorik möglich geworden. Die höchste Stufe der Reflexion ergibt sich schließlich durch die ebenfalls sensomotorisch begründete Sprache, die mit Denken als innerem Sprechen synonym gesetzt wird. Der Mensch wird sich hier selbst zum Objekt; auch die Umwelt kann unter dieser Voraussetzung zum Objekt werden. „In die Rolle dieses Du rückt jedes beliebige Ding...dann ein, wenn wir es 'in Erfahrung ziehen'".(1) Die Bipolarität des Menschen ist hier also die Voraussetzung für die distanzierte, "objektive" Erfassung der Umwelt, die objektiv allerdings nur im Sinne des bereits durch den Handlungsvollzug Verändertseins ist. Im Unterkapitel: "Optische Gestalten und Symbole"(2) beschreibt Gehlen die Notwendigkeit der Reflexivität für die im obigen Sinne objektiven Umwelterfahrungen.

Wir haben die Dinge nicht an sich, "...sondern nur als assimilierte und angeeignete eingeschmolzen in die Vielfalt unserer Tätigkeiten, mit denen wir das Gesehene betasten, das Erwartete aussprechen, das Erinnernte 'begreifen' und das Bewegliche behandeln....Eben damit werden sie für und zu dem, was sie selbst sind, ihre sachliche Objektivität ist ihr 'Dahingestelltsein'", in dem sie andeuten, was an möglichen Umgangsfolgen und entwickelbaren Eigenschaften in ihnen steckt".(3)

Mit der Objektivierung der Dinge werden sie auch verfügbar; hier geht der Weg von der Wirklichkeit zur Möglichkeit - damit entsteht eine neue, vom Menschen unabhängige Realität. Verfügbarkeit schafft aber auch Intimität mit der Welt, allerdings im Gegensatz zum Tier auf einer transzendenten Ebene. Die verfüg-

---

1 Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 178

2 Ebenda, S. 168 -194

3 Ebenda, S. 189

bar gemachte Welt mit neuer Intimität, die Kulturwelt also, liegt somit in der Natur des Menschen; anders als bei Plessner aber im Sinne einer Folgeerscheinung seiner Reflexivität, die sich aus der menschlichen Sphäre ableitet. Die Welt, in der der Mensch lebt, gehört nicht zu seiner Natur, sondern sie kann höchstens als seine "zweite" Natur bezeichnet werden, die er aus sich heraus erst schaffen muß; durch diese Leistung allerdings wird er notwendigerweise sein eigenes Thema. Den "Charakter" eines Menschen erkennt man dann daran, wie und an welcher Stelle er in das kulturelle Umfeld eingreift und wie er darin verändernd tätig ist.(1)

---

1 Vgl. Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 400 - 412

### 2.2.2. Zur näheren Definition und Kritik des Menschenbildes A. Gehlens

Der hauptsächliche Unterschied des Personbegriffs Plessners zum Personbegriff Gehlens besteht darin, daß Plessner den zweiten Pol des "bipolaren Wesens Mensch" in der soziokulturellen Umwelt vorgegeben sieht, während Gehlen beide Pole in die intrapsychische Sphäre verlegt. Der Mensch wird bei Plessner zum Kulturwesen von Natur aus, bei Gehlen zum Kulturwesen infolge seiner Natur. Das Vorhandensein des Gehirns als intelligente und reflexive Größe wird bei Gehlen a priori vorausgesetzt. Nie wird infrage gestellt, daß es sich beim Menschen um ein schöpferisches, reflexives und sich selbst infrage stellendes Wesen handelt. Lediglich durch seine Instinktreduktion wird der Mensch zum Mängelwesen; verstärkt wird dieser Mangel allerdings dadurch, daß er durch seinen genetisch bedingten Drangüberschuß unter Handlungsdruck steht, die Kanalisierung des Handelns aber eben nicht automatisiert erscheint. Gehlen betont in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit der Dranghemmung, die der Mensch durch Willensentscheidung zum Zwecke der geplanten Zukunftsbewältigung zu leisten hat. Der Mensch wird also gleichzeitig als instinktreduziert und drangabhängig definiert; er benötigt seinen unspezifischen Drangüberschuß als Antriebsgrundlage, gleichzeitig muß er durch willentliche Hemmung des Dranges die Kanalisierung vorantreiben.

Verschiedene Punkte bleiben hier unklar: Wenn der Drang etwas Unspezifisches darstellt, worauf es Gehlen ja wesentlich ankommt, ist nicht zu verstehen, wieso er überhaupt gehemmt werden muß und nicht unmittelbar als Energie für ein je spezifisches Tun genutzt werden kann. Wenn andererseits der Mensch zu Willensakten und Reflexion fähig ist, kann selbst der unspezifische Drangüberschuß als überflüssig angesehen werden; der Mensch könnte dann nicht nur als instinktreduziert, sondern als instinktfrei definiert werden.<sup>(1)</sup> Allerdings "braucht" Gehlen den

---

<sup>1</sup> Später soll noch genauer auf die Instinktproblematik eingegangen werden. Es wird sich zeigen, daß der Mensch nicht als instinktfrei, aber auch nicht so weitgehend als instinktreduziert gelten kann wie Gehlen dies annimmt.

unspezifischen Drang auch zur Erklärung der angenommenen idées directrices, welche in dem Denken vorgelagerten ideativen Bewußtsein zur Auswirkung kommen. Dieses eingeborene ideative Bewußtsein wirkt als mittelbares Regulativ; die aus diesem ideativen Bewußtsein entspringenden Handlungsphantasien sind als solche noch nicht reflektierbar, sie werden es erst durch die Handlungserfahrung, welche den Rückbezug auf so oder so bewältigte Situationen ermöglicht. Innere Erfahrung ist demnach mit äußerer Erfahrung kongruent. Das Aufschieben primärer Impulse legt erst ein Inneres bloß, das durch Erfahrungen ein orientiertes, mit Vorstellungen des äußeren Seins besetztes Inneres wird. Die Sacherfordernisse des Handelns werden nun zu gerichteten Bedürfnissen, die als solche kraft gemachter Erfahrungen überprüft werden können und somit reflexiv werden. Haltungen entstehen dann weiterhin durch sukzessive Auskristallisierung von Gewohnheiten.

Die Genese des Denkens und der Reflexivität hat nach Gehlen ihren Ursprung in der Sensomotorik. Reflexives Bewußtsein ist also die Kombination zwischen ideativem Bewußtsein und Handlungserfahrung. Eine weiterentwickelte, komplexere Stufe von Handlungserfahrung und ideativem Bewußtsein (somit auch von Reflexivität) stellen auf der Ebene der "großen Entlastung" die kulturellen Institutionen dar. Wenn die Verfügbarmachung von Welt durch willentliches Handeln die eine Stufe der personalen Reflexivität des Menschen ausmacht, so ist die Kristallisation des ideativen Bewußtseins und der Handlungserfahrung in den kulturellen Institutionen die andere. Dadurch, daß die Hilfstermini: "Handlungsphantasien" bzw. "regulative Ideen" als genetisch fixierte Größen eingeführt werden, wird der Mensch allerdings gerade derjenigen Handlungsfreiheit und Weltoffenheit zumindest teilweise wieder beraubt, auf die es Gehlen so sehr ankommt. Eine ähnliche - wenn auch nicht so starke - Umweltimmanenz qua genetischer Vorgabe wie bei den Tieren wird so auf einem sehr dezidiert dargestellten Umweg wieder eingeführt. (1) Menschliches Personsein verliert damit einen Teil seines Exponiertseins und Reflexion wird nur innerhalb genetischer Rahmenbedingungen

---

† Vgl. dazu auch Zeltner, H.: Dilemma und Freiheit - zur Philosophie A. Gehlens, in: Soziale Welt Nr. 18, 1967.

Jonas, F.: Die Institutionenlehre A. Gehlens, Tübingen 1966



möglich, deren Grenzen durch die Erfahrung und das ideative Bewußtsein gesetzt werden. Zur selbsttätigen Entlastung werden die reflexiven Leistungen sowie die Annahme der Weltoffenheit nicht voll verwertet. Die Eigentätigkeit, durch die sich laut Gehlen der Mensch seine Existenz sichern muß, ist dann nur noch bedingt möglich. Die Möglichkeit, die das Erfahrungslernen als nicht-genetische Größe bieten könnte, doch noch zu einer umfassenderen Reflexionsmöglichkeit zu gelangen, wird m.E. zuwenig genutzt. Um dies zu leisten, müßte noch eine andere Größe zusätzlich angenommen werden, auf die im weiteren Fortgang der Arbeit noch wiederholt eingegangen wird: eben die prinzipielle Offenheit des Menschen. Wie sich aus dem Erfahrungslernen des Menschen allein Reflexivität entwickeln kann, wird trotz der differenzierten Beschreibung Gehlens nicht ganz einsichtig, da beispielsweise Erfahrungslernen trotz ihrer Instinktgebundenheit auch bei Tieren möglich ist und sie dennoch nicht zur Reflexion gelangen.

Ist aber die Grundlage der ersten Reflexionsstufe fraglich, dann auch die zweite, die kulturelle, da sie auf der ersten aufbaut.

Bei der Sprachtheorie Gehlens zeigt sich dieselbe Problematik, da sie ja einen in den Gesamtkontext integrierten Teilbereich darstellt. Die Sprache ist nach Gehlen im Rahmen der Erfahrungsbildung eine wesentliche Kategorie zur Erklärung der Reflexivität. Wie alles Erfahrungslernen entwickelt sich nach Gehlen auch die Sprache aus der Sensomotorik.(1) Ursprung der Sprache ist die Möglichkeit der Rückempfindung der Bewegungen. Dieses Rückempfinden drückt sich in Lauten bzw. "Lautgesten" aus. Der selbstempfundene Laut, der gehört und wiederholt wird, ist der Prototyp dieser rückempfundenen Erfahrung und symbolisiert diese

---

1 Es wurde schon wiederholt der Begriff "Sensomotorik" verwendet. Der Begriff "Sensomotorik" stammt nicht von Gehlen, sondern ist von Piaget entlehnt. Er meint das unreflektierte motorische Reagieren und Handeln auf Sinneseindrücke hin und scheint in diesem Zusammenhang gerechtfertigt, da er genau die Ausgangsbasis des Erfahrungslernens nach Gehlen bezeichnet.

gleichzeitig. Diese Rückempfindung hat aber mit eigentlicher Reflexion nicht vieles gemeinsam - kann sich nur dadurch auch nicht zu dieser entwickeln.

Sprache ist bei Gehlen primär allerdings kein Mittel der Reflexion. "Welt" wird zwar durch Sprache besetzt und zur Verfügung gestellt, doch nicht transzendiert. Sprache ist mit Denken kongruent - wie bei Piaget - und Probehandeln im Geiste - ähnlich wie bei Freud. Denken entwickelt sich aber im praktischen Vollzug, wie ausgeführt wurde; d.h., dem Menschen ist eine begrenzte, eine praktische Intelligenz eigen. Analoges gilt für die Sprache. Der Doppelaspekt, dessen Annahme für die Reflexionsmöglichkeit obligatorisch ist, ergibt sich dann nicht aus einer transzendierenden Fähigkeit des Menschen, sondern aus der Benennung. Die Welt der Symbole entspricht der Welt der erfahrenen Realität.

Die so definierte Bipolarität des Menschen ist also eine völlig andere als bei Scheler oder Plessner. Gehlen polemisiert dann auch stark gegen die Auffassung, daß das Zentrum, von dem aus der Mensch reflexiv werde, nicht selbst ein Teil dieser Welt sein könne. Das Bewußtsein, in dem die Dinge und wir selbst als Objekt erscheinen, kann nicht von dem gesamten Unterbau getrennt werden. (1) Personsein erscheint nicht wie bei Scheler oder Plessner aufgrund der distanzierten Reflexion der Welt möglich, sondern aufgrund der Verfügbarkeit für die Welt. Die Außenwelt, so wie der Mensch sie handelnd gewinnt, wird zum Komplement seiner Innenwelt; es entsteht eine enge Korrespondenz beider, die stabilisierend wirkt. Die Objektivität der Welt ist die Objektivität durch die Verfügbarmachung. Die "Welt an sich" ist dem Menschen nicht erkennbar. Die "gemachte" und als objektiv empfundene Welt wirkt auf den Menschen stabilisierend; Stabilisierung der Innenwelt durch Stabilisierung der Außenwelt! Dies ist der rote Faden, der sich durch das Werk Gehlens zieht und der in der Institutionentheorie seinen Abschluß findet. Fraglich bleibt hier allerdings das Ursache/Wirkungsverhältnis.

---

1 Vgl. Gehlen, A.: Der Mensch..., a.a.O., S. 191

Da nach Gehlen die Stabilisierung der Außenwelt durch Erfahrungslernen geschieht, dieses Erfahrungslernen aber nur in Kombination mit genetischen Vorannahmen mit der Zeit zu gezieltem Handeln und Kultur führt, wird damit entgegen seiner Intention das Verhältnis eher umgekehrt. Folgt man nämlich Gehlens psychomotorischem Ansatz, dann wäre eher die Stabilisierung der Außenwelt die Folge der latent prästabilisierten Innenwelt. Der in dieser Weise geführte Gedankengang wäre dann auch in gewissem Sinne "humaner", da die gemachte Außenwelt keine stärkere Existenzberechtigung mehr hätte als die subjektive oder kollektivierte Innenwelt, die vielleicht die Außenwelt entscheidend verändern will. Doch auch hier wäre das Handikap in den genetischen Hilfstermini zu suchen, welche eine weiterreichende Reflexionsmöglichkeit und ein verantwortetes Wollen nur begrenzt ermöglichen.

Nach Gehlen wird das Verhalten des Menschen zusätzlich dadurch stabilisiert, daß der Mensch in der Interaktion mit den anderen Menschen die Antwort des Anderen in sein eigenes Verhalten bereits antizipatorisch mit hineinnimmt.<sup>(1)</sup> Bei Gehlen bedeutet dies die vom generalisierten Personsein ausgehende gemeinsame Interpretation von Welt, die kraft Sprache symbolisiert bei jedem Menschen der gleichsprachigen Bezugsgruppe vorhanden sein muß. Auch hier zeigt sich, daß Personsein und Reflexivität sich nicht wie bei Plessner durch Distanzierung ergeben, sondern durch Verfügbarmachung und Intimität. Die Frage, auf welche Weise die Gemeinsamkeit der Interpretation in der Bezugsgruppe zustande kommt, beantwortet Gehlen mit der Gemeinsamkeit der Erfahrungen. Diese setzt m.E. allerdings die Gruppe als Gemeinschaft schon voraus. Die schon erwähnten Urphantasien als zusätzliches gemeinsames Bindeglied zu benutzen führt auch nicht weiter, da sich dann die Unterschiedlichkeit der einzelnen Kulturen nicht mehr erklären läßt; abgesehen davon wurde die Annahme solcher Phantasien ohnehin als problematisch herausgestellt.

---

1 Der hier ins Auge fallende Bezug zu Mead ist m.E. verfehlt, da Mead das Subjekt/Objektverhältnis von anderen Voraussetzungen her bestimmt; davon später.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß bei Gehlen der Mensch weniger als Mängelwesen erscheint, als es seiner Intention entspricht, da durch die verwendeten Hilfstерmini zumindest Instinktresiduen angenommen werden, welche vom naiven Umgang mit der Welt bis hin zur institutionell verfestigten Kultur eine tragende Rolle spielen. Wenn auch keine Handlungs-direktiven damit verbunden sind, so doch Rahmenbedingungen für relativ eindimensionales Handeln, welches sich im Wir-Gefühl der Gruppe und gemeinsamer kultureller Symbolik niederschlägt; damit ist aber auch seine Weltoffenheit begrenzt. Es wäre sicher verfehlt, einen Fehler Gehlens darin erkennen zu wollen, daß er den Menschen noch immer für zu trieb- bzw. dranghaft hält. Ein Fehler besteht m.E. allerdings darin, die biologische Grundlage des Menschen zu wenig von seiner reflexiven Intelligenz zu trennen. Wird der Mensch als ein Wesen gefaßt, das zwar eine phylogenetisch determinierte Existenzgrundlage aufweist, gleichzeitig aber über diese hinauszuwachsen in der Lage ist, können noch weit mehr - und zwar direkt benennbare - Triebe und Instinkte beim Menschen konstatiert werden, ohne daß damit notwendigerweise eine größere Einschränkung seiner Handlungsfreiheit verbunden sein muß. Sowohl die dynamische Psychologie als auch die Verhaltensbiologie haben detailliert auf die Eigendynamik des menschlichen Triblebens hingewiesen, ohne allerdings die Freiheitsgrade genügend zu berücksichtigen. Die nächsten Kapitel sollen sich eingehender mit dieser Thematik beschäftigen.

### 3. Das Menschenbild in der neueren Verhaltensbiologie

#### 3.1. Die Instinktgebundenheit des Menschen nach K. Lorenz

##### 3.1.1. Die Dominanz des Aggressionstrieb und seine Bedeutung für das Menschenbild K. Lorenz'

Den Thesen Schelers, Plessners und Gehlens gemeinsam ist die Feststellung der "Weltoffenheit" und damit der Plastizität des Menschen; danach muß sich der Mensch seinen Lebensplan weitgehend selbst gestalten, trotz seiner biologischen Fundamente. Die Verhaltensbiologie hat dagegen einen wesentlich enger gefaßten Personbegriff, der Mensch ist stärker trieb- bzw. instinktgesteuert.

Als wichtigster deutscher Repräsentant dieser Provenienz soll zunächst K. Lorenz behandelt werden, in dessen Denken die Ergebnisse von Tinbergen, Craig und anderen Forschern eine gewisse Synthese finden.

Der Instinktbeegriff bezeichnet bei Lorenz ein System ineinandergreifender, angeborener Verhaltensweisen, das unterteilt ist in:

- endogen-automatische Bewegungsabläufe,
- angeborene auslösende Mechanismen und
- Auslöser, die primär in der Umwelt verankert sind, im Sonderfall aber auch Selbstauslöser sein können.(1)

Der Triebbegriff kommt bei Lorenz kaum vor und kann wohl mit den endogen-automatischen Bewegungsabläufen durch Selbstauslösung gleichgesetzt werden.

Die endogene Reizproduktion läßt sich durch die Schwellenerniedrigung feststellen; Instinkthandlungen sind umso früher auslösbar, je länger sie nicht ausgeführt wurden, im Extremfall können sie sich als Leerlaufreaktion selbst auslösen.(2) Umgekehrt sinkt die Bereitschaft zum Vollzug einer Instinkthandlung, wenn ihre Auslösung zu oft provoziert wurde. Als Aktivierungszentren der Instinkte werden zentralnervöse Automatismen angenommen, die hier nicht näher erläutert zu werden brauchen, da sie für das Thema kaum eine Rolle spielen.

---

1 Vgl. Lorenz, K.: Über tierisches und menschliches Verhalten, Bd.2, S. 132 ff

oder: Jers.: Über tierisches und menschliches Verhalten, Bd. 1, S. 283 - 380; München 1965

2 Vgl. ebenda



Unter angeborenen auslösenden Mechanismen (AAM) werden von außen her aktivierbare Potentiale gesteuerter Energie zentralnervöser oder hormonaler Art verstanden, die einen immer gleichen, gerichteten Handlungsablauf intendieren. Dazu sind allerdings im "Normalfall" Schlüsselreize nötig, die aber umso schwächer auftreten müssen, je stärker die endogen erzeugte Spannung anwächst und die Hemmschwelle sinkt. Im "Sonderfall" – bei hoher innerer Spannung – ist kein exogener Auslöser mehr nötig. Die exogenen Auslöser müssen zu den endogenen Adaptoren "passen", um die instinktive Handlung ablaufen zu lassen.

Mit "Appetenzverhalten" wird diejenige Verhaltensweise bezeichnet, die zum Aufsuchen einer instinktauslösenden Reizkonstellation drängt; je weniger exogene Auslöser anzutreffen sind, desto stärker wird das Appetenzverhalten.

Schematisch-analytisch läuft instinktives Verhalten folgendermaßen ab:

- physiologisch-endogene, rhythmische Erregung kanalisiert sich nach anfänglicher Diffusion,
- sie wird dann zielgerichtet und funktional und
- braucht (normalerweise) einen mehr oder weniger starken Auslöser, der die Handlung in Gang setzt.

Inwieweit ist der Mensch nach Lorenz instinktgesteuert und wie sieht der Personbegriff Lorenz' aus?

Wenden wir uns zuerst seinem Standardwerk: "Das sogenannte Böse" zu. (1)

Der "Kampf ums Dasein" ist nach Lorenz nicht, wie Darwin dies annahm, der Kampf verschiedener Arten untereinander, sondern die Konkurrenz der gleichen oder nah verwandter Arten. So rottete z.B. der Dingo, der in Australien eingeführt wurde, nicht die Tiere aus, auf die er Jagd machte, sondern einzig

---

1 Lorenz, K.: Das sogenannte Böse; Wien 1965

Beuteltierarten, die auf dieselben Tiere Jagd machten.(1)  
 Auch zeigt der Löwe keine Aggressivität seiner Beute gegenüber.  
 Aggression – das sog. Böse – kommt lediglich innerhalb derselben Art vor, als intraspezifische Aggression (2) oder als Abwehrhaltung dem Freßfeind gegenüber.

Die intraspezifische Aggression wirkt sich nun beim Menschen als höchstentwickeltem Tier (nach Lorenz) besonders problematisch aus, da spezifische Hemmechanismen nicht mehr vorhanden sind, welche Tiere gleicher Art meist davor bewahren, sich gegenseitig zu vernichten. Dazu kommt, daß durch den hohen Grad der Naturbeherrschung die Chance der kollektiven Vernichtung der eigenen Art beim Menschen weiter ansteigt. Homo homini lupus .

Die Schwellenerniedrigung und das Appetenzverhalten sind nun nach Lorenz nur bei wenigen instinktiven Verhaltensweisen so deutlich ausgeprägt wie bei der intraspezifischen Aggression.(3)  
 Eine Möglichkeit der Kanalisierung der Aggressivität in konstruktive oder wenigstens neutrale Bahnen ist die Ritualisierung, die sich aus einer ursprünglich instinktiven Bewegung entwickelt hat.(4) Das Ritual wird damit genotypisch kopiert und nicht gelernt! Die neuentstandene Motorik der ritualisierten Verhaltensweisen trägt nach Lorenz durchaus den Charakter einer selbst-

---

1 Vgl. Lorenz, K.: Das sogenannte Böse, a.a.O., S. 39 ff

2 Ebenda

3 Ebenda, S. 84 ff

4 Ebenda

ständigen Instinktbewegung. Auch die auslösende Situation, die in solchen Fällen weitgehend durch das Antwortverhalten der Genossen bestimmt wird, nimmt alle Eigenschaften der triebstillenden Endsituation an, die um ihrer selbst willen angestrebt wird. So wird die ursprünglich anderen Zwecken dienende Handlungskette "zum Selbstzweck, sowie sie zum autonomen Ritus geworden ist".(1) Die Ritualisierung ist also kein Epiphänomen, sondern ein echter Instinkt mit Appetenzeigenschaften. Menschliche Ritualisierung ist aber die Grundlage der Kultur, somit ist die Kultur des Menschen natürlich und instinkthaft grundgelegt.

Unterschiedlich zu Gehlen sieht Lorenz die Kultur in der Erbmasse verankert und nicht als erlernt an.

Der arterhaltende Zweck der Ritualisierung ist deutlich: "Für ein Lebewesen, das der Einsicht in ursächliche Zusammenhänge entbehrt, muß es in hohem Maße nützlich sein, wenn es an einem Verhalten festhält, das sich einmal oder wiederholt als zum Ziele führend und als gefahrlos erwiesen hat".(2)

Rituale sind nach Lorenz weitgehend durch Übersprungshandlungen entstanden.(3) Der Ritus verdeckt dabei das Wesentliche nicht, sondern ist das Wesentliche!(4) Aus den Handlungsresiduen entwickelten Ritualen folgt Interaktion und Kommunikation. Lorenz spricht von prägnanten Symbolen (5), deren Eigenschaften sich aus ihren Mitteilungsfunktionen erklären lassen: "Die Eindeu-

---

1 Lorenz, K.: Das sogenannte Böse, a.a.O., S. 102

2 Ebenda, S. 109

3 Vgl. ebenda, S. 109 ff.; so ist nach Lorenz beispielsweise das Friedenspfeifenritual der Indianer aus einer Verlegenheitssituation des Nichtkämpfens heraus entstanden.

4 Ebenda, S. 115; Sinn des Symbols und das Symbol selbst bilden nach Lorenz eine Einheit.

5 Ebenda, S. 115

tigkeit des Symbols wird dadurch gewährleistet, daß die ursprüngliche, variable Vielfalt der Handlungsmöglichkeiten zu einem einzigen, in sich starren Ablauf zusammengeschweißt wird".(1) Sinngehalte werden dadurch verkürzt und nur durch diese "Rationalisierung" ist auch Fortschritt möglich. Ohne Gewohnheiten und Traditionen gibt es nach Lorenz keine Treue, keine Verständigung und kein Gesetz. Die Gefahr dabei ist allerdings, daß Rituale aufgrund unterschiedlicher, ursprünglicher Handlungsimpulse nur von einem Teil der Menschen verstanden wird, sodaß durch die Völker- und Gruppenbildung eine zusätzliche Quelle intraspezifischer Aggression geschaffen wird.(2)

Nach Lorenz gibt es drei große Triebquellen: Aggression, Flucht und Sexualität. Dieselben sind mischbar. Lorenz führt eine große Zahl von Beispielen an, die diese These stützen.(3)

Die Aggression ist in diesem Zusammenhang nach Lorenz die Grundlage des "persönlichen Bandes", von Freundschaft und Liebe. "Das

1 Lorenz, K.: Das sog. Böse, o.a.O., S. 115

2 Vgl. ebenda, S. 121

3 Ebenda, S. 119 ff; z.B. greifen Graugänse - oft nur scheinbar - männliche Rivalen an, kommen dann mit einem Triumphgeschrei zum Weibchen zurück, dieses stimmt in das Geschrei mit ein und ist dann paarungsbereit. Auch beim Menschen lassen sich danach Beispiele auf analoger Grundlage finden. Hier stellt sich natürlich die Frage der grundsätzlichen Übertragbarkeit von tierischem Verhalten auf den Menschen. Im Kapitel: Predigt der Humilitas (S. 309-333) versucht Lorenz nachzuweisen, daß die Ähnlichkeiten insbesondere der höherentwickelten Wirbeltiere mit dem Menschen überaus groß sind und daß der Mensch lediglich den evolutiven Gipfel einer mehr oder weniger linearen Entwicklung darstellt.

Die Ausführungen Lorenz' können nicht voll befriedigen, da die qualitativen Unterschiede zwischen Mensch und Tier m.E. nicht stark genug berücksichtigt werden - so z.B. im Bereich des Denkens und der Sprache.

persönliche Band entstand im Laufe des großen Werdens ohne allen Zweifel zu dem Zeitpunkt, als bei aggressiven Tieren das Zusammenarbeiten zweier oder mehrerer Individuen zu einem der Arterhaltung dienenden Zweck, meist wohl der Brutpflege, notwendig wurde. Das persönliche Band, die Liebe, entstand zweifellos aus der intraspezifischen Aggression, in mehreren bekannten Fällen auf dem Wege der Ritualisierung eines neuorientierten Angriffs oder Drohens. Da die so entstandenen Riten an den Partner gebunden sind, und da sie weiter als selbständig gewordene Instinkthandlungen zum Bedürfnis werden, machen sie auch die Anwesenheit des Partners zum unabdingbaren Bedürfnis und diesen selbst zum Tier mit 'Heimvalenz'.(1) Weiter schreibt er: "Es gibt also sehr wohl intraspezifische Aggression ohne ihren Gegenspieler, die Liebe, aber es gibt umgekehrt keine Liebe ohne Aggression".(2)

So ist auch nicht die Familie die ursprüngliche Form des Zusammenlebens, sondern die "anonyme Scharbildung", (3), die - z.B. bei Fischen - zum Zwecke der Verwirrung der Feinde gebildet wird. Wird die Schar bekannt, bilden sich Gruppen, in denen sich der Einzelne weitgehend mit den Gruppeninteressen identifiziert. So entsteht Moral. Jeder im Clan kennt jeden, jeder steht für jeden im Kampf gegen die andere Gruppe ein; komplementär dazu entstehen Verhaltensweisen mit moralischer Besetzung wie: Freundschaft, Ehrlichkeit, Verantwortlichkeit u.s.w. innerhalb der eigenen Bezugsgruppe. Instinktives Verhalten mündet so in moralisch begründetes Verhalten ein. (4) Kulturelle Riten und

---

1 Lorenz, K.: Das sog. Böse, a.a.O., S. 305

2 Ebenda, S. 306

3 Ebenda, S. 206

4 Vgl. ebenda, S. 348 f



ethisch-moralische Grundlegung sind nach Lorenz aber keine Kompensation ursprünglicher Instinkte, sondern echte Sekundärinstinkte höherer Ordnung. Die Möglichkeit zur Kompensation (der tiefenpsychologische Begriff "Verschiebung" wäre hier exakter) besteht im Einzelfall aber trotzdem, nämlich dann, wenn natürliche Auslöser zur primären Energieabfuhr - in dem Fall Aggressionsabwehr - fehlen. Reizauslöser für mögliche Aggressionen dem Menschen fernzuhalter ist nach Lorenz ebenso hoffnungslos wie moralisch motivierte Verbote. "Beides wäre ebenso gute Strategie, als wollte man dem Ansteigen des Dampfdruckes in einem dauernd geheizten Kessel dadurch begegnen, daß man am Sicherheitsventil die Verschlußfeder fester schraubt".(1) Erfolgversprechender ist eine Abreaktion am Ersatzobjekt (z.B. Holzhacken) oder die Umlenkung aggressiver Primärenergie in kulturell höherbewertete Tätigkeiten (z.B. reglementierter Konkurrenzkampf). Aggressivität als Grundtrieb kommt nach Lorenz als Attitüde bzw. in subtil modifizierter Form in allen möglichen Tätigkeiten und Strebungen des Menschen vor, so z.B. in der Leistungsmotivation, dem Ehrgeiz, der Selbstachtung und sogar im Lachen!(2)

Nach diesem kurzen Abriss wesentlicher Gedanken Lorenz' aus seinem Buch: "Das sogenannte Böse" sollen noch andere themenrelevante Gedankengänge zur Sprache kommen, die aus einem Teil seiner weiteren Literatur ausgewählt wurden. Vor allem seine Sprach- und Handlungstheorie bedarf noch einer näheren Ausführung:

Wie Gehlen und Plessner sieht Lorenz die Sprache als aus Gruppenprozessen entstanden an: "Gruppen, die größer sind als jene, die durch persönliche Bekanntschaft und Freundschaft zusammengehalten werden, verdanken ihre Kohärenz immer und ausschließlich Symbolen, die durch kulturelle Ritualisation hervorgebracht wurden und von allen Gruppenmitgliedern als etwas

---

1 Lorenz, K.: Das sog. Böse, a.a.O., S. 371

2 Vgl. ebenda

Wertvolles empfunden werden".(1) Und: "Die Entstehung der Wortsprache hat zweifellos neben den Leistungen des begrifflichen Denkens auch Vorgänge der Ritualisierung zur Voraussetzung, durch die das Symbol festgelegt und tradierbar gemacht wird".(2) Auch die Sprache hat somit eine instinktive Grundlage. Obwohl Lorenz auf Besonderheiten der Sprache nicht näher eingeht, ist sein Ansatz nicht reduktionistisch; er sieht den evolutiven Verlauf, den auch die Sprache genommen hat, nicht als reines Kontinuum mit nur graduellen Unterschieden. Jeder Evolutions-schritt birgt auch qualitative Unterschiede, sodaß jedesmal neue Systemeigenschaften entstehen. "Die schnelle Verbreitung von Wissen, die Angleichung der Meinungen aller Sozietätsmitglieder und vor allem die traditionelle Festigung bestimmter sozialer und ethischer Grundhaltungen schufen eine neue Art der Gemeinschaft von Individuen, eine nie dagewesene Art von lebendem System, dessen konstitutive Systemeigenschaft eben jene neue Art von Leben ist, die wir als das geistige Leben bezeichnen".(3) Diese Systemeigenschaft "geistiges Leben" ist mit Kultur identisch.

Nach Lorenz ist es müßig, zwischen kulturellem und geistigem Leben unterscheiden zu wollen. Das jeweils neue System auf höherer evolutionärer Stufe teilt mit anderen, niedrigeren Lebensformen alle bekannten konstitutionellen Eigenschaften und ist gleichzeitig etwas total Neues. In der Diktion der Evolutionstheorie entstehen Mutationen durch Selektionsdruck; "alte" Eigenschaften verschwinden dabei nicht, sondern bekommen eine neue Plazierung bzw. Funktion.(4) Kultur wird somit zur zweiten Natur des Menschen.

---

1 Lorenz, K.: Die Rückseite des Spiegels, München 1973, S. 302

2 Ebenda, S. 302

3 Ebenda, S. 230 f

4 Vgl. ebenda, S. 230 ff

Aufgrund archaischer, endogener Handlungsimpulse, die in verschiedenen Umwelten in verschiedene Kanäle geleitet werden, haben sich unterschiedliche Kulturen herausgebildet. Die endogen-evolutive Komponente hat sich nach Lorenz dabei wesentlich langsamer entwickelt als die kulturelle. Wenn die Kulturen nun verschiedene Wurzeln, die Evolution des Menschen aber gleiche Wurzeln hat, dann müssen Gemeinsamkeiten im Verhalten der Menschen stammesgeschichtlich, nicht kulturell erklärt werden.(1) So sind das logische Denken und vor allem gewisse Sprachstrukturen der Syntax bereits disponiert. Wesentlich bei dieser Aussage ist, daß die Erbmasse nicht durch Lernen überformt werden kann, sondern sich als resistent erweist!(2) Dies ist der Grund, weshalb es zu gegenläufigen Intentionen kommen kann: so läuft z.B. das angeborene Neugierdeverhalten der Kulturanpassung zuwider. Wichtig ist dabei, daß kognitive Leistungen, Gewinnung und Anhäufung von Wissen sowie Kultur analoge Vorgänge zugrunde liegen wie der "Wissensgewinn" der stammesgeschichtlichen Entwicklung, nämlich Zufall und Anpassungsdruck.(3) Die kulturelle Entwicklung ist also nicht bewußt und verstandesmäßig gesteuert. Die "Schwingungen" in Geschichte, Wissenschaft und Denken lassen auf das Zufallsprinzip schließen.(4)

---

1 Vgl. Lorenz, K.: Die Rückseite..., a.a.O., S. 229 ff. Das Aufzeigen von interkulturell gleichartigen Verhaltensweisen, vor allem im non-verbalen Bereich, nimmt bei Lorenz wie in der ethnologischen Literatur einen breiten Raum ein. So sind das logische Denken und vor allem auch gewisse Sprachstrukturen der syntaktischen Sprache bereits vorgegeben. (Vgl. dazu z.B. auch die Sprachtheorie Chomskys: Syntactic structures, Mouton 1957)

2 Ebenda, S. 251

3 Ebenda, S. 305 ff

4 Ebenda

Identität ist nach Lorenz nur durch die Identifikation mit der jeweiligen, vorgegebenen Kultur möglich und nicht durch "Personalisation". Beispielhaft zitiert er sich selbst: Nicht seine eigenen wissenschaftlichen Ergebnisse retten den Menschen bei Identitätskrisen, sondern "das Bewußtsein", ein ziemlich ähnlicher Mensch zu sein "wie Ferdinand Hochstetter, Oskar Heinroth, Max Hartmann u.a.m. Unterbewußt spielt dabei etwas mit, was mit dem kindlichen Rollenspiel nahe verwandt ist. Ich versuche gewissermaßen 'Hochstetter zu spielen', wie ich in früher Kindheit Lokomotive oder Wildgans gespielt habe, und daraus gewinne ich eine ähnliche Hebung des Selbstgefühls".(1) Nach Lorenz ist dies die archaische Programmierung des Kulturwesens Mensch, nach der Devise: Ein Mensch ist kein Mensch! Abgeleitet von den Primatenuntersuchungen (vor allem von diesen) wird der Mensch hier als Herdentier gesehen.(2)

Das Bindeglied zwischen endogen-evolutiver Entwicklung und kultureller ist das Appetenzverhalten: die "Wanderjahre", das Loslösen der Jugend z.B. von traditionellen Werten und Normen wirkt im Grunde kulturerhaltend, da sehr ausdifferenzierte, aber rigid gewordene Strukturen zum Absterben verurteilt sind. Ein kultureller Sprung, ähnlich der Mutation im Phylogenetischen, ist damit erforderlich geworden. Als Appetenz kann die Chance zur Neuerung nach Lorenz deshalb bezeichnet werden, weil endogene Impulse, z.B. das Neugierdeverhalten, keine adäquaten Auslöser findet.(3)

Lorenz sieht den Menschen unter Hinweis auf Schopenhauer als domestiziertes Wesen an. Unter der Domestizierung verlieren die AAM an Selektivität; dabei wird die Auslösung der Reaktion nicht erschwert, sondern erleichtert. Bei sehr ausdifferenzierten und rigiden Strukturen verstärkt sich also

---

1 Lorenz, K.: Die Rückseite..., S. 271 f

2 Vgl. ebenda, S. 280 ff

3 Ebenda, S. 291 ff

das Neugierdeverhalten und das Bedürfnis nach Ausprobieren neuer Wege. Gleichzeitig ist aber die Finalität des Verhaltens nicht mehr eindeutig. Ausprobieren mündet in die Antizipation neuer Möglichkeiten, die aber erst rückwirkend als adäquat verifiziert oder als schädlich falsifiziert werden können.(1) Der kulturelle Fortschritt ist damit ins Unbewußte und Ungewisse transferiert. Die Weltoffenheit des Menschen entspringt demnach den domestikationsbedingten Ausfällen starrer, angeborener Reaktionsweisen.

Eminent wendet sich Lorenz gegen die These der Instinktreduktion des Menschen. Der Mensch ist nach Lorenz zwar nicht spezialisiert im engen Sinne, im weiteren Sinne aber eben doch und damit von der Qualität seiner Instinkte den Tieren überlegen - im Vergleich zu Gehlen eine geradezu umgekehrte Aussage. Der Mensch ist zwar weniger spezialisiert, doch von den durchschnittlichen Leistungen her dem Tier überlegen.

Wenn man als allgemeine körperliche Leistungsprüfung z.B. einen Dreckkampf ausschreibt, dessen Bedingungen in einem Tagesmarsch von 35 km, dem Erklettern eines frei aufgehängten, fünf Meter langen Seiles und in einer Tauchleistung von 15 Meter Länge und vier Meter Tiefe mit zielgerichtetem Heranholen irgendeines versenkbaren Gegenstandes bestehen, so findet sich kein einziges Säugetier, das die jedem durchschnittlichen Stadtmenschen möglichen Leistungen vollbringt (2) Da sich auch im Tierreich spezialisierte und weniger spezialisierte Lebewesen befinden, stellt der Mensch nur eine höherentwickelte Spezies dar, ein qualitativer Sprung wird nicht konstatiert. Lorenz stellt sich damit die Frage nach dem "missing link" nicht mehr, die z.B. Gehlen so stark beschäftigte.(3)

Die Plastizität des Menschen wird von Lorenz zwar anerkannt, sie betrifft aber nur Bereiche innerhalb der Variationsmöglichkeiten der Triebe/Instinkte. So ist z.B. das Sozialverhalten des Menschen stark genetisch gesteuert: "Wenn die Fahne fliegt,

---

1 Vgl. Lorenz, K.: Die Rückseite..., a.a.O., S. 312 ff

2 Vgl. Lorenz, K.: Psychologie und Stammesgeschichte, in: Heberer, G.:

Evolution der Organismen, Stuttgart 1959, S. 154, Zitat Eibl-

Eibesfeld, I.: Grundriß der vergleichenden, a.a.O., S. 444 f

3 Lorenz, K.: Die Rückseite des Spiegels, a.a.O., S. 9 - 65

ist der Verstand in der Trompete".(1) Ein anderes Beispiel nach Lorenz wäre, daß es kaum Fortschritte bei der Frage der Verhinderung des Atomkriegs gibt, obwohl selbst der Dummste die richtigen Auskünfte geben kann.

Die begrenzte Plastizität des Menschen ist allerdings der geringeren Plastizität des Tieres überlegen, da der Mensch einerseits über eine größere Variationsbreite des Trieb-/Instinktspektrums verfügt und andererseits eine größere Anzahl von Trieben/Instinkten besitzt.(2) Die Neotonie (ständige Neugierde) z.B. ist beim Menschen ein genereller und stabiler Trieb, während sie bei Tieren mit zunehmendem Alter mehr und mehr nachläßt.(3)

In diesem Zusammenhang wendet sich Lorenz gegen die radikale Trennung von Anlage und Umweltbedingtheiten des Menschen ebenso wie gegen die Interaktionstheorie. Die Frage ist nach Lorenz nicht, was am menschlichen Verhalten anlage- oder umweltbedingt ist, sondern sehr viel spezieller, ob das zu untersuchende Verhaltensselement aufgrund genomgebundener Information völlig informationsfähig ist oder ob es zusätzlicher Lernvorgänge bedarf, um dies zu werden und worin diese bestehen!(4) Lorenz definiert Lernen also als Differenzierung angelegter Verhaltensmuster. Eine Behinderung von Außen kann Induktivitätsatrophie bedeuten.

Interessant bei Lorenz ist auch seine kurze Auseinandersetzung mit gewissen Gedankengängen Kants: (5)

Die Formen und Gegebenheiten liegen nach Kant a priori fest; Dinge "an sich" sind als solche nicht erkennbar. Weder durch Abstraktion noch auf irgend einem anderen Wege können die apriorischen Formen mit Gesetzmäßigkeiten, die den Dingen "an sich" anhaften, in Beziehung gebracht werden. Das Einzige, was wir nach Kant über das Ding "an sich" aussagen können ist

1 Lorenz, K.: Das sogenannte Böse..., a.a.O., S. 362

2 Vgl. ders.: Das Wirkungsgefüge der Natur und das Schicksal des Menschen, S. 246 ff; München 1978

3 Vgl. ders.: Die Rückseite..., a.a.O., S. 195 ff

4 Vgl. ders.: Über tierisches..., a.a.O., Bd. 2, S. 301 ff

5 Ders.: Das Wirkungsgefüge..., a.a.O., S. 82 - 109



die Realität seiner Existenz. Das Ding "an sich" ist nach Kant deshalb unerkennbar, weil die Formen seiner Erscheinung durch die rein idealen Anschauungsformen und Kategorien bestimmt wird, so daß diese Form mit seinem innersten Wesen gar nichts zu tun hat.

Lorenz fragt nun: Ist die menschliche Vernunft, mit all ihren Anschauungsformen und Kategorien nicht ganz ebenso wie das menschliche Gehirn etwas Organisches, in dauernder Wechselwirkung mit den Gesetzen der umgebenden Natur Entstandenes? Wären unsere a priori denknotwendigen Verstandesgesetze bei einer ganz anderen historischen Entstehungsweise und einem dann ganz anderen Zentralnervensystem nicht vielleicht ganz andere? Nach Lorenz ist es eher wahrscheinlich, daß die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Denkapparats mit denen der realen Außenwelt unmittelbar zusammenhängen!

Ein Organ, das in dauernder Auseinandersetzung mit der Natur nach Prinzipien der Evolution sich gerade in diese Fähigkeit zu immer konstruktiverer Auseinandersetzung entwickelt hat, muß doch im engen Austausch mit der es umgebenden Natur stehen. Nach Lorenz kann die Lehre von den empirischen Erscheinungen demnach nicht unabhängig von der Lehre des "An-sich-Seienden" betrieben werden.(1)

Nach einigen (m.E teilweise mißverständlichen) Äußerungen über das Apriorische im Sinne Kants kommt Lorenz dann zum Kern seiner Überlegungen: "Die Frage, wie weit das absolut Existente durch ein bestimmtes Wesen aus der unendlichen Fülle lebender Organismen erfahrbar sei, kann auf sein grundsätzliches Wesen selbstverständlich nicht den geringsten Einfluß haben. Wohl aber ändert diese Berücksichtigung einiges an der Definition, die wir von jedem Ding 'an sich' zu geben haben, das hinter den Erscheinungen steckt".(2)

Was ändert sich nämlich? "Für Kant, der bei allen seinen Erwägungen nur den erwachsenen Kulturmenschen als ein unveränder-

---

1 Lorenz, K.: Das Wirkungsgefüge..., a.a.O., S. 83

2 Ebenda, S. 84

liches, gottgeschaffenes System in Betracht zog, bestand kein Hindernis, das An-sich-Seiende als grundsätzlich unerkennbar zu definieren. Er durfte bei seiner in dieser einen Hinsicht rein statischen Betrachtungsweise die Grenze möglicher Erfahrung in die Definition des Dings an sich einbeziehen und ihren Ort sozusagen für Mensch und Amöbe gleich – nämlich unendlich-weit vom An-Sich der Dinge ansetzen. Wir dürfen dies angesichts der zweifellosen Tatsächlichkeit des Entwicklungsgeschehens nicht mehr! Wenn wir uns auch völlig klar darüber sind, daß das absolut Existente grundsätzlich niemals restlos, sondern immer nur bis an jene Grenze erkennbar sein wird, die durch die Notwendigkeit kategorialer Denk-Geformtheiten auch für die höchsten theoretisch denkbaren Lebewesen gesetzt sein wird, so ist doch ohne allen Zweifel jene Grenze, die das Erfahrbare vom Transzendentalen abschließt, für jede einzelne Art von Lebewesen eine andere".(1)

Die Anpassung des individuellen Organismus (ob Fisch, Affe oder Mensch) an die Umwelt ist nach Lorenz eine je andere, die den Überlebensnotwendigkeiten der Art entspringt. Die Erscheinungsform des Seienden "an sich" ist also für jede Art eine andere, aber nicht abgehoben davon! Die Erscheinungsform gibt im Gegenteil ein mehr oder weniger großes Spektrum des Seienden "an sich" real wieder. Das eine Reale – die Erkenntnis – "paßt" zum anderen Realen – dem Ausschnitt des absoluten Seins. Nur so kann auch das Überleben gesichert werden. Die Anpassung ist allerdings nur eine einseitige: "Unsere vor jeder individuellen Erfahrung festliegenden Anschauungsformen und Kategorien passen aus ganz denselben Gründen auf die Außenwelt, aus denen der Huf des Pferdes schon vor seiner Geburt auf den Steppenboden...paßt".(2)

---

1 Lorenz, K.: Das Wirkungsgefüge, a.a.O., S. 84

2 Ebenda, S. 86

Anpassen muß sich also der Huf, nicht der Steppenboden. Wie der Huf des Pferdes haben sich auch die Verstandeskategorien des Menschen nicht durch individuelle Erfahrung gebildet, sondern sind a priori vorhanden - durch Selektion und Anpassung. Was wir als individuelle Erfahrung erleben, ist nach Lorenz stets eine Auseinandersetzung von Realem in uns mit Realem außer uns; das Verhältnis zwischen beiden ist demnach kein alogisches, das Rückschlüsse von den Gesetzmäßigkeiten der Innenvorgänge auf die Außenwelt grundsätzlich verbietet. Wissenschaftliche Aussagen über die Analogie versagen oft deshalb, weil segmentelle Erfassungen generalisiert oder eine falsche, mit dem Seienden "an sich" nicht mehr übereinstimmende Teleologie konzipiert wird.<sup>(1)</sup> Je differenzierter eine Spezies entwickelt ist, desto kanalisiert und verfestigter ist sie auch - besonders was die Wahrnehmung und Erklärung von objektiven Sachverhalten anbelangt. Immer kleinere Ausschnitte werden immer detaillierter erfaßt. So ist es nach Lorenz beispielsweise so, daß ein großer Denker, der sein System fertiggestellt hat, zum Segen der Menschheit nur dann werden kann, wenn es weitergedacht und letztlich überwunden wird; sonst kann es den Fortschritt für Jahrhunderte verhindern. Was diese Stellungnahme Lorenz' zu einigen Grundgedanken Kants für seinen Personbegriff bedeuten, soll in der anschließenden Kritik noch genauer geklärt werden.

Generell wird der Mensch von Lorenz also als zwar differenziertes, aber im Grunde umweltangepaßtes Wesen definiert, das nicht als instinkt/triebreduziert bezeichnet werden kann, sondern im Gegenteil als antriebsvermehrt. Neugierde, Sprache, Mimik, Gestik und vor allem die Aggressivität mit allen in das Sozialverhalten hineinreichenden subtilen Varianten sind danach genetisch gesteuert; ebenso sind die Lerndispositionen und die Art des Lernens phylogenetisch grundgelegt.

---

1 Lorenz, K.: Das Wirkungsgefüge, n.a.O., S. 86

Der Mensch kann somit nicht als Mängelwesen begriffen werden, aus dessen negativer Bestimmung er sich erst selbst zu etwas machen muß - wie dies bei Gehlen der Fall ist -, sondern als das am meisten angepaßte Wesen überhaupt. Kultur hat in diesem Zusammenhang einen hohen Stellenwert, doch nur als biologische Notwendigkeit, die ebenfalls instinktiv vorgegeben ist. Auch das Großhirn stellt nach Lorenz in seiner gewaltigen Größe eine greifbare morphologische Spezialanpassung dar, sodaß z.B. die Hand des Menschen trotz ihrer Unspezialisiertheit qua kognitiver Intelligenz zum Präzisionsgriff fähig ist. (1) Der Mensch ist qualitativ keine prinzipiell andersgarte Spezies als alle Tiere.

Evolution ist nach Lorenz nicht finalistisch, sondern der unwahrscheinliche - in langen Zeiträumen aber mögliche - Zufall von Mutationen. Alte, unabhängige Systeme fügen sich zu neuen mit neuen Eigenschaften zusammen, was einen Fortschritt bedeutet. Selektionsmechanismen (z.B. die gegenseitige Abstoßung der eigenen Art) sichern das zoologische Gleichgewicht. Die Systemeigenschaften des Menschen: Raumvorstellung, Objektivierung, Meßmöglichkeit, Traditionen und Symbolik sind z.Teil auch schon bei den Tieren festzustellen. Die Evolution geht induktiv vor; neue Informationen kommen nur aus dem Erfolg, nicht aus dem Mißerfolg, daher gibt es immer wieder Sackgassen der Evolution, die Lorenz mit Beispielen belegt. (2)

Die trieb-/instinkthafte Determinierung des Menschen widerlegt nach Lorenz alle behavioristischen Theorien. Im Gegensatz zu deren Behauptung, der Mensch sei nach allen Seiten hin manipulierbar, läßt Lorenz nur gewisse Bandbreiten der Manipulation gelten, die im Rahmen der genetisch vorgegebenen Verhaltens- und Lernmöglichkeiten bleiben. Alle Manipulationsversuche, die darüber hinausgehen, müssen nach ihm zu neurotischem Verhalten führen. (3)

Die Emanzipation kann dann um so besser gelingen, je mehr er über das ihm Angeborene Bescheid weiß und er nicht durch

---

1 Gehlen sieht die Hand gerade als "Mangelhand"; Werkzeuge sind daher zur Ergänzung nötig.

2 Z.B.: Albinismus oder das unnütze Geweih der Hirsche.

3 Vgl. Lorenz, K.: Das Wirkungsgefüge... a.a.O., S. 176 ff, 315 ff

eine Freiheitsgläubigkeit, die von vornherein jede Art von Determiniertheit ablehnt, sich seiner Natur entgegen stellt.(1)

### 3.1.2. Zur näheren Definition und Kritik des Menschenbilds bei K. Lorenz

Lorenz sieht in der endogen-automatischen Produktion und der Koordination von Bewegungsimpulsen eine Urleistung des Zentralnervensystems sowohl bei den Tieren als auch bei den Menschen. Durch diese triebhaften bzw. instinktiven Impulse lassen sich sicherlich sehr gut spontane, interkulturell analoge Verhaltensmuster erklären, da die endogenen Systeme dieser Art als relativ autonom und umweltresistent gelten.(1) Sie erscheinen als von der Natur bereitgestellte, spezifische Verhaltensmodelle, die auch ohne instinktive Auslöser ablaufen und sich in Handeln umsetzen können, wenn erwähnte Auslöser nur lange genug entbehrt werden. Besonders bei höherentwickelten Lebewesen, bei domestizierten Tieren oder beim Menschen wird der die Auslösung selbst produzierende Mechanismus zu einem Phänomen, das sich selbständig gemacht hat.(2) Lorenz bezeichnet den Menschen nun nicht nur in dieser Weise als instinktgebunden, sondern sieht ihn durchaus auch als einsichtiges Wesen, das in dieser Form jedem Tier überlegen ist.(3) Im Gegensatz zu Gehlen wird dabei Intelligenz positiv bestimmt. Intelligenz erscheint nicht als Kompensation eines instinktiven Mangels, sondern als Kontinuum (wenn auch nicht als lineares) instinktiver Spezialisierung. Vom unbewußt einsichtigen Verhalten über das "aha"-Stadium bis zum bewußt einsichtigen Verhalten besteht ein fließender Übergang. Das Denken des Menschen ist also konstitutionell instinkthaft untermauert, ehemalige inhaltlich leitende Instinkte können von Probanden bis zu virtuellen Möglichkeiten in subtiler Weise steuernd wirken.

---

1 Vgl. Lorenz, K.: Über tierisches..., a.a.O., Bd. 2, S. 201 ff

2 Ebenda

3 Ebenda, S. 223 ff

Auch ohne die hohen kognitiven Möglichkeiten wäre der Mensch nach Lorenz kein Mängelwesen, da er organisch zwar nicht spezialisiert, so doch aber zu sehr vielen mittleren Leistungen fähig ist und auch von daher dem Tier überlegen ist.

Analog zur Hirnkapazität steigt die Neugierde.(1) Der Mensch als höchstspezialisiertes Wesen behält seine Neugierde lebenslang; er baut durch "eine aktive, dialogische Auseinandersetzung mit seiner außerartlichen Umgebung seine Bedeutungswelt auf und kann sich dadurch an...verschiedene Milieubedingungen anpassen..."(2) Hier wird eine Analogie zu Gehlen deutlich. Neugierde hängt nun nach Lorenz eng mit Sachbezogenheit und realem Erfassen der Welt zusammen. Zwar kann der Mensch immer nur Ausschnitte der Realität erfassen, diese aber in sehr subtiler und differenzierter Form. Die Umwelthanpassung des Menschen ist also sehr viel feiner als bei den Tieren. Lorenz schreibt: "Aus dieser dialogischen Auseinandersetzung mit den Dingen hat sich nun beim Menschen eine Leistung entwickelt, die, ebenso wie die Sprache, auch bei den höchsten Tieren kaum angedeutet ist. Wenn ein Mensch einen Gegenstand bearbeitet, beruht diese Leistung darin, daß er während seines Tuns dauernd die 'Antwort' des Objektes registriert und seine weitere Tätigkeit danach steuert. Beim Einschlagen eines Nagels z.B. muß jeder Hammerschlag die unmerkliche seitliche Abweichung kompensieren, die der vorübergehende dem Nagel erteilte. Der Nicht-Tierkenner, der sich erfahrungsgemäß, trotz übertriebener Vorstellungen von der Sondergesetzlichkeit des Menschen, die höheren Tiere viel zu menschenähnlich vorstellt, pflegt nicht zu wissen, daß die Fähigkeit zu derartigem durch laufende Beobachtung des Erfolges geregelten Handeln selbst den Menschenaffen fast völlig fehlt".(3)

Neugierde, Denken, sachliches Handeln und Sprache hängen nach Lorenz also eng zusammen. Neugierde als endogener Impuls führt

---

1 Vgl. Lorenz, K.: Über tierisches..., a.a.O., Bd. 2, S. 235 f

2 Ebenda, S. 235

3 Ebenda, S. 237



gleichzeitig über diesen hinaus, da er instinktauslösende Mechanismen exogener Art bedeutend herabsetzt und somit die Selbstauslösung von Handlungsvollzügen – die primär unspezifisch, also "weltoffen" sind – ermöglicht und somit Denken, sachliches Handeln und Sprache intendiert. In diesem völlig anderen Sinne als bei Gehlen wird der Mensch zum weltoffenen Wesen.

Weltoffenheit hat bei Lorenz aber auch mit Selbstdomestikation und Kultur zu tun. Selbstdomestikation und Kultur sind die Äquivalente zur Neugierde. Neugierde ("Neotonie") ist nicht ziellos, sondern sie treibt zur Erfahrung durch Handeln und entwickelt sich fort durch Erfahrung aus Handeln. So entstehen Kultur und Domestikation als echter (Sekundär-) Instinkt. Kultur ist aber dann kein Gegenpol zur biologischen Natur des Menschen – etwa im Sinne Plessners –, sondern ihre qualitative Fortsetzung. Freilich ergibt sich hier auch bei Lorenz die konstitutionelle Gefährdung des Menschen. Zwar "paßt" die Kultur zur den Menschen umgebenden Natur, transzendiert diese aber auch in gewisser Weise und ist daher auch bedingt von ihr abgelöst. Hieraus ergeben sich Unsicherheiten und Gefahren der Verirrung. Die zweite Gefährdung des Menschen sieht Lorenz in der Dominanz des Aggressionstriebes. Da beim Menschen die instinktiven Hemmechanismen und Ritualisierungen der Aggression weitgehend fortfallen, besteht der Zwang zur Sekundärhemmung durch Kompensation, Triebumwandlung und Ritualisierung innerhalb der Kultur. So schließt sich der Kreis: Kultur als zweite Natur des Menschen (allerdings nicht im Sinne Gehlens oder Plessners) sorgt für die Kanalisierung der ersten Natur – doch ist die Gefahr des Versagens groß.

Ansätze zur Kritik lassen sich in der Konzeption Lorenz' m.E. wie folgt finden:

Die relative Übertragung von ethologischen Erkenntnissen auf den Menschen ist an der Verhaltensbiologie allgemein und besonders bei Lorenz häufig kritisiert worden; sie soll hier nicht mehr behandelt werden. Grundsätzlich erscheinen folgende Aussagen problematisch:

- a) den Menschen - wenn auch in modifizierter Weise - primär als so stark trieb-/instinktgesteuert zu interpretieren
- b) Denken, Sprache und Handeln lediglich als spezifische Form der Angepaßtheit zu verstehen
- c) evolutive Tendenzen in ihrer biologischen Bedeutung auch für die menschliche Kultur geltend zu machen
- d) menschliches Personsein nur innerhalb einer phylogenetisch relativ engen Bandbreite und Disponiertheit zu bestimmen.

zu a)

Wie angeführt sind Aggression, Flucht und Sexualität die grundlegenden Triebe bzw. Instinkte des Menschen, welche sein Sozialverhalten stark beeinflussen. Schon hier wäre zu fragen, wieso eine Festlegung auf diese Triebe/Instinkte möglich sei, ohne weitere zu berücksichtigen, z.B. solche, die in der Neo-psychoanalyse angenommen werden.(1) In der älteren, nichtbehavioristischen Psychologie kannte man noch wesentlich mehr Triebe - Mc Dougall z.B. achtzehn.

Im Weiteren zeigt sich die Schwierigkeit, phylogenetische Disponiertheiten von kulturellen Überformungen zu trennen. Lorenz wendet sich hier sowohl gegen eine radikale Trennung von Anlage und Umwelt als auch gegen die vermischende Interaktionsthese. Die Frage ist für ihn nicht, was anlage- bzw. umweltbedingt sei, sondern viel spezieller, ob das zu untersuchende Verhaltensmoment aufgrund genomgebundener Information völlig funktionsfähig sei, oder ob es zusätzlicher Lernvorgänge bedürfe, um dies zu werden, und worin diese bestünden. Lorenz ist der Meinung, angeborene trieb-/instinkthafte Verhaltenssteuerungen tatsächlich unter Laborbedingungen isolieren zu können. Andererseits sieht er die Schaffung solcher Bedingungen implizit als überflüssig an, da zumindest die Grundtriebe/-instinkte lernresistent seien, um deren lebensnotwendige Präzision zu sichern.(2) Die Frage ist, ob beim Menschen

---

1 Der intentionale, kaptative, retentive, sexuelle und aggressive Trieb

2 Vgl. Lorenz, K.: Über tierisches..., a.a.O., Bd. 2, S. 316 ff

solche lernresistenten Triebe/Instinkte überhaupt gefunden werden können. Lorenz kann m.E. diese angenommene Lernresistenz nicht eindeutig nachweisen - trotz seiner vielen Beispiele, die allerdings manchmal gezwungen und künstlich wirken. (1)

Damit soll nicht ausgesagt sein, daß der Mensch als soweit instinktreduziert gesehen werden muß, wie Gehlen dies tut; es soll nur die Unmöglichkeit der exakten Trennung von genetischen Anteilen und Lerninhalten postuliert werden. Lorenz selbst nimmt diese Trennung weitgehend wieder zurück, wenn er bei Behinderungen der Lernvorgänge die Gefahr der Induktivitätsatrophie konstatiert und glaubt, daß das Angeborene erst durch Lernen sichtbar wird. Hierin trifft sich Lorenz gegen die eigene Intention mit der Interaktionstheorie.(2)

Die Gefahr bei der Annahme resistenter Trieb-/Instinktkomponenten, die endogen nicht eindeutig kanalisiert sind, liegt auf der Hand. Es geht beispielsweise nicht darum, Aggressivität in ihren destruktiven Formen gänzlich abzubauen, sondern sie gesellschaftlich unschädlich abzureagieren, evtl. sie zu kompensieren oder umzuwandeln ("sublimieren" im Sinne der Tiefenpsychologie). Ist es beispielsweise vertretbar, aggres-

---

1 Beispielsweise die Aggressivität des Menschen mit dem Anstieg des Druckes im Dampfkessel zu vergleichen, der sich notwendigerweise entladen muß, ist nicht überzeugend. Ethnologische Untersuchungen vor allem von M. Mead und R. Benedict - z.B. die Arapesh, die Hopi - haben bestätigt, daß es relativ aggressionsfreie Gesellschaften gibt. Lerntheoretische Ansätze - z.B. die Untersuchungen Banduras -, die Frustrations/Aggressionstheorie nach Dollard/Miller sowie verschiedene kognitive Theorien oder heilpädagogische Ansätze - z.B. von A. Dührssen - lassen auch ganz andere Erklärungen zu, welche eine rein endogene, umweltresistente Aggression widerlegen. Auch Beispiele wie der "heilige Schauer" bei nationalen Anlässen oder der Satz: "wenn die Fahne fliegt ist der Verstand in der Trompete" scheinen doch eher auf eine Unaufgeklärtheit, Vorurteilhaftigkeit oder Borniertheit bestimmter Bevölkerungsgruppen hinzuweisen als auf einen phylogenetischen Impuls. Vgl. dazu Lorenz, K.: Über tierisches...; S. 340 ff, Bd. 2

2 Gemeint ist die Anlage-/Umweltinteraktion, z.B. nach Oerter, R.: Moderne Entwicklungspsychologie, Donauwörth 1969, S. 15 - 47

sive Ausfälle von Stichlingen oder Graugänsen vor der Paarung auch beim Menschen anzunehmen? Sollte dadurch die "Hingabebereitschaft" der Frau erhöht werden? Eine solche Annahme verletzt fundamental die Würde sowohl der Frau als auch des Mannes und stünde jeder Emanzipationsbestrebung entgegen. (1) Die Gefährdung des Menschen resultiert nach Lorenz gerade aus der Annahme, daß er primär endogen gesteuert ist, andererseits vielfach keine passenden Auslöser in der Umwelt mehr anzutreffen sind. Die ständige Appetenz des Menschen fließe so ein in Neugierde und Kultur. Kultur ist aber vom Menschen gemacht und nicht primär natürlich abzuleiten. Die Annahme, daß der Mensch durch rational letztlich nicht steuerbare Appetenzen gefährdet ist, erhält ihre Brisanz dadurch, daß eine Bewältigung der Gefährdung durch Offenlegung der evolutiven Gesetzmäßigkeiten erfolgen soll und nicht durch davon abgehobene intellektuelle Entscheidungsprozesse. Es ist zu fragen, inwiefern eine Offenlegung der evolutiven Gesetzmäßigkeiten in der Kultur (wenn es solche gäbe) zu einer besseren Bewältigung der kulturellen Progression führen könnte, wenn diese Offenlegung den evolutiven Prozess nicht eigentlich beeinflussen kann.

zu b)

Trieb-/Instinktbestimmtheit, Denken, Sprache und Handeln hängen nach Lorenz eng zusammen. Wie seine Auseinandersetzung mit Kant zeigt, ist die individuelle Erfahrung stets eine Auseinandersetzung von Realem in uns (die "passenden" kognitiven Prozesse) mit Realem außer uns. Die Innenvorgänge sind den Außenvorgängen also angepaßt. Wie diese Anpassung zustande kam, läßt sich nach Lorenz nur evolutionistisch erklären. Evolution ist nach Lorenz nicht finalistisch, der Lebensstammbaum wächst nicht von unten nach oben. Die Entwicklung der Arten kann auch in Sackgassen und zurück zur Nichtexistenz führen. Nach Lorenz gibt es überall Irrtümer der Evolution und Kurzsichtigkeiten. (2) Selektion und Mutation

---

1 Die Verhaltenspsychologie belegt zudem, daß Aggressivität durch Abreaktion wegen des Lernens am Erfolg eher gesteigert wird als abgebaut. Vgl. z.B.: Edelmann, W.: Einführung in die Lernpsychologie Bd. 1, München 1978, S. 72 ff

2 Z.B. die Schwingen des Argusfasans oder Hirschgeweihe

als Grundprinzipien der Artenentstehung und Artenentwicklung sind rein zufälliger Natur. "Passt" eine Mutation in einen anderen, nicht unbedingt veränderten Umweltradius, bildet sich ein neuer Stamm. Es gibt keine "Anpassung" im eigentlichen Sinn, sondern aus der Fülle der Mutationen paßt eben eine besonders gut und ist dann auch besonders überlebensfähig. So auch beim Menschen: "Die mannigfachen Untersysteme des Könnens und Erkennens, der einzelnen erlernten, gekonnten Bewegungsweisen und der in Traditionen kumulierten Fähigkeiten des Wissenserwerbs, erlangen beim Menschen eine Selbständigkeit, die sie bei keinem anderen Lebewesen besitzen..."

(1) Diese Möglichkeiten sind aber auch Ergebnisse der Selektion und Mutation. Die "Passung" des Menschen macht eine - wenn auch selektive - Erkenntnis des Eigentlichen möglich. Denken ist also, wenn auch nur in kleinen Ausschnitten, realistisch. Realität kann aber auch kraft Denkens verändert werden. Schon Vorhandenes wird mit neuen Gedanken zu einer neuen Synthese verbunden mit neuen Systemeigenschaften und neuer, nie dagewesener Realität. (2) Die Systemeigenschaften sind es dann auch, die in die Entwicklung der Arten, auch des Menschen, eine immer neue Qualität einbringen. (3) Das System Realität kann somit nach Lorenz durch Denken und Tun - das selbst ein Produkt neuer Systemeigenschaften ist - verändert werden. Die veränderte Realität ist aber wesensverwandt mit der "alten" Realität; mehr noch: Das Schöpferische im Men-

---

1 Lorenz, K.: Das Wirkungsgefüge..., a.a.O., S. 34

2 Vgl. Lorenz, K.: Die Rückseite..., a.a.O., S. 48

3 Ebenda, S. 47 ff

Die Verwendung des Systembegriffs in bezug zur Realität ist m.E. problematisch; nimmt man den Systembegriff Bertalanffy als Grundlage, so kann weder das offene noch das geschlossene System mit den dafür notwendigen Bedingungen auf die Realität als solche angewandt werden. Vgl. dazu: Bertalanffy, L., von: General System Theorie, in: General System Yearbook 7,1; 1956

schengeist ist nicht nur wesensverwandt mit dem großen organischen Werden, sondern erfährt seine Besonderheit dadurch, daß es durch das Reflexivgewordensein einen Spezialfall der Evolution darstellt. Der Mensch ist hinter sich gekommen, er kann seine eigenen Entwicklungsgesetze erkennen.(1)

Das Problem in diesem Gedankengang scheint gerade diese enge Verknüpfung von Evolution und Reflexion zu sein. Ist das Denken des Menschen wesensverwandt mit dem organischen Werden, ist es rein zufällig – was Lorenz anderen Orts ja auch behauptet (s.o.). Wie kann aber dann eine abgelöste Reflexion zustande kommen? Sprechen diese Gedanken nicht vielmehr dafür, daß Erkennen und Reflexion nur in engen, phylogenetisch vorgegebenen Bahnen möglich ist? Daß eine davon auch nur begrenzt abgehobene Reflexion, der eine Subjekt-Objekttrennung zugrunde liegen müßte, eben nicht möglich ist? Lorenz' Auseinandersetzung mit einigen Grundgedanken Kants belegt doch auch, daß durch die – wenn auch segmentale – Sicht der Dinge "an sich" diese Distanz eben nicht möglich ist!

Noch deutlicher wird dies, wenn man sich den Weg, wie der Mensch zum Denken kommt, etwas genauer ansieht:

Nach Lorenz steht vor allem Denken die Erfahrung. Die Erfahrung ermöglicht "aha" – Erlebnisse immer dann, wenn analoge oder ähnliche Vorfälle ursprünglich instinktiv richtiges (da passendes), später durch trial and error erlerntes Verhalten bei evolutiv bedingtem Nachlassen der Umweltimmanenz in einer spezifischen Situation angewandt werden kann. Evolutiv Neues in den Bewältigungsmöglichkeiten von Umweltgegebenheiten löst jeweils ein neues System auf einer qualitativ höheren Stufe aus, ohne daß ein "Bruch" in der Entwicklung zustande kommt.(2) Das neue System teilt mit anderen, niedrigeren Lebensformen alle uns bekannten Eigenschaften,

---

1 Vgl.: Lorenz, K.: Die Rückseite..., a.a.O., S. 47 ff, S. 223 ff  
2 Ebenda



obwohl etwas total Neues zustande kommt. Lernen beruht also nach Lorenz auf der Differenzierung angelegter Verhaltensweisen.<sup>(1)</sup> Neue kognitive Möglichkeiten ergeben sich aus der Veränderung von Systemeigenschaften, nicht durch einen qualitativen Sprung - wie z.B. bei Plessner oder Gehlen.

Zu fragen wäre hier, warum dem Menschen stammesgeschichtlich nahestehende Hominiden zu dieser Veränderung von Systemeigenschaften nicht fähig sind und warum diese offenbar auf der Stufe der unreflektierten situativen Erfassung, auf der Stufe der "aha"-Erlebnisse stehengeblieben sind. Welches Ereignis hat beim Menschen das eigentlich Menschliche, die Fähigkeit zur Reflexion ermöglicht? Darüber finden sich bei Lorenz keine Aussagen. Der Verweis auf die ständige Neugierde, die ein permanentes Suchen und Fortentwickeln bedeutet, kann als Erklärung nicht voll befriedigen. Reflexivität, Distanzierung und damit Handhabung der Welt lassen sich m.E. nicht so stark evolutiv erklären, jedenfalls nicht voll im Sinne Lorenz'.

Die Theorie der kognitiven Entwicklung und der Handlung ist bei Lorenz weit weniger expliziert als bei z.B. Gehlen. Die Grundfragen betreffend der Sonderstellung des Menschen, die auch Lorenz nicht bestreitet, bleiben damit etwas im Unklaren. Lorenz bleibt auf der Benennungsebene stehen, wenn er die Systemeigenschaften des Menschen mit Raumvorstellung, Objektivierung...angibt. Das Wegfallen der instinktiven Auslöser beim Menschen mit der eühergehenden ständigen Appetenz erklärt noch nicht die Notwendigkeit der Reflexivität in der Entwicklungsgeschichte. Außer der Reflexionsmöglichkeit kommen die anderen, nur für den Menschen festgestellten Systemeigenschaften, bei den höchstentwickelten Tieren ebenfalls vor. Schimpansen z.B. zeichnen sich durch eine derart hohe Ausbildung der zentralen Repräsentation der Umweltobjekte aus, daß Raumorientierungen durch Ortsbewegungen von Umweltobjekten jene

---

<sup>1</sup> Vgl. Lorenz, K.: Über tierisches..., a.a.O., Bd. 2, S. 330 ff

"aha"-Erlebnisse auslösen, die am Rande der Bewußtseinschwelle liegen.(1) Hier vollzieht sich die erste Lösung aus der Umweltimmanenz und von den Instinkten. Nach Lorenz liegt hier auch für den Menschen die Grundlage zur Reflexion: "Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das gesamte Denken des Menschen aus diesen von der Motorik gelösten Operationen im 'vorgestellten' Raum seinen Ursprung genommen hat, ja, daß diese ursprüngliche Funktion auch für unsere höchsten und komplexesten Denkkakte die unentbehrliche Grundlage bildet".(2)

Trotzdem: Warum hat der Mensch diese letzte Schwelle zur Bewußtheit geschafft, der Schimpanse nicht? Diese Frage bleibt bei Lorenz ungeklärt. Bewußtheit nur evolutiv erklären zu wollen und sie nicht auch als Eigenleistung des Menschen zu sehen, ist m.E. eine Verkürzung des Tatbestandes. Die Schwierigkeit, den Menschen auch nur als relativ abgelöstes Wesen zu begreifen, bleibt dann jedenfalls bestehen.

Interessant in diesem Zusammenhang ist auch der - mehr implizite - Personbegriff Lorenz': Instinkte sind die Grundlage allen Denkens. Durch die "Passung" der Instinkte realisiert sich eine gültige Umweltrepräsentanz im kognitiven System. Abgesehen davon, daß Lorenz an anderer Stelle (s.o.) die freie Fluktuation der Instinkte durch den Wegfall passender Auslöser konstatiert, stellt sich hier auch in diesem Zusammenhang die Frage der Stimmigkeit. Zu folgen ist diesem Gedanken nur soweit, wie damit nicht reflexives Denken gemeint ist, denn: Umweltimmanenz durch instinktive Erfassung bedeutet doch gerade unwissenschaftliche, spontane Erfassung von "Welt". Weiter: Je höher entwickelt oder auch: je domestizierter ein Lebewesen ist,(3) desto eher kann echte Erfahrung gebildet werden, die über die Instinkte hinausgeht, gleichzeitig bleibt die Erfahrung aber instinktgesteuert. Zu fragen ist, ob nicht

---

1 Lorenz, K.: Über tierisches..., a.a.O., S. 230, Bd. 2

2 Ebenda

3 Vgl. ebenda, S. 231 ff

Erfahrung gerade dann echte Erfahrung ist, wenn sie abgelöst von und nicht aufbauend auf Instinkten gewonnen wird. Welche Erfahrung hat beispielsweise ein Schimpanse, der Kisten im Käfig aufeinanderstellt, um die Banane zu erreichen? Ist nicht dieses "aha"-Erlebnis qualitativ etwas völlig anderes als instinktgebundene Erfahrung? Und erst recht beim Menschen: Ist nicht reflexives Denken wiederum etwas ganz anderes als "aha"-Erlebnisse oder gar instinktgebundene Erfahrung?

Die Abgelöstheit des Denkens von den Objekten läßt sich m.E. nicht so linear evolutiv erklären, auch dann nicht, wenn die Systemtheorie zur Hilfe herangezogen wird. Auch bei der systemischen Erklärung bleiben Denken und Reflexion des Menschen letztlich instinktgebunden, ein Sekundärinstinkt, wie Lorenz dies selbst anmerkt. Echte Distanz zu den Dingen und zu sich selbst sind so nicht möglich. Der Mensch bleibt gefährdet; nicht aber wie bei Gehlen durch seine Instinktreduktion, sondern durch die Gefahr der instinktiven Fehlsteuerung aus Mangel an spezifischen Auslösern.

Die Lösung aus dieser Schwierigkeit ist nur dann möglich, wenn nicht lediglich eine Weiterentwicklung des Instinktprinzips evolutiv angenommen wird, sondern die Möglichkeit der bewußten Ablösung davon oder, soweit Instinkte/Triebe noch in die Ontogenese des Menschen hineinwirken, deren bewußte Beherrschbarkeit. Dazu muß ein neues Prinzip vorgestellt werden: das kognitive, das in der reflektiven Form nur dem Menschen zu eigen ist und das tatsächlich die zumindest individuell potentielle Möglichkeit der Beherrschung der trieb-/instinkthaften Grundlage hat und das phylogenetisch diese Möglichkeit begründet.

Was die Anmerkungen zur Sprache bei Lorenz betreffen, kann analog argumentiert werden:

Sprache hat nach Lorenz Ritualisierung zur Voraussetzung, durch welche Symbole tradierbar und verbindlich gemacht werden.

Ritualisierungen sind nach Lorenz aber keine Epiphänomene, sondern echte Instinkte – wenn auch sekundärer Art; Sprache hat also eine instinktive Grundlage. Die Entwicklung der Sprache läßt sich nach Lorenz grundsätzlich so aufzeigen: Instinktdruck unter mangelnden Auslösern führt zur Neugierde, diese zu trial and error, dieses zu Erfahrungslernen; darauf aufbauend folgen "aha"-Erlebnisse, diese führen wiederum zur kognitiven Raumpräsentanz und werden von der Bewegung unabhängig; aufbauend darauf folgen Denken, Reflexion und Sprache. Die kognitive Raumpräsentanz ist allerdings durch individuelles Erfahrungslernen unterschiedlich; dadurch ergibt sich die Notwendigkeit zur generalisierten Ritualisierung. So wird eine gemeinsame Erfahrungsgrundlage durch einen Konsens darüber, was das Wesentliche ist, erzeugt. Aus diesen Riten entwickeln sich Sprache und Kommunikation. Sprache beinhaltet dann prägnante Symbole, deren Eigenschaften sich aus ihrer Mitteilungsfunktion erklären. Die Eindeutigkeit der Symbole wird dadurch gewährleistet, "daß die ursprüngliche, variable Vielfalt der Handlungsmöglichkeiten zu einem einzigen, in sich starren Ablauf zusammengeschweißt wird".(1)

Sprachliches Symbolverständnis ist nach Lorenz dann nicht global möglich, sondern es beschränkt sich auf begrenzte Gruppen. "Gruppen, die größer sind als jene, die durch persönliche Bekanntschaft und Freundschaft zusammengehalten wurden, verdanken ihre Kohärenz immer und ausschließlich Symbolen, die durch kulturelle Ritualisation hervorgebracht werden und von allen Gruppenmitgliedern als etwas Wertvolles empfunden werden".(2)

Während man die letzten Ausführungen durchaus bejahen kann, interessieren thematisch vor allem die Qualität und Funk-

---

1 Lorenz, K.: Das sogenannte Böse, a.a.O., S. 115

2 Ders.: Die Rückseite..., a.a.O., S. 302

tionalität, welche die Sprache bei Lorenz einnimmt. Sprache steht danach in unmittelbarem Zusammenhang mit Denken. Weil das Denken eine realistische, objektgebundene Grundlage besitzt, hat diese auch die Sprache. Der Unterschied ist nur, daß beim Denken noch individuelle "sprachlose" Momente einfließen können, während die Sprache symbolisch-kulturell überhöht ist. Da die Kultur aber selbst wieder eine instinktive Grundlage hat, bleibt Sprache ganz dem Natürlichen verhaftet. Sie ist kein eigentliches Mittel zur Abstraktion. Lorenz bezieht sich hier auf Porzig, der darauf hingewiesen hat, daß die Sprache alle unanschaulichen Verhältnisse ins Räumliche übersetzt.<sup>(1)</sup> Räumliche Erfassung ist aber auch die instinktgebundene Grundlage des Denkens. Denken ist nach Lorenz also ebenso wie die Sprache eine konstitutionell untermauerte Potenz mit enger Verwandtschaft zum Instinkt. Wie erwähnt, hat Lorenz keine in sich geschlossene und ausdifferenzierte Sprachtheorie entwickelt. Aus seinen Aussagen kann man aber erkennen, daß die Sprache des Menschen für ihn grundsätzlich keine andere Qualität hat als die Tier-sprache. Da die Sprache des Menschen aber in einem engen Zusammenhang zur Symbol- und Kulturbildung steht, hat Sprache aber systemisch gesehen einen anderen Stellenwert als die Tiersprache.

Es wäre nun zu prüfen, inwieweit bei Tieren Symbolsprache auf einer von den Dingen abgelösten Metaebene überhaupt vorkommt; ein Weg, den Lorenz allerdings nicht geht, da nach ihm die Menschensprache eben nicht aus ihrer Dinghaftigkeit hinaus kommt.

Nach Bühler hat die Sprache Ausdrucks-, Mitteilungs- und Darstellungsfunktion; nimmt man diese drei Kriterien als Maßstab, so kommt die Darstellungsfunktion bei Tieren nicht vor. Es ist hier zu fragen, ob nicht entgegen der Meinung Lorenz' gerade die Möglichkeit zur Ablösung vom Dinglichen die Eigenart der menschlichen Sprache ausmacht. Gerade

---

1 Porzig, W.: Das Wunder der Sprache, München/Bern 1950

wenn diese Abgelöstheit angenommen werden kann, ist doch eine eigentliche Erfassung bzw. Bewältigung von Realität durch die Dingbarmachung auf einer Metaebene erst möglich. Prinzipiell angreifbar ist auch die enge Verbindung von Denken und Sprache.(1) So kann es beispielsweise möglich sein, kognitiv erfaßtes sprachlich nicht exakt ausdrücken zu können oder umgekehrt durch sprachliche Überdifferenziertheit das wesentliche kognitive Muster zu verwischen.(2)

Was die Handlungskonzeption und die Kulturdefinition Lorenz' anbelangt, sollen noch einige weitere Punkte angeführt werden, die relativiert werden müssen.

Handlungen entspringen nach Lorenz Erfahrungen; hier übernimmt er im Wesentlichen die Handlungstheorie von Gehlen. Wie der Mensch im Einzelnen zu Kultur kommt, wurde schon dargelegt. Kultur wird beim Menschen nach Lorenz zwar erlernt, doch wird diese Aussage durch die Analogisierung mit evolutiven Gesetzmäßigkeiten stark eingeengt. Der "arterhaltende Zweck" der Kultur ist danach, einmal als nützlich erkannte Gewohnheiten zu stabilisieren. Kultur als arterhaltend und zweckgebunden zu interpretieren, entspricht m.E. nicht dem Wesen menschlicher Kultur - nämlich dem der Abgelöstheit. (3) Außerdem ergibt sich ein Widerspruch, wenn Lorenz einerseits die Entwicklung der Kultur dem Zufallsprinzip überläßt und andererseits Zweckhaftigkeit und damit Finalität annimmt. Der Widerspruch ergibt sich aus den unterschiedlichen Bezugsebenen: die Zweckhaftigkeit der tierischen Umweltimmanenz ist grundsätzlich etwas anderes als die Zweckfreiheit der Evolutionsmechanismen. Sind menschliches Handeln und Kultur instinktiv unter-

---

1 Vgl. oben; dazu z.B. Lorenz, K.: Die Rückseite..., a.a.O., S.301ff

2 Vgl. z.B. Labov, W.: Das Studium der Sprache im sozialen Kontext, in: Klein/Wunderlich (Hrsg.): Aspekte der Soziolinguistik; Frankfurt 1972

3 Der "Sinn" der Kultur ergibt sich erst in der je nachdem unterschiedlichen Erstellung und Interpretation der kulturellen Riten und Symbole.



mauert, ist die Analogie zur tierischen Sicherheit gerechtfertigt; gelten aber die Mechanismen der Evolution, ist keine Zweckhaftigkeit anzunehmen. Der weitere Gedanke wäre aber dann rein spekulativ, da das Verbindungselement "Instinkt" keine Gültigkeit mehr hätte.

Fraglich ist auch das Bindeglied zwischen Erfahrung und ritueller Handlung: Rituale sind nach Lorenz vor allem durch Übersprungshandlungen entstanden, meist, um Aggressionen zu vermeiden.<sup>(1)</sup> So wäre z.B. das Friedenspfeifenritual der Indianer eine Übersprungshandlung, wodurch aggressive Energie abgebaut würde. Setzt aber das Treffen der Häuptlinge nicht schon den Willen zur Gewaltlosigkeit voraus? Hat dann das Friedenspfeifenritual nicht eine andere Bedeutung? Bedeutet die Symbolik hier nicht nur eine Bestätigung eines hinter der Symbolik liegenden tieferen Grundes/Zustands? Hat die Symbolik hier tatsächlich noch die Funktion der Triebbindung? Die Aggressivität muß doch schon vorher kognitiv bewältigt worden sein; das Ritual ist demnach nicht das Wesentliche, des kulturschaffenden Sekundärinstinkts, sondern lediglich der äußere Ausdruck des dahinter liegenden Wesentlichen (in diesem Fall der Friedensbereitschaft). Das Ritual kann somit nicht als neue Instinktbewegung aufgefaßt werden, mit der eine trieb-/instinktstillende Endsituation angestrebt wird und die Selbstzweckcharakter hat. Damit soll nicht der Tatsache widersprochen werden, daß Ritualisierung und Symbolisierung tatsächlich die Grundlage jeder Kultur bilden und auch nicht, daß Ritualisierung kein Epiphänomen darstellt. Gerade, weil die Kultur m.E. nicht in der Erbmasse verankert ist, ist sie rein menschlich und gehört damit zum Kern menschlichen Daseins. Nur durch Ritualisierung und Kulturbildung kann der Mensch wegen des weitgehenden Wegfalls der instinktiven Steuerung zu Verhaltenssicherheit kommen. Ebenso gilt aber, daß hinter jedem Ritual ein tieferer Sinn verborgen sein

---

<sup>1</sup> Vgl. Lorenz, K.: Das sogenannte Böse, a.a.O., S. 37 ff

muß, den das Ritual symbolisiert und für eine größere Gruppe verbindlich macht. Verändert sich der dahinterliegende Sinn oder fällt er ganz fort, verliert m.E. das Ritual seine Berechtigung. So gesehen hat die menschliche Ritualisierung und Kulturbildung mit der biologischen Arterhaltung weniger zu tun als mit der ethisch-geistigen.

Natürlich sind nach Lorenz nicht alle Rituale und Symbole durch Übersprungshandlungen entstanden, sondern ebenso (wenn auch weniger häufig) durch kanalisierte Gewohnheiten. Gewohnheiten lassen sich aber eher nach dem Trägheitsprinzip erklären und weniger durch Trieb-/Instinktaufbereitung in irgendeiner Form. Auch nach Lorenz selbst spielt dabei ja nur der primäre Aktivierungsimpuls eine Rolle, der sich zwar in Gewohnheiten wiederfindet, die Gewohnheit selbst aber nicht hervorbringt. Dem stünde auch die von Lorenz akzentuierte "Neotonie" entgegen.

zu c) und d)

Welchen Stellenwert hat nun das Personsein des Menschen in diesem Kontext?

Personsein manifestiert sich nach Lorenz ganz im Biologisch-Natürlichen. Zwar besitzt der Mensch eine universale Sonderstellung, die aber nichts mit der Möglichkeit der Seinstranszendierung in irgendeiner Form zu tun hat, sondern die grundsätzlich von denselben evolutiven Gesetzmäßigkeiten bestimmt wird, wie sie auch für Tiere gelten. Die Umwelt- und Objekterfassung ist damit eine unmittelbare und gebundene, da der Mensch - auch mit seinen geistigen und kulturellen Fähigkeiten - als reines Produkt der gewordenen Welt verstanden wird.

Unterschiede zu den Tieren ergeben sich nur in der Quantität der Welterfassung sowie in der Schaffung einer neuen Realität durch Kultur. Diese neue, kulturelle Realität ist aber ebenfalls biologisch prädisponiert und mit der "ersten" Natur des Menschen auf das engste verbunden.

Freiheitsgrade im Personsein des Menschen ergeben sich nach Lorenz durch die hohe Orientierungsfähigkeit im Vorgefundenen

und in der Gestaltung von Neuem innerhalb genetisch vorgegebener Bandbreiten, wobei die Gestaltung selbst ebenfalls instinktiv untermauert ist. Die Handhabung der Welt aus einer objektivierenden Distanz heraus ist demnach allerdings nicht möglich. Eine de facto neue und nur für den Menschen gültige Realität kann so eigentlich nicht geschaffen werden, da der Mensch mit seinem Tun der vorgegebenen Welt unmittelbar verhaftet bleibt. Symbolisch-rituelle und kulturelle Überhöhung bedeutet im Sinne Lorenz dann nicht, daß Realität verändert oder neu geschaffen werden kann, sondern nur, daß sie als bereits vorgegeben existierende besser erkannt wird! Das "Eigentliche", die Dinge "an sich" lassen sich danach nicht verändern, nur segmental besser erfassen - wie auch seine Auseinandersetzung mit Kant belegt. Immer besser und subtiler erfaßt wird aber nur der einmal eingeschlagene Weg, realistisch könnten nach Lorenz auch andere Wege sein; hieraus ergibt sich die Gefährdung des Menschen.(1)

So kann es viele Realitäten geben, die aber alle nur einen je nach Kultur und Konvention verschiedenen Ausschnitt des manifesten Seinenden darstellen. Realitätsverlust ergibt sich erst mit dem Versuch des Überspringens endogen-biologischer Grenzen; hier wird die Gefährdung potenziert, hier beginnt auch die ethisch-moralische Problematik. Unmoralisch ist nach Lorenz jeder Versuch, gegen die natürlichen Möglichkeiten des Menschen zu handeln.(2) Ethisch-moralisches Handeln ergibt sich somit nicht durch individuelle, autonom gesetzte Willensakte - etwa im Sinne des kategorischen Imperativs Kants - sondern im Erkennen und Vollziehen der eigenen Natur und deren Direktiven. Diese Natur ist nach Lorenz nun so gear- tet, daß das "Böse" dem Personsein immanent ist. "Das ist der Januskopf des Menschen: das Wesen, das allein imstande ist,

---

1 Z.B. in dem Sinne: Abschreckung ist sicher realistisch; ist dies aber auch der beste - und damit ebenfalls realistische - Weg zur Friedenssicherung?

2 Vgl. Lorenz, K.: Das sogenannte Böse, a.a.O., S. 352 ff

sich begeistert dem Dienste des Höchsten zu weihen, bedarf dazu einer verhaltensphysiologischen Orientierung, deren tierische Eigenschaften die Gefahr mit sich bringen, daß es seine Brüder totschießt, und zwar in der Überzeugung, dies im Dienste eben dieses Höchsten tun zu müssen: *Ecce homo!*"(1)

Was ist nach Lorenz also zu tun? Möglichkeiten der Bewältigung dieses Problems ergeben sich wiederum in der Kultivierung von trieb-/instinkthaften Impulsen durch Kompensation oder Umwandlung.

Spätestens hier mutet die Begründung menschlichen Personseins tautologisch an. Primärtriebe/-instinkte sollen durch kulturell überformte, die sich aus ersteren ableiten und entwickeln, kontrollierbar gemacht werden – ein Weg, der in eine gewisse Sackgasse führen muß. Lorenz selbst gibt an anderer Stelle zu, daß seinem Ansatz zufolge die Richtung der Kultur letztlich vom Menschen unbestimmbar und unkalkulierbar bleibt, daß das Risiko der "intraspezifischen" Vernichtung (aus biologischen Gründen!) jederzeit besteht.(2) Der hier transparent werdende Pessimismus wäre jedenfalls in der Form unnötig, wenn die Freiheitsgrade des Menschen im Kognitiven wie im Handeln nicht instinkt-/triebhaft eingeengt gesehen werden, sondern wenn echte Freiheitsgrade als zentrales Kriterium menschlichen Personseins angenommen werden. Daraus kann sich nämlich tatsächliche Handhabung und auch Veränderung von Realität entfalten.

Was die moralische Frage betrifft, die ja auch mit der Größe und Art der Freiheitsgrade zusammenhängt, so scheint eine Moral, die sich auf eine zwar relative, doch aber real vorhandene Willensfreiheit stützt, die humanere zu sein als eine solche, die von trieb/instinktgesteuerten Motiven abgeleitet wird.

---

1 Lorenz, K.: Das sogenannte Böse..., a.a.O., S. 365

2 Vgl. ebenda, S. 335 ff

Der Mensch soll hier keinesfalls abgehoben von seiner biologischen Entstehungsgeschichte gesehen werden, und es ist sicher das Verdienst Lorenz', eindringlich auf die phylogenetischen Grundlagen hingewiesen zu haben. Es ist aber die Frage, ob diese Grundlagen zur Erklärung menschlichen Personseins so total herangezogen werden dürfen. Vielleicht könnten sie bei einer etwas modifizierten Definition sogar eine Grundlage zur Erklärung für eine weitgehende Abgelöstheit gerade von dieser Grundlage dienen; nämlich dann, wenn eine primäre Befriedigung der Triebe/Instinkte ontogenetisch eine spätere Beherrschung derselben möglich machte. Darauf muß später noch stärker eingegangen werden.

Abschließend noch einige Bemerkungen zur Reflexivität und Identität des Menschen:

Beides ist nach Lorenz nur auf der definierten Seinsgrundlage möglich. Reflexivität im Sinne von Bewußtmachung des Gegebenen und darauf aufbauender Zukunftsplanung ist nicht oder nur im Rahmen des bereits als "richtig" erkannten möglich. Kreativität und Originalität gehen in dieser Sichtweise weitgehend verloren. Die Stufe des "trial and error" wird nicht transzendiert, sondern bleibt auf einem qualitativ höheren Niveau stehen - "trial and error" findet sich auf der Stufe der Kultur wieder. Sah Plessner den zweiten Pol der Reflexivität in der Kultur und damit die Kultur dem Menschen als naturhaft vorgegeben an, so sieht Lorenz die Reflexivität durchaus intrapsychisch **lokalisiert**, doch sind beide Pole - von solchen spricht er zwar nicht, sie sind aber die Voraussetzung für reflexives Denken - trieb-/instinkthaft gebunden; der eine in der primären, "tierischen" Natur des Menschen, der andere als darauf aufbauender Sekundärinstinkt in der Kultur. Echte Polarität im Sinne der distanzierten Gegenüberstellung geht hier verloren. Der Mensch bleibt im Triebhaften verhaftet. Analoges läßt sich zur Identität feststellen: Lorenz' Beispiel, wonach sich Identität nicht aus dem Bewußtsein eines individuellen Kontinuums ergibt, sondern aus dem Bewußt-

sein der prinzipiellen Gleichartigkeit mit anderen Menschen, ist die logische Folge der biologischen Personbestimmung. Diese Grundlage muß ja bei allen Menschen dieselbe sein. Identitätsunterschiede ergeben sich lediglich durch gruppenspezifisch unterschiedliche Symbolisierungen und Kulturen. Identität im weiteren Sinne wird also mit dem allgemeinen Begriff des Menschseins, im engeren Sinne mit der Identifikation mit der Bezugsgruppe gleichgesetzt.

M.E. bezeichnet der Identitätsbegriff das genaue Gegenteil, nämlich das Bewußtsein meiner nicht aufhebbaeren Einzigartigkeit, die zwar Entwicklungen und Veränderungen unterworfen ist, doch einen unverwechselbaren zentralen Kern unabhängig von äußeren Einflüssen und dem Faktor Zeit beinhaltet.(1) Eine zu starke Identifikation mit der Bezugsgruppe kann doch nach allgemeiner psychologischer Erkenntnis (2) die eigene Identität gerade schwächen oder gar auflösen, da Identifikation immer mit der Preisgabe eigener Persönlichkeitsanteile verbunden ist. Andererseits ist ein Zugehörigkeitsgefühl zu einer sozialen Gruppe häufig eine Hilfe bei Identitätskrisen. Ähnlich wie in der Erziehung muß aber nach der Identitätsfindung zur Aufrechterhaltung dieser eine gewisse Distanz zur Gruppe durch bedingte Abgelöstheit oder Akzentuierung des eigenen Selbst wiederhergestellt werden. Sowohl der Gruppenbezug als auch die relative Distanz zur Gruppe sind dann zur Aufrechterhaltung der Identität nötig. Die eigene Identität kann ja nur in Relation zu anderen Menschen mit eigenen Identitäten erfahren werden und nicht

---

1 Vgl. dazu z.B. Neuhauer, W.: Selbstkonzept und Identität im Kindes- und Jugendalter, S. 102 f, München/Basel 1976

2 Vgl. dazu z.B. Erikson, E.: Jugend und Krise, Stuttgart 1974, S.145  
Umgekehrt ist z.B. die Isolationshaft, wie sie beispielsweise bei Terroristen angewandt wird, gerade deswegen so zerstörerisch, weil aufgrund des Extremismus eine hohe Identifikation mit der Bezugsgruppe notwendig ist.



im sozialen Vakuum entstehen oder aufrechterhalten werden. Die "Gruppenidentität" durch Gruppenidentifikation ist ein Widerspruch in sich.(1)

### 3.2. Die Freiheitsgrade in der Instinktgebundenheit bei I. Eibl-Eibesfeldt

#### 3.2.1. Die Dominanz des Brutpflegeverhaltens und seine Bedeutung für das implizite Menschenbild

Eibl-Eibesfeldt soll nur soweit behandelt werden, wie seine Aussagen eine wesentliche Ergänzung zu denen von Lorenz darstellen und soweit sie thematisch von Interesse sind. Grundsätzlich ergeben sich Unterschiede insofern, als Eibl-Eibesfeldt nicht von einer begrenzten Anzahl von Trieben/Instinkten ausgeht, sondern für mannigfaltige Verhaltensweisen des Menschen verschiedene, ungebrochene Trieb/Instinktkreste annimmt. Deren wesentlichster stellt der Brutpflegeinstinkt dar. Einleitend sollen einige Beispiele für seine Denkweise stehen:

Trieb-/Instinktkomponenten ergeben sich z.B. im Neugierverhalten und im Spiel des Kindes. "Wird diese Selbstentfaltung im Übermaß behindert und das Kind wegen seines anfangs zerstörerischen Experimentierens allzuviel bestraft und nicht geführt, dann werden die Impulse zur selbsttätigen Handlung abgedrosselt...Für das ganze Leben können diese Kinder die Fähigkeit, den eigenen Vorstellungs- und Gedankenstrom frei zu lenken, einbüßen und sich in Initiative und Arbeitshaltung als gestört erweisen".(2)

Ähnlich wie Lorenz nimmt Eibl-Eibesfeldt einen Neugierdetrieb an, den er aber als allgemeinen Lerntrieb definiert.(3)

Eigentümlich bei Eibl-Eibesfeldt ist, daß er weniger vom Instinktschema ausgeht, wie Lorenz, sondern daß er auf primäre Triebe unterschiedlicher Art rekurriert, die, wenn sie einmal aktiviert sind, in vorgegebener Richtung und Stringenz zur Auswirkung kommen müssen. Insofern ist Eibl-Eibesfeldt

---

1 So gesehen ist doch "ein Mensch kein Mensch", aber in anderem Sinne als bei Lorenz.

2 Eibl-Eibesfeldt, I.: Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung, S. 236; München 1967

3 Vgl. ebenda, S. 239

einerseits offener, was triebbedingte Verhaltensmöglichkeiten anbelangt, andererseits aber auch deterministischer durch eine noch genauere Vorgabe des Verhaltensablaufes.(1) Andererseits besteht die Gefahr der Verhaltensblockierung, wenn ein Trieb gebremst wird. Wird beispielsweise der Lerntrieb gebremst, kann er völlig abgetötet werden, wie obiges Beispiel zeigt. Die Möglichkeiten der frei fluktuierenden Instinkte, die ihrer Auslöser entbehren, wodurch dann auch Möglichkeiten zur Kompensation oder Sublimierung entstehen, kennt Eibl-Eibesfeldt in dem Maße nicht. Es besteht allerdings die Möglichkeit, daß Triebe bei spezifischen Umweltverhältnissen erst gar nicht in Erscheinung treten, obwohl sie als endogenes Potential durchaus noch vorhanden sind (z.B. bei der Aggressivität). Auch besteht die Möglichkeit bereits vorhandener Umweltaffinität, sodaß der speziell dafür zuständige Trieb ebenfalls nicht mehr in Erscheinung tritt; so z.B. bei einer vorgegebenen, triebentsprechenden Rangordnung.(2) Aggressivität z.B. entsteht in diesem Zusammenhang lediglich bei "Unordnung" einer Gruppe; diese kann vor allem bei rangnahen Tieren auftreten.(3) Instinktiv vorgegebene Beschwichtigungsrituale und Demutsgesten sind dann Möglichkeiten der Hemmung beginnender Aggressivität. Beschwichtigend bei Mensch und Tier wirken nach Eibl-Eibesfeldt z.B. Präsentierbewegungen, bei denen eine Waffe abgewendet wird, ferner eine Reihe von Verhaltensweisen des Jungtieres, wie Bettelbewegungen und andere Infantilismen, vor allem aber Verhaltensweisen aus dem Bereich der Brutpflege.(4) Brutpflege und Gruppenbildung hängen danach eng

---

1 Betreffend der Vielzahl der angenommenen Instinkte

2 Eibl-Eibesfeldt, I.: Grundriß der vergleichenden...a.a.O., S. 340

3 Vgl. ebenda, S. 340 ff

4 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Liebe und Haß, S. 146 ff; München 1970

zusammen, wobei Eibl-Eibesfeldt anonyme Verbände, die keine Schutzgemeinschaft bilden, von sozialen Gruppen unterscheidet; andererseits ist in der anonymen Schar auch die Aggressivität weitgehend abgepuffert. (1)

In diesem Zusammenhang ist die Liebe und die Bindung nicht aus der Aggressivität entstanden wie nach Lorenz, sondern aus dem Brutpflegeverhalten. Bei nicht brutpflegenden Tieren wie z.B. bei Reptilien gibt es dann auch keine Gruppenverteidigung, keine Zuneigung und keine Liebe. (2) Liebe erscheint hier im Unterschied zu Lorenz als Folge des Brutpflegeverhaltens und nicht als Folge der Aggressivität. Sofern Aggressivität überhaupt auftritt, kann sie durch Kindchenapelle wie Betreuungs- und Demutsgestik wieder blockiert werden. (3) Selbst Höflichkeitsgesten aller Art sind nach Eibl-Eibesfeldt Unterwerfungsakte bzw. Infantilismen. All diese Dinge lösen Brutpflegeverhalten oder zumindest spontane Zuwendung aus. Nach Eibl-Eibesfeldt sind auch viele sexuelle Verhaltensweisen primär nicht-sexueller Natur; so ist z.B. der Kuß aus der Mund zu Mund-Fütterung entstanden. Der ganze Bereich der Zärtlichkeit hat danach ursprünglich nichts mit Sexualisation zu tun, sondern er entspringt dem Bereich der Brutpflege. Eibl-Eibesfeldt schreibt, daß Freud in einer merkwürdigen Umkehrung der Deutung einmal behauptete, daß eine Mutter wohl erschrecken würde, daß sie ihr Kind so reichlich

---

1 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Liebe und Haß, a.a.O., S. 146 f

2 Vgl. ebenda, S. 149 ff

3 Ebenda. Eibl-Eibesfeldt unterscheidet sich hier in einem wesentlichen Punkt von Lorenz; allerdings ist der Unterschied für die Streitfrage der Triebbestimmtheit des Menschen relevanter als für die Frage nach dem Personbegriff. Hier geht es darum, wie weit der Mensch überhaupt triebdeterminiert ist, weniger um die Frage, durch welche Triebe er dies im einzelnen ist.

mit sexuellen Verhaltensweisen bedenke. Freud geht hier die falsche Richtung. "Eine Mutter betreut ihr Kind mit Brutpflegehandlungen und sie unwirbt mit diesen ihren Mann".(1)

Sexualität steht also mit Zärtlichkeit in keiner unmittelbaren Beziehung. Trotzdem steht nicht nur Zärtlichkeit, sondern auch Sexualität im Dienste der Partnerbindung.

"Die Tatsache, daß die Sexualität jedoch im Dienste der Partnerbindung steht, beinhaltet als Voraussetzung ein partnerschaftliches Verhältnis, also Liebe als individualisierte Bindung".(2) Das Bedürfnis, mit einem ganz bestimmten Partner das Band zu knüpfen, ist Teil unserer Natur.

Die Hypersexualisierung als dauernde Sexualbereitschaft beim Menschen ermöglicht neben der permanenten Regressionsbereitschaft in Form von Brutpflegesymbolik dasjenige dauernde Band, das für die Kinderaufzucht grundlegend nötig ist. Zu diesen beiden Grundtrieben kommt der dritte, mit einem bestimmten Partner das Band zu knüpfen. Alle hier genannten Triebe stehen also im Dienste der eigentlichen Brutpflege, der Kinderaufzucht, im Dienste der Sicherung der Art.(3)

Selbst Einzelphänomene wie z.B. das Inzesttabu werden in den Dienst der Brutpflege gestellt: durch Vermeidung von Inzucht werden Rollenkonflikte und Rivalitätskämpfe in der Familiengruppe verhindert und somit die Brutpflege gesichert. Nach Eibl-Eibesfeldt ist das Inzesttabu genetisch determiniert; das Freudsche Argument des langfristigen kulturellen Lernens, wonach kleine Kinder beispielsweise in der ödipalen Phase noch inzestuöse Wünsche hätten, ist danach nicht stichhaltig, da die in dieser Phase vorkommende Verliebtheit in den gegengeschlechtlichen Elternteil eben nicht sexueller Natur ist, sondern aus dem Repertoire des Brutpflegeverhaltens - in dem

---

1 Eibl-Eibesfeldt, I.: Liebe und Haß, a.a.O., S. 172

2 Ebenda, S. 181

3 Vgl. ebenda, S. 149 ff

Fall des Gepflegt-werden-wollens - entnommen ist.(1)

Auch das Nahrungsbedürfnis ist beim Kind nicht der primäre Trieb, sondern das Bindungsbedürfnis. Das Kind ist so nicht nur durch eine Reihe von Verhaltensweisen an die Mutter angepaßt, sondern auch mit der Appetenz ausgerüstet, den Kontakt herzustellen; anfangs durch Rufe, später durch aktives Aufsuchen. Seine Triebhandlungen: Umklammern und sich Anschmiegen passen auf die Mutter als Objekt. Diese angeborene Appetenz nach Kontakt ist die eigentliche Wurzel des Bandes zwischen Mutter und Kind.(2) Eibl-Eibesfeldt sieht in der instinktiven Bezogenheit von Mutter und Kind den Kristallisationskern der menschlichen Gemeinschaft, auf dem sich größere Gemeinschaften aufbauen können.(3)

Neben dem Brutpflegeverhalten, der Aggression, dem Lern- und dem Spieltrieb führt Eibl-Eibesfeldt in dem Band: "Der vorprogrammierte Mensch" noch eine Reihe weiterer genetischer Dispositionen des Menschen an, vor allem im Bereich der Gestik, Mimik und Sprache, welche in allen Kulturen gleichermaßen vorhanden sind.(4) Auf die Aufzählung weiterer Einzelheiten soll hier aber verzichtet werden.

Von weiterem Interesse für die Thematik sind vor allem die Konsequenzen, die Eibl-Eibesfeldt an die Trieb- z.Teil auch Instinktbestimmtheit des Menschen knüpft. Es sind mehr und

---

1 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Liebe und Maß, a.a.O., S. 138 ff

2 Ebenda, S. 239

3 Ebenda, S. 252 ff

4 Eibl-Eibesfeldt, I.: Der vorprogrammierte Mensch,  
Wien/München/Zürich 1979

weiterreichende Aussagen als bei Lorenz zu finden, daher sollen hier einige grundsätzliche Überlegungen wiedergegeben werden.

Die menschliche Triebbestimmtheit nach Eibl-Eibesfeldt und die daraus resultierenden Gefahren stellen sich etwa so dar: Eibl-Eibesfeldt lehnt wie Lorenz die These vom "Mängelwesen Mensch" ab, da es nach ihm so etwas wie einen vollkommenen Organismus nicht gibt. Jede Spezialisierung bedeutet in einem anderen Bereich einen Verzicht.(1) Darüber hinaus ist jeder bereits lebende Organismus das Ergebnis einer Unzahl von Umkonstruktionen. Beispielsweise tritt die Tatsache, daß alle Landwirbeltiere von den Fischen abstammen, als historische Belastung im Blutkreislauf dieser Tiere sehr deutlich zutage.(2) Sämtliche körperlichen Merkmale und Eigenschaften stellen keinen Mangel dar; so funktionieren z.B. erst durch die Haarlosigkeit die Schweißdrüsen, ist die menschliche Hand zu den verschiedensten Spezialgriffen fähig u.s.w.(3) Eibl-Eibesfeldt argumentiert hier analog zu Lorenz. Der Mensch wird als "Spezialist auf Unspezialisiertsein" bezeichnet.(4) Trotz seines Unspezialisiertseins ist der Mensch nach Eibl-Eibesfeldt ein "vorprogrammierter Mensch", dessen Aufgabe es ist, seine eigenen genetischen Disponiertheiten zu analysieren und die Erziehung bzw. die Umwelt seiner Programmierung entsprechend zu gestalten.(5) Erziehungs- und kulturelle Pro-

---

1 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, L.: Grundriß der vergleichenden..., a.a.O., S. 391 ff

2 Ebenda

3 Ebenda

4 Ebenda

5 Ebenda, S. 12, S. 431 ff. Vgl. auch: Kurth, G./Eibl-Eibesfeldt, L.: Hominisation und Verhalten, a.a.O., S. 372 ff



gramme, die nicht der Natur des Menschen entsprechen, sind inhuman - so z.B. extrem behavioristische Lerntheorien.(1)

Unter anderem sind vor allem

folgende Gegebenheiten zu beachten:

der "Gruppenanschlußtrieb" (2) bewirkt eine starke Kohärenz der Mitglieder und impliziert einen Drang zur Führung und zum Geführtwerden. Subordination unter Autoritäten beruht nicht auf Zwängen, sondern wird als vitales Bedürfnis verstanden. Dies um so mehr, als der Mensch ein Brutpflegendes Wesen ist und daher im Gegensatz zu den anonymen zu individualisierten Gruppen tendiert.(3) Eine gewisse soziale Distanz zwischen den Mitgliedern, die analog zur Beziehungsintensität unterschiedlich sein kann, darf aber nicht verlorengehen, da sonst leicht Aggressions- oder Fluchtverhalten ausgelöst wird.(4) Analog zu den persönlichen Distanzen müssen auch die Territorien der Einzelnen respektiert werden - dies gilt z.B. auch für die Primärgruppe Familie.(5) Das Milgramexperiment in den USA wird als Beweis dafür angeführt,(6) daß der Mensch sich zwar gegen eine brutale Gewaltherrschaft zur Wehr setzt, der freiwillig anerkannten Autorität jedoch aufgrund einer deutlichen Disposition folgt. Nach Eibl-Eibesfeldt folgt daraus, daß z.B. die Emanzipation in jeder Hinsicht, vor allem in der Erziehung, da ihre Grenzen haben muß, wo der Mensch frei von positiven autoritativen Identifikationsmodellen Entscheidungen treffen soll, die

---

1 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, L.: Liebe und Haß..., a.a.O., S. 19 ff

2 Ebenda, S. 71 ff, Terminus L. B.

3 Ebenda, S. 149 ff

4 Ebenda

5 Ebenda

6 Das Milgramexperiment in den USA verdeutlichte eine starke Autoritätshörigkeit der Menschen.

Vgl. dazu: Milgram St.: Das Milgramexperiment. Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität, Reinbek 1974.

seinen biologischen Dispositionen zuwider laufen würden. Umgekehrt wäre die Unmöglichkeit, Macht in irgendeiner Form ausüben zu können, ebenfalls neurotisierend.(1)

Soziales Lernen, vor allem die Vermeidung funktionsgebundener Aggressivität wäre dann gegeben, wenn gewissen hierarchischen Grundstrukturen sowohl die gruppenverbindende Symbolidentifikation als auch die Möglichkeit zur individuellen Distanz erfahrbar bleibt.(2) Aggressivität ist nach Eibl-Eibesfeldt allerdings auch geschlechtsspezifisch determiniert; trotz obengenannter Einschränkungen argumentiert er hier ähnlich wie Lorenz.(3) Außerdem wendet er sich gegen die These der Erziehungsbedingtheit des Geschlechtsverhaltens, wie sie vor allem von M. Mead oder R. Benedict popularisiert wurde. "Der Beweis für diese Behauptung steht jedoch aus und es gibt wohl zu denken, daß in fast allen Kulturen, soweit bekannt, die Männer aggressiver, neugieriger und weniger passiv sind als die Frauen und daß männliche Eigenschaften wie Rangstreben und gesteigerte Aggressivität auch Züge sind, die wir mit den übrigen Primaten teilen".(4) Kulturen wie die Arapesh und Tschambuli, in denen ein verändertes Geschlechtsverhalten herrscht, werden als die Ausnahmen gesehen, welche die Regel bestätigen.(5) Aggressivität, Neugierde, Aktivität und Kreativität gehören

---

1 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Liebe und Haß, a.a.O., S. 191 ff, 120

Vgl. ders.: Grundriß der vergleichenden...a.a.O., S. 431 ff

2 Ebenda, S. 632 ff

3 Ebenda

4 Ebenda, S. 441

5 Vgl. ebenda, S. 440 ff, S. 236

nach Eibl-Eibesfeldt<sup>1</sup> eng zusammen, eine in seinem Sinne positive Kombination, die vom Mann eher repräsentiert wird als von der Frau.(1)

Die damit verbundenen erzieherischen Positionen sind so offensichtlich, daß sie hier nicht gesondert erwähnt werden müssen. Im letzten Teil der Arbeit wird nochmals darauf zurückzukommen sein.

Aggressivität im Zusammenhang mit Aktivität und Kreativität ist nicht negativ zu sehen, da sie konstruktiv wirkt und letztlich im Dienste der Arterhaltung steht. Als negativ oder "böse" kann nur das bezeichnet werden, was nicht in deren Dienst steht, z.B. diejenige Form destruktiver Aggressivität, die das Töten von Artgenossen zum Ziele hat; so können endogene Hemmmechanismen durch die Distanz moderner Waffen leicht überwunden werden.(2) Negativ und damit "böse" ist aber jeder Versuch der Überwindung genetisch vorgegebener Verhaltensvariabilität. Eine Ausnahme von dieser Regel ist nur da angebracht, wo eine historische Belastung durch Verhaltensstrukturen besteht, die zwar einst ihren arterhaltenden Wert hatten, die aber durch Umweltveränderung realitätsinadäquat geworden sind. So z.B. der immer wieder zu beobachtende Kampf gegen Minoritäten und Andersartige.(3) Solche Anachronismen rechtfertigen nach Eibl-Eibesfeldt eine erzieherische und gesellschaftliche Gegensteuerung.

Das Unrichtige, "Böse", wird nach Eibl-Eibesfeldt a priori gefühlt und ist nicht Resultat eines Willensaktes. Zwar läßt sich dieses intuitive Wissen um Verfehlungen durch einen gegensätzlichen kulturellen Normenfilter überlagern, aber nicht auslöschen. Das "schlechte Gewissen" ist also evolutiv-genetisch bedingt und nicht die Folge von Lernerfahrungen.(4)

---

1 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Grundriß der vergleichenden..., a.a.O., S. 440 ff

2 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Liebe und Haß, a.a.O., S. 107 ff

3 Ebenda, S. 111

4 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Menschenforschung, a.a.O., S. 263 f

Gewissenserziehung heißt dann vor allem: Bewußtmachung und Reflexion der "biologischen Gebote", am Rande auch noch: Stärkung und Aktivierung eines kulturellen Normenfilters der archaische Anachronismen eliminieren hilft.(1) Weiterhin ist nach Eibl-Eibesfeldt in unserer Gesellschaft vor allem die Reaktivierung des endogen-generalisierten Brutpflegeverhaltens notwendig. Verbalisierungen eines gewissen Instinktverhaltens, wie z.B. betreuende Appelle, Verwendung von Diminutiven, Kindchenappelle und der Mut zur Regression. Nur dann sind nach Eibl-Eibesfeldt Entneurotisierung und Wohlfühlen möglich.(2) Dies gilt vor allem für die Familie und für andere individualisierte Gruppen mit engen Beziehungen und hoher Kohärenz, da diese Appelle hier als bandstiftende Riten fungieren.

Sexualität und Brutpflegeverhalten sind die Grundlagen des individuellen Liebesbands zwischen Mann und Frau, wie nach Eibl-Eibesfeldt gesagt wurde. Allerdings ist der Mensch eher polygam veranlagt. "Das Argument, daß nur in der Einehe die ideale Form individualisierter Beziehung erfüllt wird, weil sie eben nur auf einen Menschen beschränkt ist, klingt überzeugend, und es ist eine generelle Entwicklung zur Monogamie festzustellen. Allerdings kann man dagegen einwenden, daß wir zu unseren Kindern durchaus individualisierte und tiefe Beziehungen haben und daß diese Gefühle keineswegs seichter werden, wenn mehr als ein Kind da ist".(3) Eheartige Beziehungen zu einem zweiten Partner sollten toleriert werden, weil sie der menschlichen Natur entsprechen; auch die Sexualerziehung hat sich in diesem Sinne zu gestalten.(4)

---

1 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Menschensoezung, a.a.O., S. 263 ff; vgl. dazu z.B. auch: Wickler, W.: Die Biologie der zehn Gebote, München 1971

2 Eibl-Eibesfeldt, I.: Liebe und Haß, a.a.O., S. 149 - 176

3 Vgl. ebenda, S. 182 f

4 Ebenda

Aggression und altruistische Neigungen hängen nach Eibl-Eibesfeldt eng zusammen. Hier argumentiert er ähnlich wie Lorenz, mit dem Unterschied allerdings, daß als letzte Ursache des Altruismus nicht die Aggressivität anzunehmen ist, sondern das Brutpflegeverhalten.(1) Altruismus wird nicht als generelle und universell mögliche Haltung verstanden, sondern bleibt primär auf die individualisierten Beziehungen beschränkt, sekundär auf größere Gruppen, in denen die Individuen aber ebenfalls durch Interaktion verbunden sind. Nächstenliebe als universelles Gebot wirkt demnach der angeborenen Tendenz zur Identifikation mit der Bezugsgruppe entgegen.(2) Alles, was sich auf kultureller Ebene oder gar über die eigene Kultur hinausgehend erreichen läßt, ist eine größere Toleranz oder eine emotionsfreie Ethik im Kantischen Sinne.(3)

Was Denken, Sprache, Handlung und Kultur anbelangt, kann zu Eibl-Eibesfeldt noch folgendes gesagt werden: Analog zu Lorenz definiert Eibl-Eibesfeldt den Menschen als Kulturwesen von Natur aus .(4) Als Kulturwesen von Natur aus ist der Mensch in der Lage, mit archaischem Ballast fertig zu werden bzw. diesen positiv umzuformen. Als "Spezialist auf Unspezialisiertsein" ist der Mensch seiner Natur nach eine "euryöke Spezies", (5) d.h., die Anpassungsfähigkeit des Menschen an Umweltbedingungen ist im Unterschied zu den Tieren fast unbegrenzt. Innerhalb dieser Ausformung der eigentlichen Natur zur kulturellen Natur hat die Erziehung einen

---

1 Vgl. oben

2 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Grundriß der vergleichenden, a.a.O., S. 438 f

3 Ebenda

4 Vgl. dets.: Der vorprogrammierte Mensch..., a.a.O., S. 70 ff

5 Ebenda, S. 71

hohen Stellenwert.(1) Kinder sind, verhaltenspsychologisch betrachtet, sogar vorprogrammiert, Erfahrungen von Mitmenschen tradiert zu bekommen; sie zeigen nach Eibl-Eibesfeldt ein unverkennbares Abfrageverhalten, um zu erfahren, was sie tun oder lassen sollen. In diesem Zusammenhang wendet er sich energisch gegen die antiautoritäre Erziehungsform, die der Natur des Menschen nicht entspricht.(2)

Die kulturelle Anpassung verläuft analog zu Lorenz nach dem evolutiven Grundmuster ab. Radikale ideologische Veränderung ist danach immer mit großen Gefahren verbunden. Wandel als Prinzip ist zwar geboten, doch läuft die biologische wie kulturelle Evolution stets in kleinen Schritten ab.(3)

Wie kommt der Mensch nun zu Kultur? Ein gewisser Unterschied zu Lorenz ergibt sich aus einer veränderten Sicht der trieb-/instinkthafter menschlichen Grundlage. Als Brutpflegende und gruppenbildende Spezies sind nach außen hin projizierte Aggressionen eine Grundlage des Gruppenzusammenhalts im allgemeinen; Kleingruppen gewinnen zusätzlich einen hohen Grad der Verbundenheit durch ein weitgefächertes Verhaltensrepertoire aus dem Brutpflegebereich, während mit zunehmender Größe und Anonymität der Bezugsgruppen die Symbolisierung – vor allem die Verbindlichkeit signifikanter Symbole – zur Festigung des Zusammenhalts eine immer größere Bedeutung gewinnt.(4) Der Gruppenbildung zugrunde liegen ebenfalls Bindetribe, die in der Mutter-Kindbeziehung zu suchen sind. "Das belegt u. a. die Tatsache, daß Signale, die der freundlichen Kontaktaufnahme und Kontakterhaltung zwischen Mutter und Kind dienen, bei höheren Wirbeltieren ...und beim Menschen in den Dienst der Erwachsenenbindung treten".(5) Diese Bin-

---

1 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Der vorprogrammierte Mensch, a.a.O., S. 70 ff

2 Ebenda

3 Ebenda

4 Ebenda

5 Ders.: Kulturelle und biologische Ritualisierung, dargestellt am Aggressionsverhalten, in: Kurth, G./ Eibl-Eibesfeldt, I. (Hrsg.): Hominisation und Verhalten, S. 389;



detriebe sind etwas grundsätzlich anderes als die aggressiven Impulse, sie stehen nach Eibl-Eibesfeldt mit diesen sogar häufig in Konkurrenz - können sich aber auch ergänzen, so z.B. in der gemeinsamen Feindabwehr.(1)

Kultur ist also nicht universell, sondern je nach Gruppe und Gruppenzugehörigkeit verschieden. Innerhalb einer spezifischen Kultur gibt es dieselben Aggressionskontrollen wie die innerartlichen biologischen, d.h., die Menschen neigen zur kulturellen Pseudospeziation. Die verschiedenen Kulturen verhalten sich wie die verschiedenen Arten in der biologischen Speziation zueinander. Als ihr positives Ergebnis ist die reiche Vielfalt der Kulturen zu sehen, als ihr negatives die Möglichkeit der interspezifischen Aggression und gegenseitiger kultureller wie physischer Vernichtung.(2) Als Lösungsmöglichkeit des Problems sieht Eibl-Eibesfeldt, Kommunikationsbarrieren und Kulturschranken abzubauen, aber nicht zu verwischen, weil die Tendenz zur Gruppenbildung immer wieder kulturelle Unterschiede mit allen Folgen schaffen würde.(3) Über die kulturellen Grenzen hinaus sollte das Wissen um die universellen angeborenen Verhaltensweisen die gemeinsame Bezugsbasis sein, kraft der eine interkulturelle Verständigung möglich wird.(4)

Die Ritualisierung von Konflikten ist dabei ebenfalls ein positiver Ansatzpunkt. An weiterer Stelle stehen rationale Lösungsversuche aktueller Fragen und Probleme. Eibl-Eibesfeldt wendet sich gegen die These von Lorenz, wonach kulturelle Selektion und Mutation den Menschen erst retrospektiv bewußt wird und rationale Prophylaxe kaum möglich ist. Was den erzieherischen Aspekt betrifft, schreibt Eibl-Eibesfeldt:

---

1 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Kulturelle und biologische..., a.a.O., S. 389 f

2 Ebenda, S. 390 f

3 Ebenda

4 Ebenda

"Diese These ist insofern pessimistisch, als sie der Erziehung nur kompensatorischen Stellenwert zuerkennt".(1)

Kulturelle Evolution setzt danach rationale und ethische Fragen und Entscheidungen voraus. Die biologische Komponente zeigt sich allerdings darin, daß er eine bereits gerichtete Disposition in der menschlichen Motivationsstruktur annimmt. Außerdem hat er die Hoffnung, daß langfristig gesehen die endogenen universellen Gewissensstrukturen und die Bindungstriebe dominieren.(2) Auch den Massenmedien kommt eine große Aufgabe zu, da sie innerhalb Großgruppen und zwischen diesen für eine bessere Kommunikation und Symbolidentifikation sorgen können.(3)

Da die kulturelle Evolution auf einem höheren Niveau der Entwicklung den Ablauf der biologischen Entwicklung wiederholt, gestattet sie nach Eibl-Eibesfeldt dem Menschen, den Punkt zu bestimmen, den wir in der kulturellen Evolution im Vergleich zur stammesgeschichtlichen erreicht haben; so können auch Wege der kulturellen Evolution exploriert werden.(4)

Welche wichtigen Details lassen sich beim Übergang von der biologischen zur kulturellen Natur bei Eibl-Eibesfeldt noch ausmachen?

Grundsätzlich stimmt das Sprach-, Denk-, und Handlungskonzept mit dem Lorenz'schen überein, ist aber weit weniger expliziert. Entsprechend kurz soll es hier behandelt werden.

Unterschiede im Handlungskonzept ergeben sich insofern, als der Mensch nach Eibl-Eibesfeldt durch eine größere Vielfalt an teils gerichteten, teils diffusen Trieben/Instinkten

---

1 Eibl-Eibesfeldt, I.: Kulturelle und biologische..., a.a.O., S. 393

2 Vgl. ebenda

3 Ebenda, S. 394

4 Ebenda, S. 395

aktiviert wird als nach Lorenz. Daraus resultiert ein noch größeres Verhaftetsein des Menschen im Vegetativ-Unbewußten: In den Bereichen des Lernens, der Motivation, der Aggressivität, der Sexualität, der Ästhetik, der Moral, der Gestik und Mimik, vor allem aber in den Bereichen Zärtlichkeit und Bindung werden Steuerungstendenzen endogen-unbewußter Art angenommen. Auffallend ist, daß gerade der kognitiv-reflektive Bereich, der bei Lorenz stark instinktgebunden gesehen wird, als relativ autonom gilt. Kognitiv-reflektive Prozesse werden also weder als kompensatorische Notwendigkeit, um biologische Mängel auszugleichen (wie bei Gehlen) noch als systemisch instinktgesteuerte Weiterentwicklung (wie bei Lorenz) gesehen. Eine genauere Ätiologie ist allerdings nicht zu finden. Ebenso verhält es sich mit der Sprache. Die Wortsprache wird als typisch menschliche bezeichnet: "Wir haben bereits hervorgehoben, daß fast alle Lautäußerungen der Tiere Interjektionen sind; nur ganz ausnahmsweise beobachten wir so etwas wie ein Benennen oder sprachähnliche **Mitteilungen**. Während Tiere mit ihrem ihnen meist angeborenen Repertoire fast nur über ihre Erregungslage berichten, belegt der Mensch Umweltgegenstände mit Namen und kann so Aussagen über seine Umwelt machen".(1) Sprache wird hier lediglich funktional erklärt; eine Aussage darüber, inwieweit und warum ein eventueller qualitativer Sprung zur Menschensprache anzunehmen und zu begründen ist, wird damit noch nicht gemacht. Hier helfen die Angaben über die Ablösung der Sprache aus dem Emotionalen beim Menschen auch nicht recht weiter.(2)

Ahnlich wie Lorenz verdinglicht Eibl-Eibesfeldt die Sprache und sieht sie instinktgebunden: "Selbst im verbalen Verhalten tauchen universell die gleichen Klischees auf. Wir weisen darauf hin, daß Leute zwar verschiedene Sprachen sprechen,

---

1 Eibl-Eibesfeldt, I.: Grundriß der vergleichenden..., a.a.O., S. 446, zitiert nach Lancaster, J. B.: Primate Communication Systems and the Emergence of Humane Language, in: Jay, P. (ed): Primate Social Behavior, New York 1966, S. 123

2 Vgl. ebenda

in den gleichen Situationen jedoch etwas das Gleiche sagen. Das ist die Verbalisierung eines gewissen Instinktverhaltens". Und: "Das, was sie sonst in dieser Situation auch tun könnten, das sagen sie; sie übersetzen Freundliches ebenso wie Feindseliges und ersparen sich im letzteren Fall den Kampf. Sie beschreiben ihr Tun, als würden sie so handeln, sie verwenden Worte wie Signale".(1)

Die Sprache überhöht also das Dingliche und das Tun, bleibt aber instinkt- und handlungsgebunden; sie ist kein Mittel der Transzendierung. Symbolaustausch und Symbolidentifikation sind in diesem Zusammenhang zu sehen.

Wie Lorenz weist Eibl-Eibesfeldt auf gemeinsame Dispositionen des Sprachenerlernens hin.(2)

Trotz der vielen Gemeinsamkeiten mit Lorenz fallen einige Besonderheiten auf, die noch näher herausgearbeitet werden sollen und einer kritischen Betrachtung unterzogen werden müssen. Die nachfolgenden Hinweise auf einige Antagonismen sollen das Verdienst Eibl-Eibesfeldts nicht schmälern, auf gewisse, von Lorenz übersehende Aspekte hingewiesen zu haben, vor allem auf die relative Sexualfreiheit der Zärtlichkeits-symbolik, die Brutpfl egemechanismen und das Bindungsbedürfnis des Menschen.

---

1 Eibl-Eibesfeldt, L.: Menschenforschung, a.a.O., S. 263

2 Vgl. ders.: Der vorprogrammierte Mensch, a.a.O., S. 65 ff

### 3.2.2. Zur näheren Definition und Kritik des (impliziten) Menschenbilds bei Eibl-Eibesfeldt

Auf die von Eibl-Eibesfeldt angeführten Konsequenzen, die aus seinem Personbegriff resultieren, soll in späteren Teilen der Arbeit eingegangen werden. Im Moment interessiert seine Definition des Menschen an sich:

Der Grundwiderspruch bei Eibl-Eibesfeldt ergibt sich m.E. aus der Tatsache, daß der Mensch einerseits als von wesentlich mehr Trieben (z.Teil auch Instinkten) geleitet wird als in der Sichtweise Lorenz', andererseits aber als Kulturwesen von Natur aus definiert wird. Der Widerspruch erscheint auch deshalb gravierender als bei Lorenz, weil die trieb- bzw. instinktreduzierende Endhandlung bei vielen Verhaltensweisen bereits vorgegeben ist, andererseits aber die kulturelle Ausformbarkeit betont wird.(1) Auch Eibl-Eibesfeldt unterscheidet in diesem Zusammenhang nicht klar zwischen Trieben und Instinkten.

Es stellt sich die Frage, wie denn diese Ausformung sich bei der determinierten Endhandlung ergeben kann. Es scheint hier eine inhaltliche Verwechslung vorzuliegen: Ausformung von intentional gerichteten Trieben/Instinkten ist unmöglich; die Lerninhalte können allerdings unterschiedlich sein und von Gruppe zu Gruppe, von Kultur zu Kultur variieren. Die Lernmechanismen können dagegen durchaus als genetisch prädestiniert angesehen werden.(2)

Unterschiedliche Lerninhalte setzen allerdings eine Abkoppelung des Triebes/Instinktes von der Endhandlung voraus. Wird dies zugestanden, bleiben allenfalls noch unspezifische Aktivierungspotentiale, die aber für das tatsächlich Gelernte ohne größere Bedeutung sind. Der Einwand, daß dann zumindest eine genetisch determinierte Bandbreite des Lernens

---

1 Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I.: Der vorgeprogrammierte Mensch, a.a.O., S. 68 ff

2 Vgl. z.B.: ders.in: Grundriß der vergleichenden..., a.a.O., S. 236 f

als genetische Disposition vorgegeben ist, verliert bei Eibl-Eibesfeldt an Bedeutung, da er eine quantitativ große und nicht genau festgelegte Anzahl an Trieben/Instinkten annimmt. Es stellt sich außerdem die Frage, ob die biologische Festgelegtheit der Lernmechanismen auch das inhaltliche Lernen biologisch begrenzt.

Da weder bei Lorenz noch bei Eibl-Eibesfeldt genau geklärt ist, worin sich Trieb und Instinkt unterscheiden, wenn Triebziel bzw. Instinktauslöser wegfallen, kann hier keine nähere Analyse vorgenommen werden. Beide Male bleiben unspezifische Erregungsimpulse bestehen, die nach Lorenz stärker verändert werden können und ein individuell unterschiedlicheres Schicksal erfahren können als bei Eibl-Eibesfeldt; letztlich bleibt die phylogenetische Determiniertheit aber in beiden Denkrichtungen erhalten. Speziell zu Eibl-Eibesfeldt wäre noch zu fragen:

- Wieso kann man solche trieb-/instinkthafter Impulse, wenn ein vital-endogenes Movens damit verbunden ist, einfach auslösen, ohne daß sie sich auf andere Weise wieder bemerkbar machen?
- Wenn man verschiedenste Möglichkeiten der Triebchicksale je nach Umwelt- und Lernerfahrung annimmt, wieso können dann diese Schicksale überhaupt genetisch näher bestimmt werden?
- Wenn man archaische Relikte von kulturell Gelerntem klar trennt: wo ist dann die Möglichkeit der kulturellen Überformung, der "Pseudospeziation", der "kulturellen Evolution", wobei man die gleichen Gesetzmäßigkeiten wie bei der biologischen Evolution annehmen darf?

Es ist wohl doch nötig, daß das archaische Erbe und die Kultur als etwas völlig Getrenntes und Unterschiedliches angesehen werden müssen. Gerade die Kultur im Zusammenhang mit den relativ autonomen kognitiven Lernmöglichkeiten des Menschen bilden doch die Chance, über das phylogenetische Erbe hinauszuwachsen. Innerhalb ihres theoretischen Rahmens gestehen dies auch Lorenz wie Eibl-Eibesfeldt zu. Es stellt sich dann aber die Frage, wieso dann die Einbeziehung und Berücksichtigung



dieses Erbes in eine Lernkonzeption in diesem Umfang überhaupt nötig ist.

Noch ein Problem ergibt sich in der Konzeption Eibl-Eibesfeldts: Wenn es die Möglichkeit gibt, daß bestimmte Triebe in spezifisch vorgefundenen Umweltsituationen erst gar nicht in Erscheinung treten, sondern nur dann, wenn diese Situationen sich verändern, stellt sich die Frage nach dem Unterschied zur Lerntheorie. Wenn beispielsweise der Aggressivitätstrieb in einer individualisierten Gruppe nur dann zur Auswirkung kommt, wenn gewisse Autoritätsstrukturen nicht eingehalten werden, dann kann diesem Phänomen weder ein Trieb noch ein Instinkt zugrunde liegen, da beide zur lösenden Endhandlung drängen.<sup>(1)</sup> Das Modell hätte nur dann Gültigkeit, wenn die Instinktthese mit obligatorischen auslösenden Mechanismen in Verbindung gebracht würde und kein frei fluktuierendes Appetenzverhalten angenommen würde, zumindest beim Menschen nicht. Die Sublimierungsthese bei fehlenden Auslösern wäre hier der einzige Ausweg; Aggressivität müßte dann aber in veränderter Form anderswo wieder auftreten - eine Folgerung, die Eibl-Eibesfeldt allerdings nicht unternimmt, sie bliebe auch im Bereich der Spekulation; dieses "andere" Verhalten müßte nicht mehr unbedingt mit dem ursprünglichen Trieb in Verbindung gebracht werden.<sup>(2)</sup>

Weitere Unklarheiten ergeben sich in der Definition des Menschen als "Spezialist auf Unspezialisiertsein". Der Mensch wird hier nicht als Mängelwesen bezeichnet, weil es keinen vollkommenen Organismus gibt und der Mensch eben nicht als instinktreduziert gelten kann. Der Terminus "Spezialist auf Unspezialisiertsein" paßt also nicht in diesen Konnex, abgesehen davon, daß der Ausdruck in sich selbst widersprüchlich ist. Die Auflösung ergibt sich nach Eibl-Eibesfeldt im

---

<sup>1</sup> Vgl. Eibl-Eibesfeldt, 1.: Grundriß der vergleichenden..., a.a.O., S. 340

<sup>2</sup> Es könnte z.B. auch lerntheoretisch oder funktional erklärt werden

Anschluß an Lorenz durch die Entfaltung und Bewältigung von Kultur unter Führung eines angenommenen Sekundärinstinktes. Die weitere Kritik kann hier an zwei Punkten ansetzen: Einmal ist bereits bei Lorenz deutlich geworden, daß kulturell überhöhte Instinkte höherer Ordnung eine reine Fiktion darstellen, zum anderen sind speziell bei Eibl-Eibesfeldt die Triebe bzw. Instinkte klar isolierbar und die damit zusammenhängenden Endhandlungen bestimmbar. Die Kultur- und Lernresistenz der Triebe/Instinkte tritt hier noch wesentlich deutlicher zu Tage als bei Lorenz, die kulturelle Überhöhung läßt sich logisch also kaum nachvollziehen. Dieser Widerspruch wird noch dadurch vertieft, daß der Mensch als "euryöke Spezies" bezeichnet wird mit fast unbegrenzter Anpassungsfähigkeit auf veränderte Umwelten. Wo hat da noch die Vorprogrammierung ihren Platz? Davon abgesehen hat Lorenz betont, daß es "Anpassung" in dem Sinne gar nicht gibt; was allgemein als Anpassung bezeichnet wird, ist das Zufallsprinzip nach den Gesetzen der Mutation und Selektion (vgl. Lorenz), dieses Prinzip kann aber kaum auf die menschliche Kultur übertragen werden.

Ein weiteres Problem liegt in der Forderung nach Reflexion und Analyse der angenommenen genetischen Determinanten. Die kognitiv-kreativen Möglichkeiten des Menschen erlauben doch gerade jene Distanz zur eigenen Phylogenese, welche diese hervorgebracht hat. Diese Möglichkeit des Menschen immaniert doch deren zweckdienlichen Gebrauch - nämlich die Autonomiegewinnung durch Distanz zu den eigenen biologischen Grundlagen - und nicht die Verfestigung des archaischen Erbes durch Rückbesinnung! Wird der Mensch zu stark auf seine (angenommenen) biologischen Grundlagen verpflichtet, wird die Möglichkeit der Reflexion und Distanzierung wiederum ihrer (phylogenetischen?) Bestimmung beraubt.

Problematisch erscheint auch die Interpretation menschlicher Kulturen als "Pseudospeziationen". Abgesehen von der bereits erwähnten Problematik, biologische Mechanismen auf Kulturen zu übertragen, erscheint folgendes fraglich: als positives Ergebnis der Pseudospeziation sieht

Eibl-Eibesfeldt die Vielfalt der Kulturen, die es zu erhalten gilt, als negatives die Möglichkeit der interspezifischen Aggression und gegenseitigen kulturellen wie physischen Vernichtung. Diese Gefahr besteht sicherlich, nur ist sie m.E., wenn man bei der Diktion bleibt, viel eher der intraspezifischen als der interspezifischen Aggression zuzuschreiben, denn: interspezifische Aggression gibt es nicht – höchstens in Form defensiver Aggression –, wie Lorenz überzeugend nachgewiesen hat.

(1) Die angesprochene Möglichkeit, den Menschen zum Untermenschen, zum Tier zu machen, dürfte die Ausnahme sein. (2)

Meist besteht bei individuellen oder kollektiven Auseinandersetzungen ein hohes Maß an symmetrischer, also intraspezifischer Aggression. Die Annahme der kulturellen Pseudospeziation im Sinne der unterschiedlichen Pseudoartenbildung führt hier also in eine Sackgasse.

Eine weitere Schwäche scheint in der Verbindung von kultureller Ritualisierung und rationaler Entscheidung zu liegen. Im Unterschied zu Lorenz setzt Eibl-Eibesfeldt ethische und rationale Entscheidungen für die kulturelle Evolution als notwendig voraus. Sind also kulturelle Ritualisierungen rational begründbar? Die Ritualisierungen sind für ihn wie für Lorenz eine Realität zweiter Ordnung und eine Chance der Konfliktbewältigung. Gerade Ritualisierungen zeichnen sich doch aber durch eine gewisse Trägheit und Rigidität aus und sind im Unterschied zu anderen kulturellen Inhalten kaum planbar und kaum rational erfaßt. Ritualisierungen mögen eine Chance zur Konfliktbewältigung sein, aber eben nicht eine Chance zur rationalen Konfliktbewältigung. Rituale haben eher zu tun mit zwar Sicherheit vermittelnden, aber relativ unreflektierten, normativ geprägten Gewohnheiten auf einer von der Realität abstrah-

---

1 Vgl. Lorenz, K.: Das sogenannte Böse, a.a.O., S. 35 ff

2 Die relativ aggressionsfreie Judenvernichtung im dritten Reich wäre hier evtl. ein Beispiel. Meist besteht allerdings bei Auseinandersetzungen und Kampfhandlungen ein Höchstmaß echter intraspezifischer Aggression mit den dazugehörigen starken Affekten.

hierenden Stufe, weniger mit rational durchdachter und pragmatischer individueller Realitätsbewältigung. Die rationale Steuerung und ethische Legitimation der kulturellen Zukunftsgestaltung ist m.E. gerade nicht auf dem Sektor der Ritualisierung möglich sondern wirklich nur in Abhebung von instinktiver und ritueller Steuerung: kognitiv - reflexiv. In dem Zusammenhang muß allerdings die Kognition einen anderen Stellenwert bekommen als in der Verhaltensbiologie.

Völlig in den Bereich der Spekulation ist m.E. die Aussage zu verweisen, daß die kulturelle Evolution auf einem höheren Niveau der Entwicklungsspirale den Ablauf der biologischen Entwicklung wiederholt und die momentane Stufe beider zu extrapolieren sei, sodaß auf Grund dessen Zukunftsprognosen erstellt und antizipatorische Schritte zur Zukunftsbewältigung eingeleitet werden könnten. Diese Aussage bedeutet zudem, daß der Mensch seine kulturelle Zukunft aus seiner biologischen Vergangenheit extrahieren soll und zwar in der Weise, wie es die eigene Phylogenese gelehrt hat. Das Paradoxe der Parallelisierung der biologischen mit der kulturellen Sphäre wird hier besonders deutlich. Abgesehen davon, daß der hier verpflichtend gemachte Biologismus im Denken und Handeln des Menschen eben nicht jene Weltoffenheit zugesteht, die Emanzipation und Selbstgestaltung wirklich ermöglicht, wird menschliches Handeln vor allem dadurch legitimiert, daß es die Gesetze der Entstehungsgeschichte auf höherer Ebene wiederholt. Welche Gesetze sind dies aber? Nach eigenen Aussagen der Verhaltensbiologie Gesetze des Zufalls, manifestiert in Mutation und Selektion. Rationale Planung nach dem Zufallsprinzip ist aber ein Widerspruch in sich und kann nicht die Grundlage menschlicher Zukunftsgestaltung sein. Dieser Widerspruch läßt sich unter anderm dadurch fixieren, daß gerade Eibl-Eibesfeldt den Menschen einerseits als biologisch stark determiniert annimmt, ihm im Unterschied zu Lorenz aber die Fähigkeit der rationalen Zukunftsplanung doch zugesteht. Der Schritt, der diese Möglichkeit eröffnen soll, wird aber

nirgends deutlich erklärt und wird als solcher einfach postuliert. Seine Aussagen zum Denken und zur Sprache lehnen sich eng an Lorenz an und helfen zur Klärung des Problems wenig weiter. Ein besonderer Akzent ergibt sich evtl. dadurch, daß Sprache in weiten Bereichen als Verbalsierung eines gewissen Instinktverhaltes bezeichnet wird und somit Sprache auch als biologisch untermauerte Ritualisierungsmöglichkeit gelten kann. Gleich wird das Problem aber wieder offenbar: Sprache als Form der Ritualisierung wäre nur dann als typisch menschlich zu bezeichnen, wenn Ritualisierung qualitativ etwas grundsätzliche anderes wäre als instinktgebundene Dinghaftigkeit. Der Unterschied wird - bei Eibl-Eibesfeldt besonders stark - aber nur quantitativ gesehen. Wenn betont wird, daß fast alle Lautäußerungen der Tiere Interjektionen sind und nur ausnahmsweise Mitteilungen und Benennungen stattfinden, sind diese Ausnahmen dann qualitativ mit der Menschensprache gleichzusetzen und bestehen nur graduelle Unterschiede? Im Sinne von Eibl-Eibesfeldt sicherlich, daher wird dieser Aspekt auch nicht problematisiert. Die Chance, die sich durch die Definition der Sprache als Ritual eröffnet, wird durch die Instinktbindung und Verdinglichung der Ritualisierung wieder vergeben.

### 3.3. Einige ergänzende Aspekte aus der verhaltensbiologischen Literatur, ihre Bedeutung für das Menschenbild und einige kritische Anmerkungen.

Einige weitere Literaturauszüge sollen nur soweit herangezogen werden, wie weitere thematisch ergänzende Aspekte zu finden sind. Der größte Teil der einschlägigen Literatur stellt einen Vergleich tierischer Verhaltensweisen mit menschlichen dar, wobei vor allem die Primatenuntersuchungen eine tragende Rolle spielen. Der Personbegriff an sich wird dabei kaum expliziert, soweit er immanent vorhanden ist, kann er mit dem Lorenz' oder Eibl-Eibesfeldts nahezu gleichgesetzt werden. Einige Besonderheiten ergeben sich z.B. bei T. Luckmann, der die Gruppe als Basis für die menschliche Identitätsentwicklung besonders betont: "Die persönliche Identität des Menschen entwickelt sich in selbstgenügsamer subjektiver Reflexion. Der Mensch erlebt sich selbst nie vermittelt... In... sozialen Beziehungen ist ihm aber nun auch sein Mitmensch unmittelbar gegeben, genauer, der Leib seines Mitmenschen. Dieser wird als Ausdruck für die Bewußtseinsvorgänge des Mitmenschen erfaßt. Insofern nun die Erfahrung des anderen auf ihn gerichtet ist, 'spiegelt' sich der Mensch im Verhalten des Mitmenschen. In sozialen Beziehungen, die in einer gemeinsamen Umwelt stattfinden, erfährt der Mensch sich selbst auf dem Umweg über Mitmenschen. Gesellschaftlichkeit im Sinne von Intersubjektivität ist die Grundvoraussetzung dafür, daß der einzelne Mensch eine persönliche Identität ausbilden kann".<sup>(1)</sup> Die Gruppe dem Individuum voranzustellen, ist eine generelle Sichtweise der Verhaltensbiologie. Die Argumentation von Luckmann erinnert an die Definition der Subjekt/Objektbeziehung in der Theorie der symbolischen Interaktion, auf die noch eingegangen wird. Die Definition des Menschen als Geselligswesen – in der Verhaltensbiologie eine aus der Primatenforschung begründete Annahme – impliziert die Kategorisierung menschlicher Identität als durch und durch von der Gruppe vermittelt; dies wurde bereits bei Lorenz und Eibl-Eibesfeldt transparent. Im Unterschied zum symbolischen Inter-

---

<sup>1</sup> Luckmann, T.: Sozialanthropologie, Bd. 3, Frankfurt 1978, S. 176



aktionismus erscheinen in der Verhaltensbiologie die in der Gesamtgruppe fungierenden Individuen im genetischen Sinne als gleichartig und beziehen hieraus ihre Identität, während in der TSI Identität vor allem durch gesellschaftliche Vermittlung entsteht.

Die biologisch fundierte Gruppenidentität kommt noch deutlicher bei C. Vogel zum Ausdruck: "Insbesondere durch das Studium der ausgeprägten 'Aufmerksamkeitsstruktur'...von Primaten-Sozietaeten wurde klar, daß die gesamte Komplexität des sozialen Beziehungsgefüges einer natürlichen Gruppe von jedem Mitglied in sein eigenes momentanes Handeln, ja bereits in seine Handlungsplanung antizipierend einbezogen werden muß".(1) Und: "Vorausschauendes Handeln, Planen nach abgewogenen Wahrscheinlichkeiten unter antizipierender Einbeziehung komplexer Situationen bzw. Konstellationen bei gleichzeitiger beherrschender, oft restriktiver Kontrolle über das eigene Verhalten, all das müssen nicht-menschliche...Primaten bereits im sozialen Feld leisten, und genau das sind auch die entscheidenden Voraussetzungen für die technologische 'Werkzeug' - Entwicklung der Hominiden".(2) Die Übertragung vom primär vorhandenen sozialen Feld auf das Manuell-Technologische stellt also nach Vogel lediglich einen Lerntransfer dar, der bereits bei den Primaten, stärker dann bei den Menschen, zur Entfaltung kommt, nicht aber einen qualitativen Sprung. Sozialverhalten hat sich aber nach verhaltensbiologischen Positionen als instinktiv gesteuerte Notwendigkeit herauskristallisiert, der technologische Part der Kultur ist demnach ebenso instinktiv grundgelegt wie der normative. Hier zeigt sich wiederum, daß eine solche Definition menschlichen Personseins kaum Möglichkeiten der abgelösten Selbststeuerung offenläßt.

Ähnlich verhält es sich nach Vogel mit der menschlichen Sprache: "Mit dem Nachweis dieser Fähigkeiten und Potenzen kann zugleich als erwiesen gelten, daß bereits auf der Evolutionsstufe der höheren nichtmenschlichen Primaten die wesentlichen Grundlagen

---

1 Vogel, C. in: Kurth, G./ Eibl-Eibesfeldt, I.: Hominisation und Verhalten, a.a.O., S. 22

2 Ebenda, S. 23

'vorsprachlichen Denkens' gelegt sind".(1)

Nach Vogel wurzeln auch die kognitiven Fähigkeiten wie Leistungen der Objektdiskrimination, des Lerntransfers, des Interproblemlernens, der Abstraktion und der Generalisation primär im sozialen Feld, im Bereich sozialer Interaktion und Kommunikation. So "vollzieht sich der fließende, spezifische Übergang von sozialer Interaktion über soziale Kommunikation bis zur 'verbalen' Sprache des Menschen in einsinnig kanalisierter Konsequenz."(2)

Die lineare Fortsetzung der Evolution wird ebenfalls in seinem Handlungsbegriff deutlich. Vogel betont den Wert der Ritualisierung als Reduktionsmöglichkeit von Handlungsketten ohne Sinn- und Informationsverlust. Symbolisierung und Sprache reduzieren den Handlungsaufwand noch stärker, wobei aber besonders durch Sprache eine größere Informationsübertragung und Informationsverarbeitung möglich ist. Ausgehend von instinktiven Impulsen über die Entstehung von Handlung durch Gewohnheiten bis hin zur Ritualisierung und Symbolisierung verläuft die Entwicklung über die Primaten zum Menschen linear, ohne daß Vogel speziell veränderte Systemeigenschaften betont.(3)

Ähnlich linear wie Vogel sieht Freeman die Entwicklung zum Menschen: "Der Unterschied zwischen dem Menschen und seinen Primatenverwandten ist mit Sicherheit eher quantitativ als qualitativ. Der Mensch besitzt keine mystischen Attribute, 'sinnbildliche Befähigung' oder wie immer sie genannt werden mag, die zu einer großen Lücke zwischen ihm und den Nicht-Menschen führt."(4) Es stellt sich hier allerdings die

---

1 Vogel, C., a.a.O., S. 26

2 Ebenda, S. 26

3 Vgl. ebenda, S. 22 ff

4 Ebenda, S. 257

Frage, ob diese Lücke überhaupt angenommen werden muß. Später wird noch darauf zurückzukommen sein.

B. Scholich betont zwar als einzigen wesentlichen Unterschied zu den Primaten die menschliche Sprache, er beschränkt sich aber auf die Beschreibung des Unterschieds und erklärt ihn nicht. (1)

H. Bahrdt betont die Versubjektivierung des Gruppenichs als Voraussetzung der eigenen Identitätsbildung. (2) Zwar wird betont, daß die Gruppenidentität Einzelsubjekte voraussetzt, unklar bleibt allerdings, welche Qualität man den Einzelsubjekten ohne noch vorhandene Identität zusprechen kann. Letztlich wird also doch nach der These: "Ein Mensch ist noch kein Mensch" verfahren.

Einzig Tinbergen argumentiert m.E. in die richtige Richtung, wenn er betont, daß angeborene auslösende Mechanismen durch Erfahrung und Lernen veränderbar sind und das an Beispielen belegt. Lernen ist danach eine Seite der Verhaltensentwicklung, die sich den angeborenen Verhaltensweisen und ihren Mechanismen überlagert. Meist folgen die Lernvorgänge dem Wachsen der angeborenen Verhaltensweisen. Aber manches wird auf einem so frühen Entwicklungsstadium gelernt, daß das Lernergebnis schon vorliegt, noch ehe die angeborenen Verhaltensweisen ausreifen können. (3) Diese Aussage wird allerdings teilweise wieder zurückgenommen, da wiederum nur gewisse, genetisch fixierte Bandbreiten des Lernens zugestanden werden. (4)

Der Schritt, daß anlagebedingte, steuernde Mechanismen aus sich selbst heraus überwunden werden könnten, wird nicht unternommen. Hassenstein sieht das Lernen des Menschen als be-

---

1 Vgl. Kurt, G./Eibl-Eibesfeldt, I. (Hrsg.): *Homínisation und Verhalten*, a.a.O., S. 262 ff

2 Ebenda, S. 281

3 Tinbergen, N.: *Instinktlehre. Vergleichende Erforschung angeborenen Verhaltens*, Berlin/Hamburg 1952

4 Vgl. ebenda

dingte Appetenz an, wobei die Art der Appetenz als kulturbedingt, die Lerngesetze aber als genetisch programmiert gelten. "Nimmt ein Lebewesen vor oder während einer Antriebsbefriedigung eine ursprünglich neutrale Reizsituation wahr, so kann das einen Lernprozess mit dem Ergebnis hervorrufen, daß diese Reizsituation künftig zum Anlaß oder auch zum Ziel für das dazugehörige Appetenzverhalten wird. Dadurch gewinnt also ein Appetenzverhalten neue erfahrungsbedingte auslösende und richtende Reize".(1) Der Unterschied zu Lorenz besteht darin, daß Lernen als Appetenzvariation einerseits die genetischen Determinanten- Lerngesetze und damit verbundene Bandbreiten des Lernens- stärker betont, andererseits das inhaltliche Lernen zu einem völlig exogenen Faktor macht. Es herrscht hier zwar mehr Klarheit, was die Trennung der Anlage-/Umweltvariablen betrifft als z.B. in der Konzeption der unspezifischen, neotonischen Appetenz, doch stellt sich hier die Frage, inwieweit Lerngesetze und genetisch disponierte Bandbreite des Lernens im Zusammenhang stehen. Es ist unzweifelhaft, daß das Lernen des Menschen gewissen, hauptsächlich von der Feld- und Gestaltpsychologie erforschten Lerngesetzen erfolgt, die für alle Menschen gelten. Diese Gesetze sind tatsächlich lernresistent und durch kulturelle Einflüsse nicht modifizierbar. Gerade deshalb besteht aber nicht die Gefahr der Überforderung bzw. Manipulation des Menschen in eine seiner Natur nicht entsprechenden Richtung. Überforderung entsteht nicht da, wo die Grenze der Möglichkeit überschritten wird - dies ist eben nicht möglich -, sondern wo das prinzipiell Mögliche in einem falschen Zusammenhang gefordert wird.(2)

Die Lerngesetze können also nicht als Bindeglied zwischen der Natur und der Kultur des Menschen geltend gemacht werden, zumindest nicht in der Form, daß sie eine wichtige und beach-

---

1 Hassenstein, B.: Instinkt, Lernen, Spielen, Einsicht. Einführung in die Verhaltensbiologie, S. 65; München 1980

2 Beispielsweise wird das Kind zum Einüben von absolut ungewolltem Lernstoff gezwungen; umgekehrt hat z.B. Heckhausen nachgewiesen, daß Kinder unter dreieinhalb Jahren durch Wettbewerb nicht überfordert sind, sondern sich darauf nicht einlassen.

tenswerte Rolle bei der Aneignung von Kultur spielten. Es müßte schon versucht werden, gewisse Lerninhalte als genetisch bedingt aufzufinden. Dieses Bemühen hat sich aber ebenfalls als widersprüchlich erwiesen.

G. Neumann argumentiert ähnlich wie Hassenstein. Sein Leitmotiv ist, daß das Handeln des Menschen seinem Sein folgen müßte.(1) Auch hier wird eine mögliche Überforderung des Menschen dadurch angenommen, daß das Unmögliche eben doch auf eine der Natur des Menschen widersprechende Art durchsetzbar ist. Neumann betont, daß ethische Normen in die genetisch vorprogrammierte Verhaltensbreite fallen müssen. Überforderung geschieht eben dann, wenn dies unterlassen wird.(2)

Die aus dieser Annahme resultierende Problematik wurde in anderem Zusammenhang schon angesprochen; gewisse gesellschaftliche Zustände wie problematische Autoritätsstrukturen oder bestimmte Formen der Auseinandersetzung könnten als naturnotwendig ausgegeben werden.

Hier hilft auch die Ablehnung des Lorenzschen Instinktbegriffs nicht recht weiter, wenn Neumann meint, daß die Annahme eines generellen Aggressionsinstinktes zu wenig sei, sondern genau geklärt werden müsse, welche Anteile der Aggressivität beim Menschen angeboren sind und welche nicht. Die angeborenen Anteile kommen doch entweder situationsunabhängig zur Geltung, dann sind sie lernresistent; oder sie sind situativ-funktional gebunden, dann ist es unmöglich, endogene Anteile situationsspezifisch zu isolieren. Wenn Anteile gelernt werden, erübrigt sich das Problem ohnehin.

Im Sinne einer breiter angelegten Instinkttheorie definiert Neumann Triebe und Instinkte als multifunktional.(3) Bei-

---

1 Vgl. Neumann, G.: Moral und Verhaltensforschung, Essen 1974, S. 34 ff

2 Ebenda, S. 35

3 Ebenda, S. 54

spielsweise gehört EBlust nicht zu den Funktionen der Nahrungsaufnahme, sondern steht in deren Diensten; oder: die geschlechtliche Vereinigung ist multifunktional, sie ist nicht nur Ausdruck der Sexualität, sondern sie steht auch im Dienste der Partnerbindung, Fortpflanzung und Zärtlichkeit; sie ist weitgehend ritualisiert. Neumann knüpft daran eine Anzahl von ethisch-moralischen und normativen Forderungen.(1)

Nach Neumann gibt es beim modernen Menschen zwar keinerlei Instinktverlust, sondern nur eine Überdeckung der Instinkte durch einsichtiges Denken und Kultur, was als positiv bejaht wird.(2) Hier stellt sich wieder die Frage, was bei der Überdeckung der Instinkte durch Rationalität und Kultur von diesen eigentlich noch übrigbleibt und wieso die Beschäftigung mit dieser Materie dann noch diese Dringlichkeit aufweist. Wodurch unterscheidet sich die Annahme der Multifunktionalität der Instinkte dann noch von anderen Erklärungsansätzen, z.B. eben dem lerntheoretischen oder dem kognitiven?

Zuletzt noch ein Beispiel für die Problematik des biologischen Ansatzes die Konsequenzen betreffend:

Nach Neumann liegt die Tendenz zur Rangordnung wie nach Eibl-Eibesfeldt in der Natur des Menschen. Autorität ist demnach kein Hindernis für positive emotionale Beziehungen. Was letzteres betrifft, ließe sich sicher zustimmen. Zur Bestätigung dieser Aussage wird dann aber behauptet, daß meist die Personen am meisten geliebt werden, denen man sich unterwirft, während für Gleichgestellte oder Untergeordnete weniger Emotionen mobilisiert werden.(3)

Der Zusammenhang von Liebe und Unterwerfung, der hier hergestellt wird, ist m.E. weniger natürlich als pathologisch zu erklären. Wenn Liebe aus Abhängigkeit oder Unselbständigkeit resultiert und sie nicht auf paritätischer Ebene als aktiv-

---

1 Vgl. Neumann, G.: Moral..., a.a.O., S. 80 ff

2 Ebenda

3 Ebenda, S. 110 ff



gewollte realisiert werden kann, leidet zumindest ein Partner unter der Beziehung - auch wenn sie nicht gelöst werden will oder kann. Auf keinen Fall kann solch eine Beziehung als Modell geltend gemacht werden und als positiv gefordert werden.

#### 4. Das Menschenbild in der Tiefenpsychologie paradigmatisch dargestellt

##### 4.1. Das psychische Instanzenmodell bei S. Freud

##### 4.1.1. Es, Ich und Über-Ich als triebregulierende Mechanismen

Ohne Übertreibung läßt sich sicher behaupten, daß die komplizierten Verhältnisse in der Abstammungsfamilie Freuds seine persönliche Entwicklung und seine Theoriebildung stark beeinflusst haben. So kam S. Freud bereits als Onkel zur Welt und erfuhr durch seine junge Mutter das, was in der Pädagogik als overprotection-Erziehung bezeichnet wird. Rom schreibt dazu: "Freuds größte Entdeckung, die der allgemeinen Erscheinung des Ödipuskomplexes, ist durch seine eigenartige Familienkonstellation erleichtert worden".<sup>(1)</sup> Die Genese des Über-Ich erhält ja durch die These des ödipalen Konflikts ihren wesentlichen Akzent. Der Vater, von Freud bewußt verehrt und respektiert, vertritt offenbar das "Realitätsprinzip", während die verzärtelte Mutter, die Freud auch nackt erlebte, als komplementäres Auslöseobjekt zum erotischen Impuls offenbar das "Lustprinzip" repräsentiert.

Nicht nur in der familialen Situation, sondern auch in seiner wissenschaftlichen Laufbahn und den damaligen Verhältnissen in Wien lassen sich Einflüsse auf seine Theorien erkennen. Um sein Menschenbild besser zu verstehen, sollen nur noch kurz einige Aspekte aufgezeigt werden:

Massiv beeinflusst wurde Freud von dem Neurologen Ernst Brücke, welcher der sogenannten Berliner Schule verpflichtet war, welche behauptete, daß es im menschlichen Leben nur physikalische und chemische Vorgänge gebe. Das Bewußtsein galt nach dieser Auffassung als Funktion der Großhirnrinde. Ein namhafter Vertreter dieser Richtung war Helmholtz, eine Koryphäe der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts, dessen bedeutende Arbeiten über Geschwindigkeitsmessungen, Hirnreizleitung und über die Wahrnehmung Freuds dauerndes Bemühen um eine physiologische Grundlage seiner Bewußtseinstheorie mitverursachten. Auch Fechner, der Mitbegründer der Psycho-

---

<sup>1</sup> Rom, P.: Sigmund Freud, Berlin 1966, S. 13

physik, hat mit seinem Versuch, das Gesetz der Massen- und Energieerhaltung auf psychologische Kategorien zu übertragen, stark auf die Triebtheorie Freuds eingewirkt, sowohl was das hedonistische Prinzip als auch die Unmöglichkeit der Eliminierung der Triebimpulse betrifft. Die Genese der psychischen Instanzen ist ja auch nur im Zusammenhang mit der Triebtheorie erklärbar; auch Fechners Anspruch, den "Interaktionismus" der Leib/Seelebeziehungen experimentell nachzuweisen und zu kategorisieren - um so den Parallelismus Descartes' wissenschaftlich zu verwerfen - läßt sich in der psychoanalytischen Psychosomatik wiedererkennen. Das häufige Bezugnehmen Freuds in seinen Schriften auf Fechner bestätigt diesen Einfluß.(1) Trotz seiner "dynamischen Psychologie" glaubte Freud - und hier war er noch ganz dem ausklingenden Materialismus verhaftet - daß eines Tages Physik und Chemie das menschliche Verhalten völlig erklären könnten. So stand Freud auch jeglicher Philosophie und Metaphysik skeptisch gegenüber.

Trotz dieser Zweifel ging sein Bedürfnis nach Erkenntnis großer Zusammenhänge über das Streben nach naturwissenschaftlicher Exaktheit hinaus. In seinem pathetischen Naturglauben ist Freud sehr mit Goethe verwandt, den er sehr verehrte. Ähnlich wie Darwin wollte er zudem die Absichten der Natur anschaulich demonstrieren.(2)

Freuds Überzeugung, daß das menschliche Wesen mit Hilfe einer Psychologie erkennbar sei, die physikalisch exakte Begriffe erarbeiten und die Wirkungszusammenhänge von Elementarfunktionen erkennen kann, sein Glaube an die Erkennbarkeit objektiver Naturgesetze und an die phylogenetische Bestimmung führte ihn zu seinen psychologischen Thesen, die er dann auf naturwissenschaftlicher Ebene verstanden wissen wollte. Diese Hoffnung

---

1 Vgl. z.B. Freud, S.: Jenseits des Lustprinzips, S. 4, S. 371; (Gesammelte Werke)

Im Folgenden wird bei den gesammelten Werken Freuds nur noch der jeweilige Band angeführt; wenn die gesammelten Werke gemeint sind, soll der Einfachheit halber auch die Bezeichnung "a.a.O." wegfallen.

2 Ders.: Bd. 11

drückt sich auch in einem Brief an Fließ aus:

"Vielleicht finde ich bei Dir (dem Biologen) den Boden, auf dem ich aufhören kann, psychologisch zu erklären, und beginnen, physiologisch zu stützen".(1) Die philosophische Besinnung eines Dilthey oder Husserl hat Freud nie nachvollziehen können. Wie Freud war auch Breuer, dessen Behandlung der Hysterie durch Hypnose ihn faszinierte und durch den er zur Psychotherapie gelangte, Neurologe. Hier erhoffte sich Freud zuerst die physiologische Erklärung einer psychischen Symptomatik holen zu können. Zeitlebens hat der diesen Anspruch nicht aufgegeben, obwohl er immer wieder selbst Zweifel äußerte.(2)

Aber auch die damaligen Umweltgegebenheiten prägten das theoretische Konzept Freuds. So ist die Todestriebtheorie angesichts der entfesselten Barbarei des ersten Weltkrieges entstanden, die humanistische Tradition des Judentums, das im damaligen Wien besonders stark repräsentiert war, hat unabsichtlich seine Libidotheorie beeinflusst. Der Zeitgeist war materialistisch bis atheistisch, die Tendenz zur Systematik war allerorten vorhanden. So ist Freud ebenfalls von Herbart beeinflusst, was die Konstruktion des Assoziativ-Unbewußten anbelangt. Es sollten hier nur die wichtigsten Einflüsse auf sein Denken angeführt werden, um ein besseres Verständnis seiner Theoreme zu ermöglichen; Anspruch auf Vollständigkeit wird dabei nicht erhoben.

Fast tragisch ist es zu nennen, daß Freud, der Anhänger der naturwissenschaftlichen Methode, als solcher immer wieder verkannt wurde und der Begründer einer damals völlig neuen Erkenntnismethode, der psychoanalytischen, werden sollte.

---

1 Bally, G.: Einführung in die Psychoanalyse S. Freuds, S. 12  
München 1968

2 Vgl. ebenda

Die materialistisch fundierte Lokalisationstheorie, wonach einzelne psychologische Elemente physiologisch nachgewiesen werden könnten, wird bei Freud durch einen funktionalen Leib/Seeleinteraktionismus ersetzt, welcher die Statik früherer Kausalzusammenhänge durch eine dynamische Sicht ablöst. Nach Freuds Theorie ist die Körperperipherie in den höheren Hirnteilen nicht topisch, sondern funktionsfähig vertreten. Neurotische Symptome sind Assoziationen aufgrund von traumatischen Einflüssen in der Kindheit, die unbewußt verlaufen. Weiterhin besteht häufig ein Konnex zwischen solchen Assoziationselementen und verdrängten Sexualimpulsen. Nicht immer allerdings verlaufen solche Assoziationsmuster neurotisch, da die Möglichkeit der Abwehr, z.B. der Sublimierung besteht. Assoziationen sind die letzte Erklärungsgrundlage des menschlichen Verhaltens, welchen ein Affekt als sekretorische Seite anhaftet. Die Assoziationen verlaufen unbewußt, die Basisqualitäten der Affekte sind Lust oder Unlust. Das Bewußtsein ist eine sekundäre Erscheinung, es entsteht nur auf Reize aus der Außenwelt hin. Vorangegangen sind Reflexvorgänge, die unbewußt verlaufen. Die unbewußten, motorischen Leistungen sind das Primäre gegenüber den bewußten und intellektuellen.(1)

Dieser realistische Hedonismus Freuds bedarf einer näheren Erläuterung, da er die Basis seiner Theorie darstellt:

Für Freud steht das Prinzip der Realität fest. Es besteht schlechthin und unabhängig von den betreffenden Lebewesen, die es nur unvollständig durch wahrnehmende Rezeption und Handeln erfassen können.(2)

Für Freud ist der Trieb eine körpereigene Kraft, eine hormonal bedingte Spannung. In seiner entgültigen, dritten Triebtheorie wird der "Eros" zum allgemeinen Lebenstrieb, der Subjekt- und Objektlibido vereint und dessen physiologische Basis die "erogenen Zonen" darstellen.(3) Die Objektbesetzung des Triebes ist

---

1 Vgl. Freud, S.: Bd. 13, S. 260 ff

2 Vgl. Bally, G.: Einführung in..., a.a.O., S. 60

3 Freud, S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, S. 47 - 78; Frankfurt 1975

lediglich rudimentär umweltabhängig und größtenteils individuell bestimmt. Die triebexzerpierenden Elementarvorgänge, d.h. die Entstehung und Ausformung der Triebe, werden im Menschen selbst angenommen und das Individuum wird als ihr Ergebnis verstanden. In einer Definition der Person, in welcher das Tribleben und das Tribschicksal relativ isoliert vor sich geht, bekommt die Umwelt einen von der Person her einigermaßen unabhängigen Objektcharakter.

Diese biologistisch-individualistische Sicht behindert den Blick auf eventuelle interdependent-komplementäre Interaktionsmuster und konstatiert einseitige Ursache-Wirkungsverhältnisse.

Das Mechanistische der Freudschen Triebtheorie zeigt sich deutlich bei deren genetischer Bestimmung. Daß z.B. der Erostrieb bereits im Kleinkind vorhanden sein soll, war zur Wende des Jahrhunderts ein revolutionärer Gedanke, vor allem auch die Bezeichnung des Kindes als "polymorph pervers" schaffte Verwirrung; dies zeigt aber, daß relativ unabhängig von Umweltgegebenheiten ein kindliches "So sein" angenommen wird - besonders in der als generell gültig angenommenen Phasenlehre kommt dies zum Ausdruck.(1)

Freuds Herausarbeitung der beiden Basistriebe Eros und Thanatos und deren Zersplitterung in Partialtriebe verhalf nicht nur zur Entmythologisierung des "reinen Wesens" Kind, sondern lieferte die Basis für das psychoanalytische Erklärungsmodell: Die Lehre von den psychischen Instanzen mit den Abwehrmechanismen, von der Komplexität der Objektbeziehungen, von der psychoanalytischen Heilmethode und der Kulturtheorie.

Die Annahme des Unbewußten half sowohl zur Erklärung von verborgenen Zusammenhängen als auch zur Enthebung von der Erkenntnisgewinnung durch naturwissenschaftliche Methoden.(2)

---

1 Freud, S.: Drei Abhandlungen, a.a.O.

2 Vgl. z.B. ebenda



In der ödipalen Phase richtet sich die libidinöse Energie zum erstenmal auf ein äußeres Objekt, nämlich auf den gegengeschlechtlichen Elternteil, nachdem in frühester Kindheit eine Subjekt/Objektsymbiose mit der Mutter bestand.(1)

Mit der Hinwendung des Triebinteresses nach außen verschwindet danach auch der primäre Narzißmus des Kindes. Das dominierende Objekt des gegengeschlechtlichen Elternteils ist allerdings nur in der Phantasie erreichbar, gleichwohl setzt sich nach Freud bekanntlich ein Konkurrenzempfinden mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil in Gang. Dies wiederum löst Schuld- druck aus, welcher durch die Identifizierungsmöglichkeit mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil den Weg zur Über- Ichbildung freigibt.

Das Genetisch-Mechanistische seines Modells wird gerade im Ablauf des ödipalen Konflikts besonders deutlich.

Während das Kind bislang nach dem Lustprinzip lebte (je- denfalls vorwiegend), ist es mit dem Abschluß der ödipalen Zeit gezwungen, sich den gegebenen Realitäten anzupassen und zu unterwerfen. Nicht es ist Partner des geliebten Elternteils, sondern der andere Elternteil. Wahrnehmung und persönliche Erfahrung werden nun zur Notwendigkeit, um in einer immer wieder vorgefundenen und kaum zu verändernden, in der Regel aber zu- mutbaren Weltstruktur zu überleben. Den Zwang zur Wahrnehmung und Erfahrung setzt das nicht eliminierbare Luststreben (Lustprinzip), den Zwang zum realitätsangepaßten Handeln setzt die Realität (Realitätsprinzip). Ergo findet ein modi- fiziertes und kanalisiertes Luststreben statt, die Triebenergie als solche bleibt aber erhalten.(2)

---

1 Vgl. Freud, S.: Bd. 13, S. 393 ff

2 Vgl. ders.: Bd. 8, S. 231

Die starke libidinöse Objektbesetzung in der ödipalen Phase weicht danach einer Hinwendung zum persönlichen Objektträger, dem "Ich" (1)

Mit der Begründung der Ichpsychologie führt Freud eine neue Form der Betrachtung ein. Nun ist nicht mehr die autoerotische Befriedigung, sondern die Wahl des Objekts von primärem Interesse. Das "Ich" zielt auf den anderen Menschen und wurzelt im mitmenschlichen Bezug. Mit Beendigung der ödipalen Phase und der Bewältigung des ödipalen Konflikts wird das Ich zur kritischen und realitätsprüfenden Instanz; das Lustprinzip wird dabei allerdings nicht abgebaut, sondern nur vor Schaden gesichert. "...das Real-Ich /braucht/ nichts anderes zu tun als nach Nutzen zu streben und sich gegen Schaden zu sichern" (2)

Der mitmenschliche Bezug bleibt also dem physiologisch gesteuerten Lustprinzip verhaftet und entzieht sich so einer interaktionistischen Prozessanalyse.

Mit der Entdeckung des Ich als libidinöser Steuerungsinstantz entfällt der Unterschied zwischen Selbsterhaltungstrieben und libidinösen Trieben, die Freud noch in einer vorherigen Triebtheorie deklarierte. Damit sind auch die (später von Jung so betonten) Selbsterhaltungstrieb ursprünglich sexueller Natur. Genetisch gesehen ist das Ich ursprünglich objektlos und nicht urtümlich mit der Welt verbunden, hingegen wird es zur rationalen Steuerungszentrale erst durch die Aufnahme von Objektbeziehungen. Diese sind allerdings noch so lange diffus, wie sie nicht libidinös untermauert sind, was nun wiederum erst in der ödipalen Phase geschieht. Der Zwang zur Realanpassung und eine reifungsbedingte Überlastung der Ich-Libido (3) bilden ein "Ideal-Ich", dem nun die vorher ego-

1 Vgl.: Freud, S.: Ergänzungen zu Bd. 14, S. 59; Bd. 13, S. 262 ff

2 Ders.: Bd. 8, S. 235

3 Vgl.: ders.: Bd. 10, S. 161, Bd. 13, S. 256 ff

zentrische Liebe des Kinder-Ichs gilt. Was also der Mensch "als sein Ideal vor sich hin projiziert, ist der Ersatz für den verlorenen Narzißmus seiner Kindheit, in der er sein eigenes Ideal war".(1)

Die Einführung des Begriffs "Ich-Ideal" ist die Ergänzung zu der These, daß aus dem ursprünglichen Lust-Ich durch Erfahrung und Erkenntnis ein modifiziertes Lust-Ich entsteht. Der Narzißmus der Kindheit entspricht dabei dem Lust-Ich, das Ich-Ideal aber als Modifikation den Anforderungen der Umwelt. Es stellt eine innere Realität dar, die sich zugleich mit der Erfahrung der äußeren Realitätsschranken entwickelt und die nun mögliche Umweltreaktionen auf bestimmte Handlungen antizipiert und so reflektives Handeln erzwingt.

Doch schreibt Freud: "Das Ich ist...in seinen Beziehungen zum Es...gelähmt und durch seine Irrtümer verblendet..."(2)

Die Abhängigkeit zur Quelle der Lust, dem Es, bleibt also erhalten.

Um eine monokausale, statische Erklärung zu vermeiden, versucht Freud in seiner dritten Trieblehre durch die Annahme des Todestriebs die Dynamik des Lebens wieder herzustellen.(3)

Durch die Trennung von Bewußtem, Vorbewußtem und Unbewußtem wird die Objektvorstellung geteilt in Wortvorstellung, Sachvorstellung und bewußtes Handeln.(4) Nach Freud umfaßt das Ich-Ideal (5) die Summe aller Einschränkungen, denen das Ich sich

---

1 Freud, S.: Bd. 10, S. 161

2 Ders.: Bd. 16, S. 82

3 Ders.: Bd. 13, Bd. 16

4 Vgl. ders., Bd. 13, S. 247 ff

5 Anführungszeichen sollen nur bei den einführenden Passagen gebraucht werden und bei häufigeren Nennungen wegfallen; dies betrifft die Termini: "Es", "Ich", "Über-Ich" ebenso wie in späteren Kapiteln die Bezeichnungen "I" und "me" bei G. H. Mead.

fügen soll und wird in dem Kapitel über "Das Ich und das Es" erstmals "Über-Ich" genannt. Wie angeführt, gebrauchte Freud vorher den umfassenden Terminus "Ich", hielt dann aber eine Trennung für sinnvoll, wobei er nochmals "Ich-Ideal" und "Über-Ich" unterschied: das Über-Ich bezeichnet danach alle normativen Sozialisationserfahrungen und enthält auch alle von den Eltern in der Erziehung projizierten Idealvorstellungen ihrer selbst, welche in Ich-Ideal repräsentiert sind. Die Prägung erhält das Über-Ich allerdings durch den Abschluß der ödipalen Phase anhand der normativen Orientierung am gleichgeschlechtlichen Elternteil. "Beim Untergang des Ödipuskomplexes werden die...Strebungen sich derart zusammenlegen, daß aus ihnen eine Vater- und eine Mutteridentifizierung hervorgeht..." Und.: "Diese Ichveränderung behält ihre Sonderstellung, sie tritt dem...Ich(s) als Ichideal oder Über-Ich entgegen".(1) Das Über-Ich ist demnach nicht nur nach dem realen Vorbild der Eltern und den realen Erwartungen derselben an das Kind, sondern auch nach deren Über-Ich aufgebaut. So ist das Über-Ich auch Träger von Traditionen und zeitbeständigen Werten. Das Über-Ich erscheint hier als relativ festgelegt; einen gewissen Freiraum sieht Freud allerdings auch in der Oppositionsmöglichkeit des Über-Ich. Danach ist das Über-Ich nicht einfach ein Residuum der ersten Objektwahlen, es hat auch die Fähigkeit einer energischen Reaktionsbildung gegen dieselben.(2)

Weiterhin könnte man ein Moment der persönlichen Freiheit aus der Freudschen Instanzenlehre entnehmen: Wenn Es, Ich und Über-Ich zwar den psychischen Apparat bilden und funktionell interagieren, trotzdem aber eigenständige Instanzen bleiben, wären autonome Sequenzen möglich. Gerade das Ich als realitätsprüfende, synthetisierende und reflektive Instanz müßte eine

---

1 Freud, S.: Bd. 13, S. 262, Klammer (s) L. B.

2 Vgl. ebenda

gewisse funktionelle Unabhängigkeit besitzen. Freud kennt allerdings nur Abwehrmechanismen, die das Ich vor paralyisierendem Schulddruck und inadäquatem Luststreben schützen sollen.(1) So umfaßt z.B. das Über-Ich die "Summe aller Einschränkungen, denen das Ich sich fügen soll..."(2)

Als Bedingung für die Entstehung des Über-Ich gilt die kindliche Abhängigkeit und Hilflosigkeit, welche verantwortlich sind für die Kanalisierung des kindlichen Luststrebens.

Allerdings erkennt Freud in diesem Luststreben ein phylogenetisches Relikt, das im Es lokalisiert ist und zum Über-Ich in Beziehung gebracht wird. "Was die Biologie und die Schicksale der Menschenart im Es geschaffen und hinterlassen haben, das wird durch die Idealbildung vom Ich übernommen und an ihm individuell wieder erlebt."(3)

Das Ich-Ideal hat infolge seiner Bildungsgeschichte die ausgiebigste Verknüpfung mit dem phylogenetischen Erwerb, der archaischen Erbschaft des Einzelnen. "Was im einzelnen Seelenleben dem Tiefsten angehört hat, wird durch die Idealbildung zum Höchsten der Menschenseele im Sinne unserer Wertungen."(4)

Die menschliche Existenz hat also nach Freud folgende Aspekte: einen genetischen, einen im frühkindlichen Sozialkontakt erworbenen, einen durch den Einsatz von Abwehrmechanismen entstandenen und einen den reflektiv scheinenden Ich-Teil betreffenden. Die freiheitliche, kreative und autonome Komponente menschlichen Seins kommt m.E. hierbei zu kurz. Freud erkennt zwar selbst das Defizitäre einiger seiner Aussagen, postuliert dies aber als notwendig.(5)

---

1 Vgl. Freud, S.: Bl. 13, S. 262 ff

2 Ebenda, S. 147

3 Ebenda S. 264 f

4 Ebenda S. 265

5 Vgl. ebenda, S. 147 ff, 246 ff

#### 4.1.2. Zur näheren Definition und Kritik des Menschenbildes S. Freuds

Freud verharret noch ganz im Denken Kants; für ihn steht das Prinzip der Realität fest, sie ist wissenschaftlich grundsätzlich erfassbar. Nicht die Seinsqualitäten verändern sich, sondern der (natur)wissenschaftliche Schlüssel zum Eruiere und Verifizieren der Objekte ist noch unvollkommen. In diesem Bewußtsein ist dem Menschen nach Freud ein vitalbiologisches Fundament eigen, das in seinem Kern von außen her nicht verändert werden kann, sondern nur die Entwicklung kann schicksalhaft unterschiedlich verlaufen. Die archaisch-vitalen Kräfte, die Freud der menschlichen Natur zugrunde legt, beurteilt er grundsätzlich positiv. Die Gesellschaft muß allerdings zu ihrer Veredelung beitragen, z.B. durch die Schaffung von Sublimierungsmöglichkeiten. Die Gesellschaft ist nun in modifizierter Weise durch das Über-Ich mediatisiert. Bei Freud fungiert das Über-Ich als notwendige Instanz der Triebabwehr bzw. hat die Aufgabe der realitätsangepaßten Kultivierung der Triebe. Die Triebe sind zwar von Natur aus gut – auch der Todestrieb – (1), doch archaisch und gesellschaftlich inadäquat, weshalb sie der Sublimierung oder anderer Mechanismen der Umwandlung bedürfen; sonst können sie sich destruktiv auswirken. Die Kultivierung der aus dem Es entspringenden Triebe haben Ich und Über-Ich zu leisten, wobei das Ich eben die realitätsprüfende, synthetisierende und aufgabenlösende Instanz darstellt, die Es-Impulse, Über-Ich-Forderungen und Außenweltforderungen harmonisiert, das sich aus dem Ich entwickelnde Über-Ich aber die teils kollektive, teils individuelle Kontrollinstanz des Ich. Auch Ich und Über-

---

1 So ist der Aggressionstrieb, ein Derivat des Todestriebes, notwendig, um so lebenserhaltende Funktionen wie den Durchsetzungswillen, das Leistungsstreben oder sogar die erotische Eroberung zu bewirken.

Vgl. z.B. dazu auch: Meves, G.: Mit der Aggression leben, Freiburg 1975, S. 22 – 101 oder Fromm, E.: Anatomie der menschlichen Destruktivität, Reinbek 1977, S. 207 – 245



Ich sind also libidinös besetzt. Personsein resultiert dann aus der Reaktion des Ichs bzw. aus der Kontrolle des Über-Ichs auf libidinöse Es-Impulse, welche größtenteils realitätsinadäquat sind. Die gesellschaftliche Vernüpfung ergibt sich lediglich aus der modifizierten Kontrollinstanz Über-Ich sowie aus den Reaktionen des Ich. Ein reaktives Einwirken auf die als real feststehend angesehene Umwelt mit daraus wiederum rückwirkenden Tendenzen auf die Person ist dann nicht möglich, schon gar nicht ein echter Interaktionismus bei gleichzeitiger Veränderung beider.

Die These der libidinösen Objektbesetzung enthält zudem ein narzißtisches Moment, das eine Veränderung der Objektwelt zusätzlich erschwert; Freud verharret hier in seiner biologistischen Sichtweise. Der Mensch erscheint als weitgehend endogen gesteuert, wodurch sich gewisse Parallelen zum Menschenbild der Verhaltensbiologie, aber auch z.B. zu Gehlen ergeben. In dem eher statisch-funktionalen Modell Freuds ist die Umwelt durch Rezeption und Handlung zwar erfaßbar, aber kaum veränderbar.

So ist z.B. auch das Über-Ich eigentlich endogen-persönlicher Natur, da es zwar durch exogene Bedingungen entstanden ist, aber nur als Reaktion des Ich auf diese Bedingungen und nicht aus deren unmittelbarer Übernahme. Wenn Freud das Über-Ich als kollektive Kontrollinstanz definiert, so heißt das nicht, daß Rollen, Normen und Wertvorstellungen der Gesellschaft unmittelbar als solche - oder als kritisch geprüfte - von der Person übernommen werden, sondern daß als Endergebnis eines komplizierten Systems von Abwehrmechanismen primär Elternideale introjeziert werden. In diesen Elternidealen spiegeln sich zum einen kaum soziokulturelle Verhaltenmuster wider, zum anderen sind die Entstehung des Korrekturschemas sowie sein Funktionieren durch und durch von genetisch determinierten Regelmechanismen durchdrungen. Moralische Qualitäten des Über-Ich sind damit eher statisch mitgegeben als durch distanzierte Auseinandersetzung gewonnen. Von einem übernommenen Elternimago ist ebensowenig individuelle Moralität abzuleiten wie aus der Reaktionsbildung der Ich-Strukturen auf Lustimpulse, da die Dynamik der distanzierten Reflexionsmöglichkeit nicht vor-

handen ist. Die Reaktionsbildungen vollziehen sich anhand von Abwehrmechanismen, die den unbewußten Teil des Ich ausmachen und nach Assoziationsgesetzen "funktionieren".(1) In dem eher mechanistischen System scheint ein freier Wille, der für die moralische Entscheidungsfähigkeit ausschlaggebend wäre, höchstens rudimentär auffindbar.

Wenn überhaupt, läßt sich ein personaler Freiraum beim Freud'schen Modell nur im innersten Kern des Ich finden und nicht im Über-Ich.(2) Das Ich in seiner Eigenschaft als realitätsprüfende und abwehrfähige Instanz könnte moralische Kategorien besitzen, die Triebaffinität und die Besonderheiten der Genese des Ich lassen diesen Schluß aber kaum zu.

Erst die weitere Entwicklung der Ich-Psychologie hat dem Ich einen größeren individuellen Spielraum eingeräumt. Ob damit allerdings menschlicher Personalität wirkliche Autonomie zugesprochen wird, muß anschließend noch näher überprüft werden.

---

1 Vgl. das assoziationalistische Element in der Tiefenpsychologie, aufbauend auf Hartley, Mill, Bain u.a.

2 Dies zeigt sich in Genese und Funktion des Über-Ich: es entsteht als Abwehrreaktion gegen nicht realisierbare sexuelle Impulse in der ödipalen Phase, deren Auftreten endogen reifungsbedingt gesehen wird. Elternideale und Verhaltensweisen hauptsächlich des gleichgeschlechtlichen Elternteils werden dabei unreflektiert übernommen. Das Elternimago bleibt nach Freud zeitlebens erhalten, lediglich die Chance zur Reaktionsbildung bleibt offen. Eigene Impulse sind generis sind dabei nicht vorhanden. Andere Über-Ich bildende Einflüsse, wie beispielsweise die von Gleichaltrigen Gruppen, werden kaum oder gar nicht berücksichtigt.

Auf die hier implizierte Annahme der naturhaft gesetzten "Familienwelt" als Prägungsgruppe muß später noch kurz eingegangen werden.

Es sollen noch einige weitere Gedanken das Menschenbild Freuds genauer bestimmen:

Insgesamt erscheint der Mensch als ein reaktives Wesen auf die feststehende Realität. Die Dynamik des Menschen wird durch seine genetisch determinierte Triebhaftigkeit begründet, welche je nach spezifischer Aufnahme der äußeren Reize ein unterschiedliches Schicksal erfahren. Die Basisaffekte Lust/Unlust werden je nach kultureller Formung auf ein mehr oder weniger hohes Niveau verlagert, bleiben in ihrem Wesen aber erhalten. Das Bewußtsein des Menschen ist damit eine sekundäre Erscheinung, die sich als Reaktion auf die Außenreize bildet. Die Bewußtsein und gezieltes Handeln bildenden Basisimpulse sind dem Bewußtsein vorausgehende Reflexvorgänge, die assoziativ und unbewußt verlaufen. Die intellektuellen Leistungen sind den unbewußten Vorgängen, welche primäre, nach Lust/Unlust gesteuerte lokomotorische Vorgänge darstellen, gewissermaßen "aufgesetzt".

Ähnlich wie bei Gehlen stehen hier die Handlungsimpulse als relativ unspezifische, aber lustorientierte Bedingungsfaktoren für die Reflexvorgänge, welche dann je nach Umweltkonstellation verschiedene Reaktionsweisen ermöglichen. Die generell gleichartig funktionierenden,(1) aber je nach Triebsschicksal unterschiedlich eingesetzten Reflexvorgänge sind verantwortlich für die individuelle Entwicklung, welche als individuelle Erfahrung nur teilweise bewußt wird.(2)

Wenn auch nur teilweise, so bleibt hier doch ungeklärt, wie der Mensch überhaupt zu Bewußtsein und Reflexion gelangt. Die Argumentationskette scheint hier unterbrochen. "Geist" auf die Produkte der Abwehrmechanismen (vor allem der Sublimierung) als Regelmechanismen zu reduzieren, scheint zu wenig, um

---

1 Vgl. dazu die Freudschen Abwehrmechanismen, die vor allem A. Freud noch deutlicher herausgearbeitet hat. Freud, A.: Das Ich und die Abwehrmechanismen, München 1977;

2 Vgl. ebenda. Abwehrmechanismen gelten als der unbewußte Teil des Ich, sie sind aber noch leichter bewußt zu machen als die in das Es abgedrängten Impulse.

reflektiertes und willentliches Handeln zu erklären.

Bei genauerer Betrachtung der Triebtheorie wird das noch deutlicher.

Weil das Tribschicksal ungewiß ist, können die Triebe (Eros/Thanatos) nur als unspezifische Dränge gedacht werden, als kontinuierlich fließende Reizquellen innersomatischer Art. Diese Triebe drängen auf Abfuhr, oder, soweit sie durch Umweltgegebenheiten blockiert werden, auf Reizflucht. Das Triebssystem unterliegt also einem zweifachen Trägheitsprinzip:

Einmal durch die gegensätzlichen Triebe Eros und Thanatos selbst, welche die Tendenz zur Neutralisierung aufweisen und zum zweiten durch triebkomplementäre oder triebblockierende Umweltbedingungen. Der Freudschen Triebtheorie liegt also ein homöostatisches Prinzip zugrunde.

Allerdings nimmt nach Freud mit zunehmender Komplexität des Inneren bei höheren Lebewesen – also besonders beim Menschen – die Intensität der Triebe zu. Das Trägheitsgleichgewicht muß hier aufgegeben werden und es muß eine Art von Drangvorrat zugelassen werden, um den vorgegebenen Realitätsansprüchen gerecht zu werden. Damit wird das homöostatische Prinzip zugunsten des Triebüberschusses etwas modifiziert, vor allem zugunsten des Lustprinzips, das bei nichtneurotischen Menschen als Grundprinzip des Erostriebes stärker als der Todestrieb ausgebildet ist. Das Lustprinzip umfaßt allerdings auch das Realitätsprinzip, da die Lust gerade durch realitätsadäquates Handeln doch noch zur Geltung kommen will.

Auch hier zeigt sich, daß die außerpsychische Welt als objektive Realität gesetzt wird, die Person als reaktiv auf diese Welt, und zwar nur auf einen geringen Ausschnitt von Welt, der einmal durch die Abstammungsfamilie repräsentiert ist und zum anderen in den endogenen Mechanismen der Rezeption und Abwehr. Die Kanalisierung der "Drangüberschüsse" ist ja keine autonome Leistung, sondern die Folge endogener Regelmechanismen. Das Trägheitsprinzip und die Tendenz zur Homöostase grenzen außerdem die Intentionalität des Menschen zusätzlich ein und legen den Schwerpunkt auf Rezeption und Abwehr in dieser

Weise, daß eine Kohärenz mit dem Vorgefundenen auf möglichst einfache Weise erreicht wird – das Lustprinzip bleibt ja dominant. Freud selbst schreibt: "Der menschliche Organismus ist zunächst unfähig, die spezifische Aktion herbeizuführen. Sie erfolgt durch fremde Hilfe, indem durch die Abfuhr auf dem Wege der inneren Veränderung ein erfahrenes Individuum auf den Zustand des Kindes aufmerksam gemacht wird. Diese Abfuhrbahn gewinnt so die höchst wichtige Sekundärfunktion der Verständigung und die anfängliche Hilflosigkeit des Menschen ist die Urquelle aller moralischen Motive".(1)

Es wird deutlich, daß der Mensch als introjizierendes oder reagierendes Wesen dargestellt wird. Auch Moralität manifestiert sich nicht durch autonome Entscheidung, sondern durch "richtige" Kanalisierung der Reizabfuhr von außen. Richtige Kanalisierung bedeutet dann für das Kind, die Außenreize von den verantwortlichen Personen so zu gestalten, daß entsprechende intrapsychische Mechanismen eine positive Moral sozusagen als ihr Ergebnis produzieren. Die Frage, woher eine positive Moral eigentlich kommt, wie sie zu begründen ist und inwieweit sie noch zu schaffen wäre, wobei die einzelnen Individuen intentional aus einer gewissen Distanzierung zu den herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen agieren müßten, wird nicht gestellt.

Auf die vielen kritischen Einwände, das Gesellschaftliche und die Veränderbarkeit menschlicher Einrichtungen nicht genügend berücksichtigt zu haben eingehend, heißt es dann in der "Zukunft einer Illusion": "Es wird entscheidend, ob und inwieweit es gelingt, die Last der den Menschen auferlegten Triebopfer zu verringern, sie mit den notwendig verbleibenden zu versöhnen und dafür zu entschädigen".(2) Und weiter: "Ebensowenig

---

1 Freud, S.: Aus den Anfängen der Psychoanalyse, London 1950, S. 402

2 Ders.: Ges. Werke, Bd. 14, S. 328

wie den Zwang zur Kulturarbeit, kann man die Beherrschung der Masse durch eine Minderzahl entbehren, denn die Massen sind träge und einsichtslos...".(1)

Wenn Veränderbarkeit überhaupt möglich ist, geschieht sie nicht als ein kontinuierlicher Prozess, der von relativ autonomen Individuen getragen ist, welche in Interaktion mit der sie umgebenden Gesellschaftsstruktur stehen, sondern durch die Avantgarde einer kleinen Elite. Woher wenigstens diese die Fähigkeit zur dafür notwendigen Distanz gewinnen soll, muß unklar bleiben, da sie ja denselben endogenen Mechanismen unterworfen ist wie alle Menschen.

Insofern schließt sich hier die Triebtheorie Freudstrotz ihres für die damalige Zeit eher revolutionären Ansatzes doch wieder mit dem alten Patriarchalismus und Elitedenken zusammen.

Veränderung sowohl des als neurotisch definierten Einzelnen - da er von der mit Absolutheitscharakter ausgestatteten Norm abweicht - als auch der Gesellschaft als Ganzer ist nicht durch die Kraft aller, sondern nur durch Experten möglich: den professionellen Erzieher, den Psychotherapeuten oder den begnadeten Führer.

In diesem Zusammenhang ist noch ein Blick auf die Freudsche Kulturtheorie zu werfen:

Zur Ontogenese der Triebe im Zusammenhang mit dem topographischen Modell des psychischen Apparats stellt "Totem und Tabu" die phylogenetische Parallele dar.(2) Freud geht vom Gedanken der Urhorde aus, die von einem starken Patriarchen geführt wird; dieser ist Besitzer der Frauen und Vater aller Kinder. Die Brüder erschlagen und verzehren ihn, um dann die Frauen unter sich aufzuteilen. Am Tod des Vaters sich schuldig fühlend, errichten sie ein Sühneopfer, das stellvertretend die Tat sühnt, während der Ermordete als Gott verklärt wird.

---

1 Freud, S.: Ges. Werke, Bd. 14, S. 328

2 Freud, S.: Gesammelte Werke, Bd. 9



Er wird zum Totem, die Frauen des eigenen Clans werden tabu; nur die der anderen Stämme dürfen geheiratet werden.

Die Urhorde wird durch den Brüderclan abgelöst, dieser durch das Matriarchat, dieses wiederum durch das despotische Patriarchat. Der Zyklus der Kultur entsteht demnach durch die Auflehnung gegen das sich im Patriarchat niederschlagende Realitätsprinzip sowie - aus Schulddruck - der Unterdrückung des Lustprinzips.<sup>(1)</sup> Mit der zunehmenden Desexualisierung der Triebe (Drangüberschuß!) innerhalb der Kultur werden Sublimierungsmöglichkeiten geschaffen, die allerdings der Natur des Menschen entfremdet sind und daher das Unbehagen in der Kultur ausmachen. Diese Entfremdung ist allerdings unvermeidlich.

Marcuse faßt in seiner Auseinandersetzung mit der Freudschen Kulturtheorie den kulturbildenden Vorgang in der Auffassung Freuds folgendermaßen zusammen:

"Der Aufstand gegen den Vater ist eine Auflehnung gegen eine biologisch gerechtfertigte Autorität, seine Ermordung zerstört die Ordnung, die das Leben der Gruppe erhalten hatte. Die Rebellen haben ein Verbrechen gegen die Gesamtheit begangen und damit auch gegen sich selbst. Sie sind schuldig vor den anderen und vor sich selbst und müssen büßen. Der Vatermord ist das höchste Verbrechen, denn der Vater hat die Ordnung der fortpflanzenden Sexualität errichtet und ist somit, in seiner Person, die Art, der Genus, der jeden Einzelnen erschafft und am Leben erhält. Der Patriarch, Vater und Tyrann in einem, schafft die Einheit von Geschlecht und Ordnung, Lust und Realität; er erweckt Liebe und Haß; er garantiert die biologische und soziologische Grundlage, von der die

---

1 Vgl. dazu auch die Interpretation Marcuses: Marcuse, H.: Eros und Kultur, Stuttgart 1957

Geschichte der Menschheit abhängt. Die Auslöschung seiner Person droht das dauerhafte Leben der Gruppe selbst auszulöschen und die prä- und überhistorische zerstörerische Macht des Lustprinzips wieder herzustellen. Aber die Söhne wünschen ja dasselbe wie der Vater: sie wünschen dauernde Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Und sie können dieses Ziel nur durch die Wiederholung der Herrschaftsordnung in einer neuen Form erreichen, die die Lust geregelt und dadurch die Gruppe aufrecht erhalten hatte. Der Vater lebt also als Gott weiter, in dessen Anbetung die Sünder bereuen, sodaß sie weiterhin sündigen können, während die neuen Väter die für das Fortbestehen ihrer Herrschaft und ihrer Organisierung der Gruppe notwendige Unterdrückung der Lust sicherstellen. Der Fortschritt von der Beherrschung durch einen Einzelnen zur Beherrschung durch mehrere bringt eine 'soziale Ausbreitung' der Lust mit sich und läßt die Verdrängung (Unterdrückung der Lust) in der herrschenden Gruppe zu einer selbstaufgelegten Maßnahme werden; alle ihre Mitglieder müssen sich den Tabus fügen, wenn sie ihre Herrschaft aufrechterhalten wollen. Die Unterdrückung durchdringt jetzt das Leben der Unterdrückten selbst und Teile ihrer Triebenergie werden der Sublimierung in 'Arbeit' zugänglich".(1)

Abgesehen davon, daß die Kulturtheorie Freuds durch ethnologische Studien nicht bestätigt werden konnte, ist doch das eher sinnhaft-Symbolische seiner Aussagen für sein Menschenbild und dafür, wie der Mensch zu Kultur kommt, von Bedeutung. Eine detaillierte Handlungstheorie ist bei Freud nicht zu finden.

Biologische Momente Darwinscher Provenienz (Auslese, Kampf ums Dasein) werden mit Problemen der Autorität, Ordnung und Herrschaft verknüpft, diese wiederum auf eine triebhafte Grundlage gestellt. Die triebhafte Grundlage ist es auch, die das Bindeglied vom Entwicklungsprozess des Einzelnen zur Entwick-

---

1 Vgl. Marcuse, H.: Eros und Kultur, a.a.O., S. 68 f

lung der Kultur darstellt.

Die Grundfrage ist hier ähnlich zu stellen wie schon bei Gehlen bzw. bei Lorenz: Lassen sich aus Trieben oder Drängen logisch Ordnung und Kultur ableiten, zumindest in genügendem Umfang? Monokausal sicher nicht. Freuds eher pessimistische und negative Interpretation der Kultur zwischen Sexualität und Destruktion kann m.E. zwar als wesentliche Komponente der Kulturbildung gelten, reicht jedoch nicht aus, den Menschen als Kulturwesen zu begründen und die Pluralität der Kulturen zu erklären. Dazu noch einige Anmerkungen:

Freuds Kulturbegriff ist in gewisser Weise doppelbödig und in sich gespalten. Einerseits konstatiert er im Rahmen der individuellen Psychoanalyse wie grundsätzlich einen schädlichen und pathologisierenden Einfluß der Moral auf das Triebleben, (1) andererseits sieht er in der Unterdrückung der Triebe eine Vorbedingung der Kulturbildung. Betrachtet man den - oft nur implizit vorhandenen - Zusammenhang zwischen Kultur und Individuum, wird dies noch deutlicher. (2) Hier zeigt sich ein Widerspruch, den aufzulösen Freud nie ganz gelungen ist.

Wie dargestellt, erscheint der Mensch bei Freud als ein eher von außen geführter, dessen Triebsschicksal nicht in der eigenen Hand liegt. Je nach Triebsschicksal werden verschiedene Reflexvorgänge aktiviert, welche erst Erfahrungslernen und Bewußtsein ermöglichen. Die aus dem Es aufsteigenden Triebe erfahren ihr Schicksal im Ich und Über-Ich. Das Ich als zentraler, personaler Kern stellt aber nur ein Reaktionspotential auf die Triebe dar, freilich orientiert an der als manifest angesehenen Realität. Das "Realitätsprinzip" bedeutet dann nicht relativ autonome Steuerung, sondern eine libidinös besetzte Ausweichreaktion, durch eine begrenzte Menge immer gleich ablaufender Abwehrmechanismen geregelt. (3) Kultur wird so in modifizierter Weise rezipiert, weniger gestaltet. Die Außenwelt bleibt objektiv gesetzt und ist kaum durch echte Interaktion veränderbar. Rezeption von Kultur bedeutet dann aber auch eine ständige -

---

1 Vgl. z.B. Freud, S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, a.a.O.  
Ders.: Gesammelte Werke, Bd. 5, 13

2 Vgl. z.B.: Ders.: Bd. 14, Das Unbehagen in der Kultur

3 Vgl. Freud, S.: Gesammelte Werke, Bd. 13, bes. Das Ich und das Es; Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose

teils subtile, teils offene -Auflehnung des Lustprinzips gegen das Realitätsprinzip. Die Auflehnung gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil im ödipalen Konflikt als ontogenetisches Faktum hat ihre Parallele in der Auflehnung gegen das "Patriarchat" als gesetzte kulturelle Ordnung. Die Lösung des ödipalen Konflikts durch Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, um die Angst vor diesem zu bewältigen, mit der Folge der Introjektion vor allem dessen Norm- und Wertvorstellungen, findet sein Gegenstück im Aufbau einer neuen Herrschaftsordnung, die als Ergebnis der Reaktion auf die alte zu verstehen ist und die alte trotz der Auflehnung perpetuiert.(1) Das Über-Ich als mit der Außenkontrolle identische Innenkontrolle idealisiert jetzt diejenigen Werte, die vorher abgelehnt wurden: ontogenetisch wird der Vater zum Vorbild, kultur-anthropologisch der "Patriarch", d.h. das vorliegende Herrschaftssystem als "göttlich" verehrt. Etwa vorkommendes Anderssein stellt wiederum nur eine mögliche Reaktionsform dar: z.B. die Freiheit zur "Sünde", wobei durch das Etikett "Sünder" die Norm verehrt wird oder die Möglichkeit des pathologischen Verhaltens, wobei das Etikett des "Kranken" das "Gesunde" bestätigt; Anderssein ist keine wirklich autonome Möglichkeit, die in sich positiv zu bewerten ist - zumindest beim Durchschnittsmenschen nicht.

Außer dem Tatbestand, daß es trotz aller Feinsinnigkeit unklar bleibt, in Freuds eher statisch-mechanistischem Modell auch unklar bleiben muß, wie der Mensch zu Kultur und zu kultureller Progression kommt, sind Freud die Elemente: Phantasie, Kreativität und relativ abgelöste Intentionalität in ihrer ganzen prospektiven Bedeutung weitgehend entgangen. Die menschliche Person - Freud verwendet diesen Terminus selbst nicht - ist aufgebaut als in sich relativ geschlossener Regelkreis, der sich aus Es, Ich und Über-Ich zusammensetzt. Alle drei Instanzen sind triebhaft besetzt, funktionieren nach angelegten Mechanis-

---

1 Vgl. Freud, S.: Totem und Tabu, Bd. 9

men und sind an eine gesetzte Realität mehr oder weniger gut angepaßt.

Die eher negative Bewertung der kulturellen Leistung des Menschen als notwendiges Übel im Sinne der Unterdrückung des Lustprinzips läßt wenig expansiv-dynamische und positive Elemente der Person *sui generis* zu. (1) Die Dynamik der "dynamischen Psychologie" Freuds wird zu einer Dynamik eines weitgehend in sich geschlossenen Systems. Die Frage, wie Veränderung letztlich möglich ist, sowohl beim Individuum als auch bei der Kultur, wird damit nicht voll befriedigend beantwortet.

So ist für Freud auch der Zentralisationskern der Kultur, die Symbolbildung und Symbolveränderung von sekundärer Bedeutung. (2) Soweit auf kulturelle Symbole überhaupt eingegangen wird, werden sie als archaische Relikte einer kollektiven, urzeitlichen Identität gewertet. (3) Der Rückzug auf phylogenetische Kategorien macht so eine weiterführende Auseinandersetzung überflüssig.

Es sollte hier keineswegs der Versuch unternommen werden, die fundamentale Leistung Freuds zu schmälern, welche einschneidende Veränderungen im gesamten abendländischen Denken mit sich gebracht hat. Thematisch kann es aber nur um gewisse Aspekte der Freudschen Theorie gehen, nämlich um solche, die den Personbegriff und das Menschenbild Freuds näher erhellen. Hier allerdings sind einige Unvollständigkeiten und Widersprüche festzustellen. Wieweit diese auch noch für die spätere Ichpsychologie gelten, soll am Beispiel zweier Autoren, die für die weitere Entwicklung der Ich-Psychologie stehen, geprüft werden.

1 Obwohl nicht näher expliziert, ist anzunehmen, daß kulturelle Veränderung, die nach Freud vor allem durch Eliten möglich ist, ebenfalls nur als eine Reaktionsform auf Bestehendes anzusehen ist. Der schöpferische Impuls liegt allenfalls darin, daß zur Elite gehörende Individuen eher zu dieser Reaktionsform neigen, die Masse eher zur Anpassung durch unveränderte Übernahme der vorhandenen Strukturen. Hier wird auch der Einfluß Nietzsches mit seiner Theorie des Übermenschen transparent.

2 Vgl. Freud, S.: *Ges. Werke* Bd. 1, S. 63 ff, S. 349 f; Bd. 13, hier vor allem: *Jenseits des Lustprinzips*, *Das Ich und das Es*. Vgl. auch: Orban, P.: *Über den Prozess der Symbolbildung*, in: Eicke, D. (Hrsg.): *Freud und die Folgen*, Bd. 1, S. 527 - 563

3 Vgl. Freud, S.: *Totem und Tabu*, *gesammelte Werke*, Bd. 9

#### 4.2. Der Begriff der "Alloplastik" bei H. Hartmann und seine Bedeutung für das tiefenpsychologische Personkonzept

Hartmanns Begriff der "Alloplastik" liegt die Vorstellung eines Anpassungszustandes zwischen Individuum und Umgebung zugrunde, (1) eines Gleichgewichts zwischen Person und Umwelt, (2) die ausdrücklich als gegenseitige Beziehung definiert wird. Im Unterschied zu Freud werden hier Umweltbedingungen nicht als feststehend konstatiert, von denen aus man das Ausmaß des Zusammenpassens beurteilen und eine Defizienz zu Lasten des Individuums annehmen muß, sondern es wird ausdrücklich die Möglichkeit eingeräumt, den Fixpunkt auch auf Seiten des Individuums zu setzen und eine Diskrepanz durch Veränderung der Umwelt zu beseitigen. Dies wird als Alloplastik bezeichnet. (3)

Das Ich im psychischen Instanzenmodell wird hier also weniger als reaktiv, sondern als interagierend mit der Umwelt gesehen, was m.E. einen fruchtbareren Ansatz hinsichtlich der ontologischen Entwicklung des Ich als auch der kulturellen Entwicklung darstellt. Dazu muß aber kurz genauer auf den Ich- bzw. den Personbegriff Hartmanns eingegangen werden:

Eine der Ideen Hartmanns besteht darin, das Ich und das Es als Ergebnis einer Ausdifferenzierung aus der Urstufe der frühesten Kindheit zu verstehen, die Hartmann unter anderem die "undifferenzierte Phase" nennt. (4) Dies steht im Gegensatz zur Freudschen Auffassung, die das Es als Ursprung des späteren Ich ansieht.

Die frühe Ausdifferenzierung des Es und des Ich wird als

---

1 Hartmann, H.: Ichpsychologie und Anpassungsproblem,

Stuttgart 1972, S. 28

2 Ebenda S. 37

3 Vgl. ebenda, S. 28

4 Ebenda S. 44



Ergebnis von Triebdrängen und deren Schicksal auf die Konfrontierung mit der äußeren Realität angenommen, während Hartmann nicht nur den Einfluß der äußeren Realität, sondern auch den Einfluß anlagebedingter Ich-Merkmale sui generis postuliert, welche das Ich zur relativ unabhängigen Auseinandersetzung mit der Umwelt befähigen.(1) Ich-Merkmale zeigen sich innerhalb der von Hartmann genannten konstitutionellen Faktoren des Ich, welche mit Wahrnehmung, Bewegungskontrolle, Erfahrung, Gedächtnisbildung und Lernen umrissen werden. Diese Faktoren und mit ihnen die relativ autonomen Ich-Merkmale entwickeln sich in weitgehender Übereinstimmung mit ihrer eigenen physiologischen Reifungsabfolge und sind eben nicht Resultat innerdynamischer Abläufe, welche mit äußeren Einflüssen in Beziehung stehen. Trotzdem sind die so bezeichneten Ich-Merkmale trotz ihrer relativen Autonomie nicht als isoliert zu verstehen, sondern sie haben die Fähigkeit, mit der Umwelt zu korrespondieren.(2)

Die angelegten Ich-Merkmale bilden den Kern des Ich. Da dieser Kern nicht durch Triebe und Triebkonflikte entstanden ist, kann er auch von diesen nicht tangiert werden und bildet eine "konfliktfreie Ichsphäre".(3)

Zudem zeigt Hartmann, daß einige Ich-Aktivitäten, wie die Abwehrmaßnahmen, die ursprünglich nur im Zusammenhang mit der Ich-Abwehr auftraten, im Laufe der Zeit zu relativ unabhängigen und automatisierten Abläufen werden können, um dann, als neu erworbener Bewältigungsablauf, zu anderen Zwecken als den ursprünglichen quasi autark eingesetzt werden können; dies ist allerdings eine Leistung des voll entwickelten Ich und man kann hier nach Hartmann von einer sekundären Auto-

---

1 Vgl. Hartmann, H.: Ichpsychologie, a.a.O., S. 44 ff

2 Vgl. ebenda

3 Ebenda, S. 14, 24

nomie des Ich (1) sprechen.

So gewinnt das Ich zwar eine objektive Kenntnis der Wirklichkeit und übernimmt gleichzeitig im Laufe seiner Entwicklung die konventionellen Normen seiner Umgebung im Part des Über-Ich durch Identifizierung und Anpassung, (2) es verfolgt aber auch seine unabhängigen Ziele, die nicht nur als Resultate intrapsychischer Regelmechanismen zu verstehen sind, sondern die Möglichkeit bieten, Umwelt im Sinne der – nicht nur libidinös bedingten – Bedürfnisbefriedigung zu gestalten.

Wie begründet nun Hartmann die These der angeborenen, autonomen Ichstrukturen genauer?

Hartmann verweist auf die Tatsache, daß das neugeborene Kind ersichtlicherweise bereits in einem Zustand der Angepaßtheit an seine Umgebung auf die Welt kommt. Wie bei allen Organismen ist ein endogenes homöostatisches System für die Aufrechterhaltung des biologischen Gleichgewichts notwendig; es herrschen also von Anfang an reziproke Beziehungen zwischen Organismus und Umwelt. In diesem Sinne erfüllt die Familie bei entsprechend langer Hilflosigkeit des Menschenkindes eine biologische Funktion. (3)

Die dem Menschen generell angeborenen Lernmechanismen korrespondieren nun mit den möglichen Lerninhalten. Hartmann legt in diesem Zusammenhang dar, daß man die Entsprechung, die man zwischen den Trieben beim Menschen und dem Instinktapparat beim Tier häufig konstatiert hat, nicht nachweisen kann. (4) Der Mensch erscheint auch bei Hartmann als relativ weltoffen,

---

1 Hartmann, H.: Ichpsychologie, a.a.O., S. 27

2 Vgl. ebenda, S. 44 ff

3 Ebenda, S. 50 ff

allerdings ausgestattet mit eben jenen angeborenen Ich-Anteilen, die aus der primären Homöostase resultieren und die - wie dargestellt - in gewisser Weise auch entwicklungsfähig sind.

Die dafür notwendige Energie ist dabei nach Hartmann nicht primär Triebenergie, sondern eine, die vom ersten Tag an dem Ich oder seinen angeborenen Vorläufern, die später zu spezifischen Ich-Funktionen werden, angehört, und, vielleicht auch jenen Apparaten, die allmählich unter den Einfluß des Ich gelangen und wiederum auf seine Entwicklung einwirken .(1)

Es wird deutlich, daß hier ein relativ reifes Ich vorausgesetzt wird, das gleichzeitig die Umweltbeziehungen und die Beziehungen der psychischen Instanzen untereinander reguliert, und zwar so, daß die Regelung der Außenbeziehungen durch das Ich gleichzeitig ein besseres Funktionieren der intrapsychischen Abläufe ermöglicht.

Ich meine allerdings, daß hier gerade keine wesentliche Öffnung zugunsten der Umwelt besteht: triebhafte Rezeption der Umwelt bedingt habituell korrespondierendes Reagieren, bedeutet Immanenz und gerade nicht Formbarkeit durch die Umwelt. Beispielsweise ist jedes Tier, das seiner mit den Instinkten korrespondierenden Umwelt entrissen wird, dem Untergang geweiht.

Weniger eine Umweltöffnung als eine Umweltlastigkeit scheint allerdings durch den Entwicklungsprozess der Ich-Strukturen gegeben zu sein, welche von einer bestehenden Umwelt aus geformt werden. Ein echtes Interaktionsverhältnis im Sinne eines gegenseitigen Bedingens ist damit allerdings nicht gegeben.

Die zusammenfassende Kritik von Drews/Brecht ist daher wohl gerechtfertigt: (2)

---

1 Hartmann, H.: Ichpsychologie, a.a.O., S. 24 ff

2 Vgl. Drews, S./Brecht, K.: Psychoanalytische Ich-Psychologie, Frankfurt 1975, S. 166

- es herrschen nur anscheinend gleichwertige, wechselseitige Beziehungen zwischen Individuum und Umwelt
- der Begriff der Alloplastik bleibt fraglich und bedarf der Korrektur
- es wird ein angeborenes Angepaßtsein für eine durchschnittlich zu erwartende Umwelt angenommen
- der Umweltbegriff bezeichnet die nicht weiter hinterfragte ökologische und soziale Realität
- die Anpassungsleistungen sind letztlich doch ontogenetisch begründet
- die Innenwelt wird als bedürfnisspezifische internalisierte Realität wirksam.

Bevor zusammenfassend noch eine kurze Stellungnahme abgegeben wird, muß ergänzend noch auf die grundsätzlichen Thesen

D. Rapaports eingegangen werden.

#### 4.3. Der Anpassungsbegriff bei D. Rapaport und seine Bedeutung für das Menschenbild

Auch Rapaport greift mit Nachdruck die Frage der Anpassung auf, indem er seiner Arbeit das Anpassungskonzept Hartmanns zugrunde legt. Dennoch ist Rapaports Anpassungsbegriff nicht mit dem Hartmanns identisch. Rapaport geht von seinem neu eingeführten Strukturbegriff aus. Als "Struktur" wird ähnlich wie bei Hartmann ein angeborenes, primäres Angepaßtsein des Ich verstanden, allerdings nicht eines Teilbereiches der Ich-Vorläufer, sondern das ganze rudimentäre Ich betreffend. Diese realitätsangepaßte Struktur besitzt von Anfang an die Fähigkeit zur Abwehr von Triebbedürfnissen.(1)

Im Unterschied zu Hartmann wird bei Rapaport bereits mehr Realität in die Ichstrukturen "hineingenommen". Die weitere Anpassung wird durch soziales Lernen gewonnen, wobei Kommunikation und interpersonale Beziehungen von Anfang an nötig sind; in dem Zusammenhang spielen Affekte als Signale für die erste Kommunikation eine wesentliche Rolle.(2)

Wesentlich bei Rapaports Autonomiebegriff scheint, daß das gesamte Ich als zentraler personaler Bestandteil als relativ autonom gesehen wird. Dabei wird deutlich, daß sich bei Rapaport die Bedeutung der Unabhängigkeitsbeziehung verschiebt: jetzt geht es um die Effektivität der hemmenden Funktion des Ich als primäre Möglichkeit, welche relative Autonomie bedingt. Autonom ist, was impulsgehemmt oder reaktionsverzögert abläuft.(3)

Zum Ich gehört aber nicht nur die Hemmung, sondern auch die Kontrolle. Es stellt sich hier die Frage, inwieweit Anpassung nicht nur Hemmung von Triebimpulsen und damit verbundener Offenheit nach außen meint, sondern auch kontrollierte Reaktion bzw. Aktion auf die Außenwelt. Rapaport versucht das Problem

---

1 Vgl. Rapaport, D.: The Conceptual Model of Psychoanalysis, in: Gill, M.(Hrsg.): The collected Papers of David Rapaport, New York 1967, S. 424

2 Ebenda, S. 508 f

3 Ebenda

mit Hilfe der Attribute "Aktivität" und "Passivität" zu lösen, die dem Ich in unterschiedlicher Weise zu eigen sind und einen mehr oder weniger steuernden Einfluß auf die Umwelt zur Folge haben.(1) Der Grad der Aktivität bzw. Passivität ist im individuellen Erbgut begründet sowie teilweise durch Außeneinflüsse entstanden.

Es werden hier m.E. zwei Ebenen vermengt: Es geht doch darum, welche Grade der Autonomie das Ich bzw. die Person des Menschen generell, sozusagen als menschliches Spezifikum aufweist; die hier gemeinte Aktivität bzw. Passivität ist eine individuell unterschiedliche Eigenschaft, deren Ursachen im individuellen Erbgut und Schicksal begründet sind.

Wodurch begründet Rapaport nun die Behauptung der relativ umfassenden Autonomie des Ich?

Rapaport nennt als Garantie der Autonomie vom Es die Ich-Apparate primärer und sekundärer Autonomie. Die Autonomie vom Es beruht in erster Linie auf dem Ergebnis der phylogenetischen Anpassung, besteht darüber hinaus aber auch als sekundäre Autonomie im Sinne Hartmanns.(2)

In eingeschränkter Weise garantieren auch - wieder ähnlich wie bei Hartmann - die Triebe die Unabhängigkeit von Umweltgegebenheiten.(3)

Danaben fragt Rapaport aber auch nach Bedingungen, welche die Unabhängigkeit beeinträchtigen. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß sowohl die primäre als auch die sekundäre, ontogenetisch bedingte Autonomie innere und äußere Stimulationen für die Aufrechterhaltung und Effizienz benötigen. Diese für beide

---

1 Vgl. Rapaport, D.: The Conceptual...a.a.O., S. 739

2 Ebenda, S. 561 ff

3 Ebenda



erforderliche Reizzufuhr nennt er "Nutriment".(1)

Auffallend ist nun, daß keine genauere Definition von Nutriment vorliegt, sondern grundsätzlich nur gesagt wird, daß dem Nutriment eine bereits angelegte Suchtendenz nach Außenreizen vorangeht, welche allerdings mit dem Nutriment selbst prozesshaft verknüpft ist.

Spätestens hier mutet die Argumentation tautologisch an. Die vielen von Rapaport als Erklärungshilfe verwendeten Beispiele leisten m.E. kaum einen Beitrag zur tatsächlichen Lösung des theoretischen Widerspruchs.

Als letzter Punkt sei die Beschreibung der Beziehung der beiden Autonomien bei Rapaport kurz angesprochen:

Rapaport nimmt ausdrücklich eine negative Korrelation zwischen den beiden Autonomien an: **Die Autonomie vom Es kann danach stark verringert werden entweder durch exzessive Erhöhung seiner notwendigen Abhängigkeit von der Umwelt oder durch exzessive Verringerung der Reizzufuhr. Autonomie von der Umwelt kann verringert werden entweder durch exzessive Erhöhung seiner notwendigen Abhängigkeit vom Es oder durch exzessive Erhöhung seiner notwendigen Unabhängigkeit vom Es.**(2)

Die Frage stellt sich hier, ob mangelnde Triebstimulanzen aus der Umwelt das Ich tatsächlich autonomer machen können bzw. ob Abhängigkeit oder Unabhängigkeit vom Es für die Autonomie des Ich von grundsätzlicher Bedeutung sind; wenn ja, stellt sich die weitere Frage, wie diese Unabhängigkeit tatsächlich erreicht wird, wenn sie durch eine neue Abhängigkeit - nämlich die von der Umwelt - ersetzt wird.

---

1 Vgl. Rapaport, D.: The Conceptual...a.a.O., S. 728

2 Ebenda, S. 488

#### 4.4. Einige kritische Anmerkungen zu den Autonomiebegriffen von Hartmann und Rapaport

Beide Autoren gehen in ihren Anpassungskonzepten vom homöostatischen Prinzip aus, das sich selbst erhält. Das Prinzip der Selbsterhaltung bedingt aber, daß Bedürfnisse und Befriedigungsmöglichkeiten naturgegeben nicht übereinstimmen, sondern erst in Übereinstimmung gebracht werden müssen. Dieses wiederum setzt sowohl den Konflikt als auch die Fähigkeit zur Konfliktlösung voraus.

Betrachtet man nun die Konzeptionen Hartmanns und Rapaports, so erscheint Anpassung entweder von den Trieben gelöst als konfliktfreie Sphäre des Ich oder als bereits vorhandene Passung von Triebbedürfnissen und Umweltgegebenheiten. Anpassung im Sinne der Konfliktbewältigung liegt hier eigentlich nicht vor. Nach Drews/Brecht ist der Grund darin zu suchen, daß eine rein fiktive Trennung zwischen innerpsychischen Abläufen – Triebbewältigung des Ich – und Realitätsbewältigung nach außen – organisierende und synthetisierende Fähigkeiten – gezogen wird.<sup>(1)</sup> Der Einwand besteht zu recht, da m.E. Triebbedürfnisse von Anfang an auf die Umwelt gerichtet sind und mit dieser korrespondieren. Die Fähigkeit zur Abwehr bestimmter, nicht adäquat erscheinender Triebbedürfnisse wird doch erst durch Lernen gewonnen, beispielsweise durch die Erfahrung, daß solche Bedürfnisse von der Umwelt negativ sanktioniert werden. Diese Lernprozesse schlagen sich erst im Laufe der Entwicklung in den Ich- bzw. Über-Ichstrukturen nieder und stehen dann als Hemm- oder Umwandlungsmechanismen zur Verfügung. Eine weitere Möglichkeit wäre die tatsächliche, rationale Bewältigung von inadäquat erlebtem Triebdruck, welche nur teilweise gelernt, z.Teil aber eine echte autonome Leistung auf generis darstellt; eine Möglichkeit, auf die in der Tiefenpsychologie zu wenig eingegangen wird und auf die noch ausführlicher Bezug genommen werden muß.

---

<sup>1</sup> Drews, S./Brecht, K.: Psychoanalytische...a.a.O., S. 162-167

Die Wahrnehmungspsychologie lehrt zudem, daß Bedürfnisse die Rezeption bzw. Interpretation der Umwelt bereits in der Weise verändern, daß Anpassung im Sinne von "Passendmachen" intendiert ist, wobei weniger die Triebbedürfnisse abgewehrt werden als die diesen Bedürfnissen nicht komplementären Realitätsbedingungen. Gleichzeitig kann aber mit dieser selektiven Wahrnehmung und der daraus resultierenden akzentuierten Handlung Realität verändert werden.<sup>(1)</sup> Das heißt dann aber auch, daß personale Autonomie von Anfang an als mit der Umwelt korrespondierende angesehen werden muß, nicht aber ein Freiraum in der Ich-Sphäre einerseits oder eine primäre Passung der Umwelt andererseits als Voraussetzung für Autonomie präjudiziert werden kann. Autonomie darf nicht als Gegensatz zur Umweltverflochtenheit des Individuums gesehen werden, die Entstehung von Autonomie darf aber auch nicht nur aus den Umweltbedingungen heraus erklärt werden; ebensowenig allerdings darf sie als genetisch fixiert gelten.

Also hat Freud doch recht, wenn er die konflikthafte Auseinandersetzung des Ich von Anfang an postuliert?

Nicht ganz, da noch deutlicher als bei Hartmann und Rapaport die Realität als fixe Größe genommen wird, die Anpassung also einseitig zu Lasten des Individuums geht; zudem - oder gerade deshalb - wird der Konflikt als intrapsychische Auseinandersetzung definiert, welche sich an der vorgegebenen Umwelt orientiert. Auch hierbei ist die direkte Bezogenheit und Hineinnahme exogener Faktoren in den konflikthaften Ablauf eigentlich nicht vorhanden.

Obwohl Hartmann und Rapaport sich bemüht haben, einen Anpassungsbegriff zu vertreten, der die Orientierung an inneren Triebbedürfnissen nicht zugunsten einer Orientierung an der bestehenden äußeren Realität vernachlässigt, liegt doch die Vermutung nahe, daß dieser Begriff für sie eine Konnotation hat, die, allen Beteuerungen zum Trotz, die vorgegebene

---

1 Hierzu gibt es eine Fülle von Literatur. Vgl. z.B. die Theorien zur interpersonalen Wahrnehmung und Kommunikation; z.B.: Jahnke, J.: Interpersonale Wahrnehmung, Stuttgart 1975. Krech, D./Crutchfield, S.: Grundlagen der Psychologie, Bd. 1, 2, Weinheim 1972. Hochberg, J. (Hrsg.): Einführung in die Psychologie, Bd. 2: Wahrnehmung, Wiesbaden/Bern/Stuttgart 1977. Watzlawick, P.: Wie wirklich ist die Wirklichkeit. München 1976.

Wirklichkeit als Fixpunkt nimmt. Auf der Basis von Konfliktfreiheit ist Anpassung nicht möglich, sondern sie impliziert bereits ein Angepaßtsein zwischen angeborenen Möglichkeiten und Reizaufnahme wie deren Verarbeitung. Dies ist aber eigentlich kein psychologischer, sondern ein biologischer Anpassungsbegriff. Auch hier wird noch der – bei Freud vordergründigere – Biologismus und Physiologismus spürbar, der auch in die Nähe der verhaltensbiologischen Aussagen kommt: der Mensch erscheint trotz aller "Weltoffenheit", "Plastizität" u.a. letztlich doch als ein bereits angepaßtes Wesen, dessen Veränderungsmöglichkeiten von "Welt" dann als eher reaktiv und biologisch vorgegeben zu verstehen sind

Was bedeuten dann die nichtautonomen Funktionen des Ich bei Hartmann und Rapaport?

Wie gesehen, dienen diese nichtautonomen Funktionen zunächst ausschließlich der intrapsychischen Bewältigung eines Konflikts zwischen Es und Ichstrukturen. Durch wiederholte erfolgreiche Verwendung derselben Abwehrtechnik wird darüber hinaus im Laufe der Entwicklung eine gut trainierte Fertigkeit erworben, die auch im konflikthaften Umgang mit der Umwelt dienlich sein kann und nun bewußt und beliebig eingesetzt werden kann.(1) So kann sich beispielsweise aus dem häufigen Gebrauch des Abwehrmechanismus "Rationalisierung" die Fähigkeit zur logischen Analyse entwickeln, die "Projektion" evtl. zur Sensibilität u.s.w. Jeder Abwehrmechanismus hat nach Hartmann und Rapaport so über die abwehrende Funktion hinaus immer auch einen sekundären verhaltenspositiven Aspekt, der je eindeutiger wird, desto entfernter die jeweilige Funktion vom ursprünglichen Konfliktbereich angesetzt wird.(2) Hartmann spricht in diesem Zusammenhang auch von "Automatisierung".

---

1 Vgl. Rapaport, D.: The Conceptual...a.a.O., S. 739 f

2 Vgl. Hartmann, H.: Ichpsychologie, a.a.O., S. 14 ff



Solcherlei sekundär-automatisierte Funktionen gehören nun der konfliktfreien Sphäre des Ich an, da sie ja nicht mehr an primäre Triebimpulse gekoppelt sind. Hartmann betont allerdings, daß die einmal autonom gewordenen Ich-Funktionen sekundärer Art auch wieder reversibel sein können; dies hängt danach von der jeweiligen Kräftekonstellation zwischen den einzelnen psychischen Instanzen der Umwelt ab.

Was hier interessiert, ist die Frage, ob die Annahme so gewonnener Sekundärfunktionen zur Erklärung von tatsächlicher Autonomie einen Beitrag liefert. Macht man sich bewußt, daß diese Sekundärfunktionen lediglich Mechanismen darstellen, welche innerhalb endogener Abläufe gewonnen wurden - wenn auch reaktiv an der Umwelt orientiert -, dann stellt sich die Frage, in welcher Weise diese nun als Möglichkeiten konstruktiver Realitätsbewältigung gelten können. Zudem bleibt fraglich, inwieweit zur Routine gewordene, ursprünglich anderen Zwecken dienende Verhaltensschemata trotz bewußter variabler Einsatzmöglichkeiten als Komplex einer vielschichtigen und situativ ständig variierenden Realität gerecht werden sollen.

Anpassung in diesem Sinne gelingt entweder nur, wenn die Umwelt in ihrer Gesamtheit eben doch als biologisch passende und vorgegeben gesehen wird oder wenn die Umwelt in dieser Weise passend gemacht wird, daß sie den endogenen Mechanismen entsprechend einseitig interpretiert wird.

Noch einmal zurück zur Annahme der primären Autonomie des Ich bei Rapaport und Hartmann:

Rapaport erweitert zwar den Autonomiebegriff, indem er dem Ich von Anfang an die Möglichkeit zugesteht, neben intrapsychischen konflikthafter Abläufen auch konfliktfrei für exogene Einflüsse offen zu sein; bei Hartmann ist dies erst eine sich entwickelnde Leistung, die das reife Ich auszeichnet. Rapaport hat mit dieser Ergänzung das deutlichere Ungleichgewicht des Hartmannschen Autonomiekonzepts zugunsten der Außenweltbeziehung zumindest partiell zu revidieren versucht. Wenn man aber bedenkt, daß mit dem Etikett der "Offenheit" auch immer die Frage nach dem "offen

wozu" verbunden ist, bleibt neben dem bereits Gesagten unklar, ob die hier gemeinte Freiheit die Freiheit der reinen Rezeption bedeutet oder nicht; die Verarbeitungsmöglichkeiten des Ich sind nur im triebhaft-konfliktbeladenen Bereich des Ich beschrieben, nicht aber in der konfliktfreien Sphäre des Ich.

Umgekehrt: Freiheit von der Außenwelt als Grundlage für einen unbelasteten intrapsychischen Ablauf - bedeutet das dann die Freiheit zur unmittelbaren Triebbefriedigung ohne Realitätsbezug? Das wäre Halluzination oder zumindest in anderer Weise pathologisch. So ist es sicher auch nicht gemeint, da die Es/Ich-Auseinandersetzung ja nur in bezug auf die Außenwelt denkbar ist. Nimmt man aber die Außenwelt als bedingenden Faktor in das Erklärungsmodell hinein, wird der Begriff der konfliktfreien Sphäre bzw. der konfliktfreien Offenheit auch unter diesem Aspekt widersprüchlich. Autonomie in diesem Sinne verstanden kann dann nur die Tendenz haben: Freiheit vom Konflikt durch Anpassung. Freiheit zu anderem wäre nur möglich, wenn eine wirkliche Auseinandersetzung mit den Dingen gewährleistet wäre. Dies ist allerdings in den Konzeptionen der behandelten Ich-Psychologen nicht voll ersichtlich, es ist eine Dilatationstendenz des Autonomiebegriffs in Richtung auf Anpassung an eine vorgefundene Realität erkennbar.

Eine Lösung des Problems läßt sich wohl nur dann näher kommen, wenn dem menschlichen Personsein von Anfang an die Fähigkeit zu eben dieser Auseinandersetzung mit der umgebenden Umwelt zugestanden wird; Auseinandersetzung in dem Sinne, daß sowohl die Umwelt auf die sich entwickelnde Individualität des Kindes einwirkt als auch in dem Sinne, daß das Kind von Anfang an auch die Chance zur Veränderung hat. Die Chance zur Veränderung ist zu Anfang der Entwicklung sicher eher als Potenz zu begreifen, was die reflektierte Veränderungsmöglichkeit betrifft. Die kognitive Entwicklung impliziert aber immer die Möglichkeit des mehr und mehr reflektierten Handelns und somit der bewußten, triebentbundenen Veränderung.

Hier ist keine rein interaktionistische Sicht zwischen Angelegenem und Umwelt gemeint, sondern ein dritter Weg, der am ehesten mit dem pädagogischen Terminus "Personalisation" erfaßt wird.

Bevor näher auf diesen "dritten Weg" eingegangen wird, muß aber noch diejenige Theorie etwas mehr beleuchtet werden, die eine eher interaktionistische Sichtweise vertritt.

## 5. Das Menschenbild in der Theorie des Symbolischen Interaktionismus

### 5.1. Das Selbstkonzept G.H. Meads

#### 5.1.1. I, me und self bei G.H. Mead

Die Theorie der symbolischen Interaktion, welche sich in den USA zur Blüte entwickelte, ist aus der "verstehenden Soziologie" heraus entstanden. Als Vorläufer wären hier Dilthey, Rückert, Simmel, aber auch Max Weber zu nennen. Max Weber hat die "verstehende" Methode im Sinne des nacherlebenden Verstehens nicht nur für die Geisteswissenschaft formuliert, sondern vor allem für die Soziologie. So heißt sein Spätwerk "Wirtschaft und Gesellschaft" im Untertitel: "Grundriß einer verstehenden Soziologie". (1) Der Wirkungsbereich der Soziologie ist für ihn nicht darauf beschränkt, allgemeine Regeln des sozialen Verhaltens herauszufinden, sondern soziales Verhalten im Kontext des subjektiven, situationsspezifischen Zusammenhangs verstehend zu erfassen und in der Beziehung zu allgemeinen kulturellen Idealen zu interpretieren.

Zur vollständigen Entfaltung gelangte die TSI vor allem durch George Herbert Mead, großen Einfluß hatten aber auch A. Small, Ch. Cooley und W. Thomas. Den neueren Stand der TSI repräsentieren vor allem H. Blumer, T. Shibutani und E. Goffman. In Deutschland hat sich vor allem L. Krappmann näher mit dem hier interessierenden Person- bzw. Identitätsbegriff auseinandergesetzt.

Bleibt Freud im weitesten Sinne noch im Denken Kants verhaftet, nachdem statische Formen unabhängig vom Denken und Handeln existieren, so setzt sich Mead in "Evolution Becomes a General Idea" mit Kant und der romantischen Tradition auseinander.

---

1 Mead, G.H.: in: ders.: Movements of Thought in the Nineteenth Century; Chicago 1934

Er verwirft die dort angenommene Trennung von Subjekt und Objekt, wendet aber den eher evolutionistischen Standpunkt derselben Tradition zur genetischen Grundlegung des "me". Für Mead gibt es keine festen Formen mehr; die Objekte erlangen ihre Bedeutung erst in der Interaktion mit dem Subjekt. Damit hat Mead den philosophischen Pragmatismus, der sich vor allem auf Ch. Peirces Arbeiten begründet, ein wesentliches Stück vorangetrieben. In den Axiomen von Peirce werden wesentliche Annahmen der Psychoanalyse bestritten, so z.B. die Möglichkeit der Introspektion, der Intuition und des Erkennens von Nicht-Erkennbarem - dem Unbewußten.(1)

Ebenso wendet sich Mead aber auch gegen einen radikalen Behaviorismus Watsonscher Provenienz (2) und lehnt diesen als nominalistisch ab, da Mead Realität als symbolisches Kontinuum begreift, welches sich im Interaktionsprozess manifestiert.(3) Jeder Erkenntnisakt ist daher intersubjektiv und hat hypothetischen Charakter. Objekte lassen sich demnach nur hinsichtlich ihres Bedeutungsgehalts klassifizieren.

Eine derartige Sozialpsychologie muß die Realität des Geistes und die in ihm vorfindlichen "signifikanten Symbole" (4) - vor allem die Sprachsymbole - verifizieren und genetisch ableiten können; Darwins Evolutionismus liefert Mead hier den Ansatzpunkt.(5)

Trotz des evolutionistischen Hintergrundes hofft Mead biologistische Erklärungsversuche der Subjekt-/Objektbeziehung zu überwinden. Mead wendet sich ebenfalls gegen einen sozialen

---

1 Peirce, C.: Schriften 1, 2, in: Apel, K. (Hrsg.): Peirce, C.: Schriften 1, 2; Frankfurt 1970

2 Watson, J.: Behaviorismus, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1930

3 Mead, G.H.: Geist, Identität und Gesellschaft, Teil 2, S. 81-177; Frankfurt 1973

4 Vgl. ebenda, S. 100 ff

5 Vgl. dazu: Mead, G.H.: Movements of Thought, a.a.O., S. 153

Determinismus, wie er bei den eher funktionalistischen Erklärungsmodellen transparent wird.(1) Doch auch die Welt der Ideen Platons, die noch in der Romantik und im Idealismus erkenntlich ist, lehnt Mead ab - obwohl in seinem interdependent komplementären Ansatz, in dem Subjekt und Objekt weitgehend zusammenfallen, noch platonische Züge zu erkennen sind. Die "social world of selves" hat nach Mead nämlich den gleichen Realitätsstatus die "physical world".(2)

Nach Mead ist zwar jeder Erkenntnisakt intersubjektiv, sein Sinn manifestiert sich aber nicht nur durch die subjektive Interpretation der Objekte, sondern es besteht auch eine unabhängige Beziehung zwischen den Symbolen insofern, als sie sowohl intra- wie interpsychisch (organisch!) analoge Haltungen auslösen: "Sinn entwickelt sich und liegt innerhalb des Bereiches der Beziehung zwischen der Geste eines bestimmten menschlichen Organismus und dem folgenden Verhalten dieses Organismus, wie es den anderen menschlichen Organismen durch diese Geste angezeigt wird. Wenn diese Geste einem anderen Organismus so das anschließende Verhalten (oder daraus resultierende) Verhalten des jeweiligen Organismus anzeigt, hat sie einen Sinn."(3)

Obwohl von Cooley beeinflusst, setzt er sich mit dieser Sichtweise doch in gewisser Weise von diesem ab, da bei Cooley Subjekt und Objekt zusammenfallen.(4)

Bei Mead besteht also eine analoge Beziehung zwischen den sogenannten "signifikanten Symbolen" (5), wobei die Organismen

---

1 Mead, G.H.: Geist..., a.a.O., Teil 1, S. 39 - 79

2 Zitat nach Helle, H.: Verstehende Soziologie und Theorie der Symbolischen Interaktion, S. 76; Stuttgart 1977

3 Mead, H.H.: Geist..., a.a.O., S. 115

4 Vgl. Cooley, C.: Human Nature and the Social Order, S. 36 ff; New York 1964

5 Vgl. Mead, G.H.: Geist..., a.a.O., S. 100 ff

die Medien darstellen. Trotzdem hat der Sinn der Objekte auch hypothetischen Charakter, da er im Prozess der "manipulation" auf seine Richtigkeit hin überprüft und somit verifiziert, falsifiziert oder modifiziert werden kann; immer wieder hat Mead auch auf die Möglichkeit der Beeinflussung der Welt hingewiesen. (1) Nach Helle ist "Sinn" bei Mead allerdings dennoch primär eine Eigenschaft der Objekte, wenn der Sinn auch nicht als vollständig einseitig fixiert anzusehen ist. (2)

Der Anspruch Meads, signifikantes Symbol- und Objektverständnis als Grundkondensat genetisch abzuleiten – die Manipulation ist sozusagen "aufgesetzt" – ermöglicht ihm zwar die These von der Antizipationsmöglichkeit der Handlungen anderer in einem selbst, da synonyme Auslösemuster existieren; (3) zur Auslösung der komplementären Endhandlung kann er aber auf die Notwendigkeit von Empathie nicht verzichten. Die Distanzierung vom reinen Reflexionismus gelingt nur durch Konzessionen an psychoanalytische Kategorien, wodurch wiederum die Axiome von Peirce relativiert werden müssen. (4)

In diesem Zusammenhang hat die Wahrnehmung zentralen Stellenwert: Mead versteht darunter eine äußerst komplizierte Tätigkeit, bei der man im Verlauf des Handelns auf Reize selektiv reagiert und diese symbolisch interpretiert. Da Wahrnehmung aber auch während der Handlung stattfindet, ist die Umwelt, die man wahrnimmt, am Ende der Handlung eine andere als zu Beginn der Handlung. Dies ist die Ursache der Manipulation: Objekte werden neu interpretiert, andere fallen als funktionsell unwichtig fort, neue sind hinzugekommen. (5)

Strauss schreibt dazu: "Über diese neuen Objekte und Umdeutungen

---

1 Vgl. Mead, G.H.: Geist ... a.a.O., S. 81 ff, S. 273 ff

2 Vgl. Helle, H.: Verstehende Soziologie, a.a.O., S. 67 ff

3 Vgl. Mead, G.H.: Geist, a.a.O., S. 100 ff

4 Ebenda, S. 230 ff

5 Ebenda, S. 131 ff



werden wiederum die Gruppen und Gebilde, denen das Individuum angehört, in Kenntnis gesetzt, denn die Handlungen des Individuums und die darin einbezogene Wahrnehmung bilden selbst nur einen Teil des Gemeinschaftshandelns, das sich im größeren Rahmen abspielt".(1)

So werden in Gruppen durch Homogenisierung der Kommunikationsabläufe Symbole modifiziert und moduliert. Durch die Übernahme von Haltungen und normativer Orientierungen vieler bildet sich nach und nach der "generalisierte Andere" in einem selbst.(2) Wahrnehmung ist also die Grundlage der Erfahrung, Erfahrung im Sinne der symbolisierten Übernahme von Haltungen anderer die Grundlage der personalen Identität; nach Mead gibt es keine Identität ohne Erfahrung.(3)

Das Wesenskriterium der personalen Identität ist nach Mead, daß der Mensch sich selbst zum Objekt wird. Der dazu notwendige symbolische Dialog vollzieht sich in Form von intelligenten Abläufen (Denken) zwischen dem "I", der kreativen, umweltunabhängigen Instanz und dem "me", dem generalisierten Anderen.

Hierin unterscheidet sich der Mensch vom Tier, denn nur dieser ist nach Mead in der Lage, sich selbst zum Objekt zu werden und gegebenenfalls Handlungen aufzuschieben, solange noch die Bedeutungen und Konsequenzen des von ihm beabsichtigten Tuns unter dem Aspekt der vermuteten Reaktionen Anderer geprüft werden müssen.(4) Die Umweltimmanenz des Tieres wird also durch den intrapersonalen Dialog ersetzt.

Das Resultat des intrapersonalen Dialogs zwischen I und me manifestiert sich im "self", der personalen Identität des Menschen.(5)

---

1 Strauss, A. (Hrsg.): Sozialpsychologie, Einleitung; Darmstadt 1976

2 Vgl. Mead, G.H.: Geist., a.a.O., S. 177 ff

3 Ebenda

4 Ebenda

5 Ebenda

Genetisch gesehen entwickelt sich das self vor allem aus dem me, das I hat lediglich korrigierende Funktionen.(1)

Mead stimmt hierbei Comte zu und argumentiert ähnlich wie z.B. Durkheim, wenn er das Individuum weitgehend als Resultante der Gesellschaft sieht und nicht umgekehrt.(2) Danach übernimmt das Kind zuerst spontan die Rollen anderer und organisiert sie noch nicht zu einem eigenen Persönlichkeitsbild. Erst im Laufe der Zeit entwickelt das Kind eine strukturierte Organisation von Haltungen, wobei die Qualität der Organisation vom I bestimmt wird. Das I tritt aber erst auf der Basis primärer und spontan übernommener Rollenmuster zutage.(3)

In der Auseinandersetzung mit Wundt macht Mead seinen Standpunkt deutlich.(4) Das Potential, das den Menschen überhaupt befähigt, sich selbst zum Objekt zu werden und personale Identität zu bilden, ist auf evolutionärem Wege erworben. In der Auseinandersetzung mit Darwin, Spencer und Lamarck und in der Abgrenzung zu den "statischen" Wissenschaften wie Biologie und Geologie kommt Mead zu dem Schluß, daß sich die Reize, "die die wirbellosen Tiere in Bewegung halten, auf solche des Geruchs und der unmittelbaren Berührung" beschränken.(5) Allerdings **besitzen auch Tiere Gesten, mit denen sie sich verständigen:** So kann man vom Blecken der Zähne des Hundes auf seine Wut schließen, aber ohne annehmen zu können, daß er die Zähne zeigt, um seine Wut auszudrücken - das nämlich würde einen intrapsychischen Dialog des Hundes voraussetzen. Jedes Tier

---

1 Vgl. Mead, G.H.: Geist, ..., a.a.O., S. 177 ff

2 Ebenda

3 Ebenda

4 Vgl. ebenda, S. 81 ff

5 Ders. in: Strauss, A.: Sozialpsychologie..., a.a.O., S. 76

bleibt aber nach Mead innerhalb des instinktgesteuerten Reiz-Reaktionsmechanismus gefangen. Nur das menschliche Wesen hat die Fähigkeit "zur Beantwortung der Gesten, durch die andere Wesen ihm die Reize induzieren, auf die es reagieren soll, sie in eine Gemeinschaftsaktivität einzubeziehen". Und:

"Sofern jemand gegenüber anderen solche gemeinsamen Charakterzüge offenbart, offenbaren sie sich ihm selber".(1)

Die enge Verflochtenheit zwischen Individuum und Gemeinschaft wird hier deutlich, welche bei den Tieren nicht gegeben ist:

"Es gibt kein Anzeichen dafür, daß die Handlung eines Tieres für ein anderes zum Reiz wird, das gleiche zu tun. Es gibt keine direkte Nachahmungsstätigkeit. Unter den Menschen jedoch scheint eine Tendenz zur Nachahmung zu bestehen, insbesondere von vokalen Gesten".(2)

Diese Nachahmungsbereitschaft ist aber die Voraussetzung für die Internalisierung von gruppenspezifischen Symbolen, welche zur Übernahme von Rollenmustern von Bedeutung sind. Diese Rollenmuster sind die Haltungen anderer, der Bezugsgruppe(n), die sich im me repräsentieren. Das me wiederum steht als kontrollierende Instanz in enger Korrespondenz mit dem I, dem sich neben dem me entwickelndem, kreativen und spontanen Teil der Persönlichkeit. Durch den Dialog zwischen I und me kann sich der Mensch selbst zum Objekt werden, was den gravierendsten Unterschied zu den Tieren darstellt. Nach Mead sind dann physiologische Erfahrungen wie Schmerz, Gaumengenuß u.a. nur organismische Erfahrungen, nicht Erfahrungen des eigenen Selbst. Nur im sozialen Prozess kann sich ein Selbst entfalten - dies ist aber nur beim Menschen möglich.(3)

Der intrapsychische Dialog des Menschen, der Erfahrungen verarbeitet, Haltungen produziert, Reaktionen des Anderen antizipiert (was möglich ist, weil der "generalisierte Andere" im me enthalten ist und darauf abgestimmte Handlungen programmiert) ist die Quelle des Geistes, der reflektiven Intelligenz. In der Auseinandersetzung mit Wundt kommt Mead zu dem Schluß: "Geist

---

1 Mead, G.H. in: Strauss, A.: Sozialpsychologie..., a.a.O., S. 251

2 Ebenda, S.135

3 Vgl. ders.: Geist...a.a.O., S. 177 ff

entsteht aus der Kommunikation durch Übermittlung von Gesten innerhalb eines gesellschaftlichen Prozesses oder Erfahrungszusammenhangs - nicht die Kommunikation durch den Geist".(1)

Die Kommunikation durch die Übernahme (Nachahmung) von Rollen und Haltungen ist aber evolutionistisch bedingt; die Möglichkeit zur Kommunikation besteht erst, wenn Rollenmuster Anderer verinnerlicht werden. Dies setzt voraus, daß eine genetisch bedingte Bereitschaft zur Nachahmung besteht, welche Mead auch ausdrücklich betont.(2)

Um sich von einer reinen Reflexologie zu trennen, genügt es m.E. nach nicht, einen Imitationseffekt als einziges Unterscheidungskriterium zu konstatieren, sondern die Möglichkeit der Einfühlung müßte zusätzlich gegeben sein. Mead betont dies wohl deshalb nicht zu stark - obwohl er am Rande von empathischen Fähigkeiten spricht - um nicht zu sehr in psychoanalytische Kategorien abzugleiten. Genetisch gesehen entwickelt sich Geist nach Mead also nach folgendem Kausalnexus:

Imitationsmöglichkeit mit der Tendenz zur Einfühlung, spontane Übernahme von Rollen und Haltungen Anderer, Strukturierung dieser Kategorien zum generalisierten Anderen, damit Konstituierung des me, daneben persönliche Spontanität, welche Manipulation bewirkt (I), Dialog zwischen I und me, Manifestation des Selbst (self) und damit von Geist.

Eine genauere Genese des I bleibt bei Mead unklar. Das I zeigt sich in der individuell unterschiedlichen und spontanen Reaktion auf das me; eine detailliertere Beschreibung des I ist nicht zu finden.

Zur Entwicklung und Funktion des me läßt sich nach Mead noch folgendes sagen: Es gibt "eine leicht erkennbare Grundlage für die spezifische Reaktion, die wir kleinen Dingen gegenüber haben: unsere Elternreaktion wird ausgelöst".(3)

Mead erkennt den Beginn der Rollenübernahme und Identitätsbildung in der Kindheit, die Ausgestaltung der Identität unter-

---

1 Mead, G.H.: Geist..., a.a.O., S.89

2 Vgl. ders. in: Strauss, A.: Sozialpsychologie, a.a.O., S. 45 ff

3 Ders.: Geist..., a.a.O., S. 227

liegt allerdings einem Entwicklungsprozess anhand der Erfahrung - ohne Erfahrung entwickelt sich keine Identität.

Kinder erfahren danach ihre Umwelt zuerst unmittelbar, ohne daß es zunächst zu einer Identitätsbildung kommt. Die "Identität, die für sich selbst Objekt werden kann, ist im Grunde eine gesellschaftliche Struktur und erwächst aus der gesellschaftlichen Erfahrung".(1)

Erst im Spiel tritt nach Mead die Neigung auf, andere Rollen zu übernehmen und im Spiel die angenommene Rolle zu stimulieren sowie zu kontrollieren. Erst wenn das Spielen zu einem zusammenhängenden Ganzen wird, tritt die Tendenz zur generellen Rollenübernahme auf, kraft derer die eigenen Handlungen im Hinblick auf hypothetische Reaktionen des Anderen kontrolliert werden. "Das spielende Kind muß hier bereit sein, die Haltung aller in das Spiel eingeschalteten Personen zu übernehmen, und diese Rollen müssen eine definitive Beziehung zueinander haben."(2) Die Kinder übernehmen also spezielle Attitüden von Kameraden und ihnen bekannten Personen (hauptsächlich der Eltern) und im Spiel werden die Perspektiven anderer erprobt.

Durch die gleichbleibende Erfahrung personenspezifischer Erwartungs- und Handlungsmuster werden erst individuelle, dann gruppenspezifische Haltungskategorien anderer verinnerlicht, und das Kind internalisiert den generalisierten Anderen.

Durch die Primärgruppe gewinnt das Kind also sein Basis-mo, und in diesem Zusammenhang wird der oben genannte Ausspruch verständlich.

Helle meint, daß Mead die Chance gehabt habe, den Begriff der "Perspektive" in unterschiedlichen sozialen Gebilden anzuwenden, so daß dieser Terminus, makrosoziologisch angewandt, zugleich als "subjektiv gemeinter Sinn" und als "objektive Realität" des Handelns hätte gelten können.(3)

---

1 Mead, G.H.: Geist..., a.a.O., S. 182

2 Ebenda, S. 193

3 Helle, H.: Verstehende Soziologie, a.a.O., S. 77

Der bei Kindern häufig zu beobachtende fiktive Spielkamerad liefert nach Mead dem Kind die Kontrolle der Erfahrungen im Spiel. Es erwirbt die Möglichkeit, bei sich selbst Reize zu induzieren, wodurch ihm vorhandene Haltungen und Reaktionen der anderen ausgelöst und somit zu eigenen werden.(1)

Hier zeigt sich, wie verquickt Mead die Herausbildung der Identität mit gesellschaftlichen Gruppen sieht – hauptsächlich mit den Primärgruppen; allerdings unterscheidet Mead kaum zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppierungen.

Mead schreibt (es müßte heißen: "sagt", da er selbst nichts veröffentlicht hat): "Die Organisation und Vereinheitlichung einer gesellschaftlichen Gruppe ist mit der Organisation und Vereinheitlichung einer jeden Identität identisch, die sich aus dem gesellschaftlichen Prozess heraus entwickelt, in den diese Gruppe eingeschaltet ist oder den sie ablaufen läßt".(2)

Einen großen Stellenwert hat nach Mead auch der Kindergarten. Er kombiniert Merkmale von verschiedenen Rollen wie Vater, Mutter, Kinder, Kindergärtnerin oder anderer Lehrfiguren und bringt sie in eine solche organisierte Beziehung zueinander, daß sie den Charakter des kleinen Kindes formen.(3)

Zwei Formen der Entwicklung des me lassen sich hier erkennen, die zusammengenommen gewissermaßen einen Konsens zwischen gesellschaftlichen Kleingruppen und Großgruppen bilden:

1. Die Bildung des me durch eine Organisation der Haltungen der Anderen dem betreffenden Selbst gegenüber in den spezifischen gesellschaftlichen Handlungen, an denen es teilhat und
2. Die Bildung des me ebenfalls durch eine Organisation der gesellschaftlichen Haltungen des verallgemeinerten Anderen oder der gesellschaftlichen Gruppe als ganzer. Verallgemeinerte Haltungen bezüglich der Großgruppe und deren Mitglieder werden als solche wieder übernommen.

---

1 Vgl. Mead, G. H.: Geist..., a.a.O., S. 192

2 Ebenda, S. 186

3 Vgl. ebenda, S. 192 ff

Nach Mead gibt es die verschiedensten Identitäten, die den verschiedensten gesellschaftlichen Reaktionen entsprechen. Der gesellschaftliche Prozess selbst ist für das Auftreten der Identität verantwortlich; als Identität ist sie außerhalb dieser Erfahrung nicht vorhanden. (1)

Wie bemerkt, ist die Identität des Kindes aber einem Entwicklungsprozess unterworfen. Das Kind tut mal dies, mal das: "man kann nicht annehmen, daß alle seine Aktionen die darauffolgenden Aktionen bestimmen werden. Es ist nicht in ein Ganzes organisiert. Das Kind hat...keine definitive Persönlichkeit".(2) Diese entwickelt sich erst im Wettkampf und im Spiel ("game" und "play"). Im Wettkampf tritt das Kind "ständig in Organisationen ein, die zu bestehen beginnen und sich wieder auflösen". Das Kind wird jemand, das "in einem organisierten Ganzen funktionieren kann, und neigt daher dazu, sich in seiner Beziehung zu der Gruppe, der es angehört, zu bestimmen".(3)

Im Gegensatz zur Gewohnheitsbildung bestimmt eine Struktur von erfahrenen Haltungen die Identität, aufbauend auf das *me*.

Frühe Spielhandlungen, in denen bereits provisorisch Rollenübernahmen geübt werden, gehen nach Mead dem Spracherwerb voraus. Dem Induzieren durch Sprache geht in der frühen Kindheit ein langer Prozess voraus, in dem durch spielerisches Verhalten wechselnde Haltungen selbst intendiert werden.(4)

Das Kind ist hier allerdings noch nicht in der Lage, sich selbst Objekt zu sein und ist ergo noch keine definitive Persönlichkeit. Erst die Organisation von Reaktionen anderer fordert ein handelndes Subjekt, das seine Handlungen auch auf die eigene Person richtet.

Die Möglichkeit, sich selbst Objekt zu sein, erfordert ein impulsives, kreatives Element, das *I*. Das *I* repräsentiert nach Mead die impulsiven, organisch bedingten und die inhärenten

---

1 Vgl. Mead, G. H.: Geist..., a.a.O., S. 184 f

2 Ebenda, S. 201

3 Ebenda, S. 203

4 Vgl. ebenda, S. 203 ff



Haltungen von anderen modifizierenden Seiten des Ich. Es reagiert auf die vitalisierten Forderungen des me und tritt in einen Dialog mit diesem. Dieser Dialog ist hauptsächlich durch Sprechen möglich. Anhand des Austausches signifikanter (Sprach-) Symbole zwischen I und me entstehen Identität, Person und auch Individualität. So bilden sich in der symbolischen Interaktion zwischen der einen Person und den anderen Personen und zwischen den intrapsychischen Instanzen I und me diese grundsätzlichen Kategorien. Indem man anhand signifikanter Symbole und deren Assoziation Haltungsmuster anderer Personen, die im me verankert sind, ins Bewußtsein ruft, erwägt man im symbolischen Dialog zwischen I und me die selbst antizipierte Handlungsweise. Dieser internalisierte Dialog erlaubt, das Handeln an der Zukunft zu orientieren und mögliche Reaktionen des Anderen voranzuhaken.

Zur genaueren Interpretation der Funktionsweise des me muß nochmals auf Genese und Stellenwert des I zurückgegangen werden: Mead steht den Ursprung des I in einem organisch bedingten, individuell unterschiedlichen Impuls. "Der Impuls ist etwas, was sich zumindest als Reaktion des Organismus selbst auffassen läßt".(1) Dieser Impuls ist zwar genetisch präformiert, seine Auslösung erfährt er aber erst durch die Entwicklung des me, dessen Komplement er in einer je spezifischen Reaktion darstellt: "Das me ruft das I nicht nur hervor, sondern es reagiert auch darauf".(2) Das me stellt also eine historische Figuration dar, während das I die organisch bedingte, individuelle und präsente Instanz ist, die großenteils als reaktiv zu verstehen ist. Das I hat allerdings auch einen futuristischen Aspekt, indem es am me kontrollierte Handlungsmöglichkeiten antizipiert.

Identität und Personsein bestehen also aus einer Synthese zwischen gesellschaftlicher Kontrolle und organisch-individueller Spontanität: "Gesellschaftliche

---

1 Mead, G.H. in: Strauss, A.: Sozialpsychologie, a.a.O., S. 120; vgl. dazu: Movement of Thought, S. 386 - 404

2 Ebenda, S. 121



Kontrolle ist der Ausdruck des 'Ich'(me/L.B.) im Gegensatz zu dem des 'Ich'(I/L.B.). Sie bestimmt die Grenzen, sie liefert die Motivation, die das 'Ich'(I/L.B.) sozusagen in die Lage versetzt, das 'Ich'(me/L.B.) für alle vorteilhaften Tätigkeiten einzusetzen".(1)

Wie aber kommt der das impulsive und evtl. auch kreative Handeln auslösende Impuls zustande? Nach der sozialbehavioristischen Sicht Meads wird das I durch eine Störung des Organismus hervorgerufen, der in ein defizitäres Verhältnis zur Umwelt geraten ist.(2) Ärger, Hunger, Angst u.s.w. können solche Störungen sein. Dies erscheint recht animalistisch, weshalb – auch hinsichtlich etwaiger autonomer Qualitäten des me –(3) die Möglichkeit individuellen Handelns nach Mead noch kurz umrissen werden soll:

Identität kann erst dadurch erreicht werden, daß das eigene Handeln nach der Handlung reflektiert wird. Das ergibt sich einmal aus der Tatsache, daß ich, indem ich etwas jetzt tue, leidenschaftlich engagiert und nicht theoretisch interessiert bin; zum anderen aus der Genese der die Identität und Person bildenden symbolischen Interaktion – der Reaktion des I auf vorangegangene Erfahrungskategorien des me. Eine Annahme des Pragmatismus besagt, daß Denken eine latente und komprimierte Form des Handelns sei, welches aber erst eintritt, wenn die offene Aktivität unterbrochen wird. Die Spontanität der freien Aktivität ist also nur ohne Denken möglich. Zwar ist Denken beim Handeln möglich, aber man denkt nicht, daß man handelt. Handeln und handlungsbezogenes Denken fallen also auseinander. Denken als Möglichkeit der Identitätsbildung durch den intrapsychischen Dialog kann also in zweierlei Hinsicht geschehen: einmal teleologisch als Antizipation der Konsequenzen der Handlungsalternativen – wobei die Spontanität eingeschränkt wird – und einmal reflektiv nach dem Handeln als eingeschränktem Erfahrungswert.(4) Durch diesen eingeschränkten Erfahrungswert wiederum kann das me verändert werden, wodurch ebenso die

---

1 Mead, G.H.: Geist..., a.a.O., S. 254 f

2 Vgl. ebenda. S. 216 ff

3 Autonome Möglichkeiten bzw. Freiheitsgrade des Denkens oder Handelns bedeuten auch immer ethisch-moralische Verantwortung.

4 Vgl. Brumlik, M.: Der symbolische Interaktionismus und seine pädagogische Bedeutung, S. 30 f; Frankfurt 1973

Identität verändert wird. Allerdings wirken die internalisierten Erwartungen des me bereits wahrnehmungsselektiv, sodaß neue Sinneseindrücke nie das Objektive an sich erfassen. Das "Ding an sich" existiert aber bei Mead nicht, da das Objektive zwar unabhängig von Bewußtsein und Erfahrung bestehen kann, zum Objekt als Sinnträger aber erst in bezug zum interpretierenden Subjekt wird; Wahrnehmungsselektion wird nicht als Manko aufgefaßt, sondern sie ist zur Objekt- und Realitätsveränderung im Sinne der gesellschaftlichen Weiterentwicklung notwendig. Die Wahrnehmungsselektion ist als solche ebenfalls variabel, da neue, das me verändernde Eindrücke nicht völlig eliminiert werden und das so veränderte me wiederum die Wahrnehmung verändert. Hier zeigt sich die enge Verflochtenheit von Subjekt und Objekt, von Identität und Gesellschaft.

Das I allerdings reduziert sich in dieser Sicht auf den spontanen Impuls des Organismus, der einer immerwährenden Kontrolle des me unterworfen ist.(1)

Weil, wie dargestellt, Identität nur zeitperspektivisch zu erfassen ist und ein antizipatorisches Element beinhaltet, Identität aber auch eng an die Objektdefinition gebunden ist, verhilft die Identitätsveränderung auch zur Objektveränderung, ebenso wird Identität retrospektive - nach der Handlung - durch Reflexion und Erfahrung verändert.

Läßt sich nun trotz der Umweltabhängigkeit des me ein autonomer Spielraum des Handelns konstatieren?

Kolb und Becker haben die Theorie Meads dahingehend kritisiert, daß sie zwar Konformität, nicht aber individuelles Verhalten erklären kann.(2) Dem muß in letzter Konsequenz zugestimmt werden,

---

1 Vgl. Mead, G. H.: Geist..., a.a.O., S. 236 ff

2 Kolb, W.: Critical Evaluation of Meads I and me Concepts, in: Social Forces, Bd. 22, S. 291 - 296; 1944

Becker, H.: Trough Values to Social Interpretation, Durham/ North Carolina 1950

wenn auch oberflächlich betrachtet folgende Freiheitsgrade gesehen werden könnten:

- a) die Residualkategorie des I ist orangengebunden und personen-spezifisch unterschiedlich ausgestaltet
- b) die Entwicklung des me ist durch verschiedene Umwelterfahrungen individuell unterschiedlich
- c) die Interaktionsmuster zwischen I und me sind als Resultante von a) und b) ebenfalls unterschiedlich (das self).

Dies alles kann zwar individuelles Handeln erklären, aber keine von diesen endogen-mechanistischen und exogen-determinierten Vorgängen relativ abgelöste und echte Autonomie. Zwar betont Mead immer wieder die Möglichkeit der persönlichen Einflußnahme auf die Umwelt, doch resultiert diese lediglich aus dem kognitiv nicht steuerbaren biologischen Impuls des I, der auf vorgegebene Umweltbedingungen reagiert. Damit läßt sich entgegen dem Anspruch Meads das Bedingungsgefüge des Handelns weitgehend funktionalistisch erklären.

Der Autonomiebegriff steht im engen Zusammenhang mit der Frage, ob selbstverantwortliches und damit moralisch zu begründendes Handeln möglich ist oder nicht. Da Mead explizit darauf Bezug nimmt und seine diesbezüglichen Aussagen seinen Handlungs- und Autonomiebegriff verdeutlichen helfen, soll noch kurz darauf eingegangen werden:

Mead verwirft den Kantischen kategorischen Imperativ, da er in neuartigen Situationen versagt, in denen eine persönliche moralische Entscheidung gefordert wird.<sup>(1)</sup> Der Fehler in einer - nach Mead utilitaristischen - Moraltheorie ist, daß nur die Form des Handelns verallgemeinert wird, nicht das Objekt. "Wünscht man... das Objekt selbst, so wünscht man etwas, dem man eine allgemeine Form geben kann; wünscht man ein solches Objekt, so kann das Motiv selbst genauso moralisch sein wie der Zweck. Dann verschwindet die Kluft, welche die Handlung zwischen dem Motiv und dem gewünsch-

---

1 Mead, G. in: *Evolution Becomes a General Idea*, a.a.O.

ten Zweck aufreißt".(1) Und: "Eine Person, die alle Schritte unternimmt, um ein bestimmtes Ergebnis zu erzielen, sieht das Ergebnis in den einzelnen Schritten. Dadurch wird man moralisch oder unmoralisch, dadurch unterscheidet sich ein Mensch, der tatsächlich das zu tun gedenkt, was er zu tun behauptet, von jenem Menschen, der einfach nur 'gut meint'".(2)

Wenn das Objekt wertvoller wird, wird also auch das Motiv wertvoller; sobald das wertvolle Objekt im Motiv enthalten ist, beginnt moralisches Handeln. Was aber ist ein Motiv?

Nach Mead war bei den Utilitaristen das alleinige Motiv die Lust, die im Zusammenhang mit der Erfüllung eines Wunsches auftritt.(3) Mead setzt an diese Stelle den Impuls als genetisch begründete, mögliche Quelle des Glücks, der sich auf den Zweck selbst richtet. Die Impulse an sich werden als moralisch rein gesehen (4), das Problem erwächst nur "aus der Bestimmung jener Ziele, auf die unsere Handlungen gerichtet sein sollten".(5) Das Ziel sollte demnach so beschaffen sein, daß der ursprüngliche positive Impuls eine positive Verstärkung erfährt und nicht pervertiert wird.(6)

Als Beispiel nennt Mead:

"Beginnt sich eine Person für andere Personen zu interessieren, so kann sie erfahren, daß dieses von ihr gehegte Interesse ihr Motiv vertieft und andere Motive erweitert".(7)

---

1 Mead, G.H.: Geist..., a.a.O., S. 433

2 Ebenda, S. 434

3 Vgl. ebenda

4 Ebenda, S. 216 ff

5 Ebenda, S. 434

6 Vgl. ebenda, S. 434 ff

7 Ebenda, S. 435

Dieses auf dem natürlichen Impuls basierende, moralisch zu bewertende Motiv ist aber nur dann wirklich wertvoll, wenn es mit dem Gemeinwohl identisch ist.<sup>(1)</sup> Gesellschaft und natürlicher Impuls entsprechen sich also in ihrem moralischen Kondensat. Ethisch-moralisch begründetes Wohlfühlen ist nur im gesellschaftlichen Bezug zu finden.

Hier zeigt das Denken Meads einen hedonistischen Aspekt, der ihn die Frage nach moralisch zu bewertendem Verhalten relativ einfach lösen läßt: Das I als natürliches Residuum liefert die an sich moralischen Impulse, die durch das me einer zusätzlichen Kontrolle dergestalt unterworfen sind, daß sie sich gesellschaftlich opportunistisch ausgestalten. Da die Beeinflussung und Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse nach Mead möglich ist, so ist auch subjektiv verantwortetes Handeln möglich.

Hier besteht m.E. ein nicht zu übersehender Zirkelschluß, da sich moralisch begründetes Handeln weder aus der Genese der personalen Identität noch aus der Qualität der Impulse ableiten läßt. Die Entwicklung der Kategorien me und I ermöglicht zwar individuelles Handeln, aber eben nicht subjektiv verantwortetes Handeln. Ebenso wenig hilft die Annahme eines natürlichen Impulses zur Erstellung einer ethisch-moralischen Kategorie, denn was von Natur aus gut ist, bedarf keines ethischen Überdenkens; der Mensch ist sozusagen für sein Gutsein nicht verantwortlich und daran unschuldig.

---

<sup>1</sup> Vgl. Mead, G. H.: Geist..., a.a.O., S. 426

### 5.1.2. Zur näheren Definition und Kritik des Personmodells

#### G.H. Meads

Während Freud noch in Kantischen Kategorien verharret, entwickelt Mead den philosophischen Pragmatismus zu einer sozial-behavioristischen Sicht, in der die Objekte in ihrer Bedeutung nicht mehr vom Subjekt zu trennen und daher veränderbar sind. Zwar gibt es Objekte unabhängig von der physischen Welt, doch sind diese solange bedeutungslos, wie sie nicht in Beziehung zum Individuum treten, wodurch sie den je spezifischen Symbolgehalt und damit Bedeutung erhalten. Realität, die sich hierbei entwickelt, ist für Mead ein symbolisches Kontinuum. Fühlte sich Freud ausschließlich den Naturwissenschaften verpflichtet – besonders der Psychophysik – so setzt sich Mead mit einer Koryphäe der frühen Experimentalpsychologie, mit W. Wundt, auseinander, ebenso aber auch mit idealistischen Strömungen, für die es keine festen Formen mehr gibt.

Wie Freud akzeptiert Mead wesentliche Teile der Evolutionstheorie Darwins, zusätzlich ist Mead aber auch vom Sozialdarwinismus Spencers beeinflusst. Außer diesem Bewußtsein ist beiden auch ein gemeinsames biologisches Fundament eigen: die Triebe bei Freud, die Impulse bei Mead. Ganz im Sinne Rousseaus und des späteren Idealismus sind diese archaisch-vitalen Kräfte grundsätzlich positiv zu bewerten, die Gesellschaft muß – im Unterschied zu Rousseau – allerdings zu ihrer Veredelung beitragen.

Weiterhin ist Mead den amerikanischen Philosophen W. James, J. Dewey und Ch. S. Peirce verpflichtet. Peirce z.B. hat in der Auseinandersetzung mit dem Cartesianismus pragmatische Positionen eröffnet, die denen Freuds widersprechen: Beispielsweise wird das Vermögen des Menschen zur Introspektion und Intuition verneint.

Im Unterschied zu den Trieben Freuds ist das I als biologischer, an sich positiv zu wertender Impuls ohne primäre sexuelle Brisanz und ohne eine genauere Definition evolutionär-organisch konstatiert. Diese neutralen Vitalimpulse bergen daher weniger tendenziöse Eigenschaften und ein geringeres Konfliktpotential als die Triebimpulse Freuds. Folglich ist das me z

anders als bei Freud das Ich - keine aus realitätsangepaßten, triebabwehrenden Mechanismen resultierende Konstruktion, sondern der sich langfristig und ohne wesentliche im me selbst rivalisierende Tendenzen bildende generalisierte Andere. Sowohl was den Zeitpunkt der Entstehung, den Prägungsgrad und die sexuelle Affinität betrifft zeigen sich bei Mead Unterschiede zu Freud bzw. zur dynamischen Psychologie an sich. Da die I-Impulse bei Mead als primär neutral gelten können, entsteht, wie erwähnt, nicht das Problem der Abwehrmechanismen wie bei Freud: bei Freud zwingt das Realitätsprinzip zur Anpassung, bei Mead der internalisierte Andere. Der internalisierte Andere ist aber ein gesellschaftlicher und genereller Erfahrungswert, während der Aufbau des Ich und des Über-Ich als weitgehend gesteuerte Reaktion auf realitätsinadäquate Sexualimpulse gelten kann. Die Verknüpfung zwischen Individuum und Gesellschaft ist bei Mead daher wesentlich umfassender und unmittelbarer als bei Freud und den Ich-Psychologen.

Die These der libidinösen Objektbesetzung bei Freud erhält ein narzistisches Element, das eine Veränderung der Objekte durch Interaktion quasi unmöglich macht; Freud verharrt hier in einer biologischen Sichtweise. Für die Objektbesetzung Freuds steht bei Mead die Objektbeziehung mit der Möglichkeit der Objektveränderung. Anstelle der Unterscheidung bei Freud zwischen Quelle, Ziel und Gegenstand des Triebes steht bei Mead das System des generalisierten Anderen; der Mensch erscheint bei Mead also weit weniger endogen gesteuert, auch noch weit weniger als bei Harman oder Rapaport, da diese, wie oben dargestellt, letztlich ebenfalls in einem Objektdeterminismus verharren und den Menschen als endogen-reaktives Wesen interpretieren. In dem eher statischen Modell der Ichpsychologie ist die Umwelt durch Wahrnehmung und Handlung zwar faßbar, aber kaum veränderbar; entgegen der eher monokausalen und reduktionistischen Sichtweise der Ichpsychologie steht die eher dynamisch-multifaktorielle Sichtweise des symbolischen Interaktionismus Meads.

Analoges kann zur Genese des me gesagt werden: das me erfährt zwar ähnlich wie das Freudsche Über-Ich Prägungsqualitäten in



der Eltern-Kindbeziehung, mindestens ebenso starke aber in der frühen peer-group und durch gelernte fiktive Rollen- und Erwartungsmuster, welche anhand anderer Bezugspersonen quasi mediatisiert werden. Das me ist also ähnlich wie das Über-Ich eine Kontrollinstanz, doch eine Kontrollinstanz rein gesellschaftlicher Natur; trotzdem ist es auch Teil der persönlichen Identität, aber eben der gesellschaftsverpflichtete Teil der persönlichen Identität, die internalisierte Situation einer gesellschaftlichen Gruppe. Das Über-Ich dagegen ist rein individueller Natur insofern, als es zwar durch äußere Bedingungen entstanden ist, aber nur als Reaktion des Ich auf diese Bedingungen und nicht aus deren unmittelbarer Übernahme.

Wenn die Ichpsychologie das Über-Ich als teilweise kollektive Kontrollinstanz deutet, so heißt das nicht, daß Rollen, Normen und Wertvorstellungen der Gesellschaft unmittelbar als solche zum Bestandteil der Persönlichkeit werden, durch eine Pluralität von Individuen vermittelt und mediatisiert, sondern daß als Endergebnis eines komplizierten Systems von Abwehrmechanismen primär Elternideale Introjeziert werden. In diesen Elternidealen spiegeln sich zwar gewisse soziokulturelle Verhaltensmuster, doch sind die Entstehung des Freud'schen Korrekturschemas sowie sein Funktionieren durch und durch von individuellen und spannungshaften Beziehungen durchdrungen. Eine objektive Übernahme soziokultureller Verhaltensmuster geht hierbei verloren; gerade daraus ließe sich aber die - m.E. dennoch vermeintliche - moralische Kategorie Freuds ableiten, die beim Mead'schen me nicht postuliert werden kann, da sie sich erst aus der Interaktion zwischen I und me ergeben könnte, sich aufgrund des genetischen Hintergrundes aber auch hier nicht ergibt.

Die Funktionsweise des me läßt sich zur Gänze nur verstehen, wenn erkannt wird, daß bei Mead im Unterschied zu Freud eine Instanz quasi fehlt, nämlich eben die dem Ich entsprechende. Mead verwendet zwar den Terminus "self", doch ist das self keine eigenständige Instanz, sondern es ist eher imaginär, eine Fiktion. Identität und Personsein, welche sich erst durch den symbolischen Dialog zwischen I und me herauskristallisieren,

sind genetisch auch nicht soweit sui generis abzuleiten wie in der Tiefenpsychologie im Rahmen des Ichbegriffes.(1)

Autonomie und damit auch ethisch-moralische Qualitäten versucht Mead nicht aus dem me, sondern aus dem self abzuleiten, das als Resultante des symbolischen Dialogs die dafür notwendige Reflexionsgrundlage bietet. Ethisch-moralische Kategorien werden bei Mead prozesshaft gewonnen, während sie bei Freud durch die Ausbildung des Über-Ich eher statisch mitgegeben sind. Bei Mead scheint trotz des evtl. fruchtbaren Ansatzes durch den beschriebenen Zirkelschluß dennoch ebenso wenig Raum für tatsächliche Autonomie und Abgelöstheit zu bestehen wie bei Freud; wirkliches ethisch-moralisches Handeln wird damit aber weitgehend eingeschränkt.

Abschließend soll der Personbegriff Meads noch kurz auf das dahinterstehende Menschenbild befragt werden:

Mead geht davon aus, daß das Verhalten des Einzelnen nur im Zusammenhang mit der Gruppe, deren Mitglied es von Anfang an ist, verstanden werden kann: "Das heißt also, daß wir das Verhalten des Individuums im Hinblick auf das organisierte Verhalten der gesellschaftlichen Gruppe erklären, anstatt das organisierte Verhalten der gesellschaftlichen Gruppe aus der Sicht des Verhaltens der einzelnen Mitglieder erklären zu wollen".(2)

Personsein erscheint damit eher als Produkt der Gesellschaft und wird intrapsychisch durch den generalisierten Anderen im me realisiert. Die Fähigkeit zum Hineinversetzen in den Anderen ist nach Mead angeboren und wird bereits in der Kindheit deutlich (s.o.). Das I als endogener, umweltunabhängiger Impuls erscheint lediglich als impulsives, dranghaft unbewußtes Regulativ, das ebenfalls biologisch begründet ist.

Entgegen Meads eigener Intention, Geist, Person und Identität als Ergebnis eines interaktionistischen Prozesses zwischen In-

---

1 Mead, G.H.: Geist, a.a.O., S. 81 - 271

2 Ebenda, S. 45

dividuum und Gesellschaft darzustellen, liegt hier die Überlegung nahe, daß die Voraussetzungen dafür doch biologisch und damit eher statisch-funktionell begründet sind. I. Bock fragt, ob es bei Mead über diesen eigentlich biologischen Ansatz hinaus nicht noch eine qualitative Interpretation gibt, welche Personsein und Geistigkeit näher erläutert. Sie kommt zu dem Schluß, daß dies bei Mead nicht zu finden ist:

"Er kommt aufgrund seines behavioristischen Ansatzes, der durch die Beobachtung, wie Kinder die Symbolsysteme der Erwachsenen übernehmen, verstärkt wird, zu der Fehldeutung, daß Geistigkeit, Persönlichkeit, die Voraussetzung der Kommunikation sind, ihr Ergebnis seien. Dabei ist er sich offenbar nicht bewußt, daß er damit die Grenzüberschreitung vollzieht, die er doch ausdrücklich ablehnt. Sein Rückschluß auf Geist durchbricht die Grenzen, die ihm sein Ansatz steckt, ebenso wie es seine Theorie macht, die Geist voraussetzt".(1)

Im Zusammenhang ihrer Auseinandersetzung über die Bedeutung menschlicher Kommunikation für die Pädagogik kritisiert I. Bock vor allem die Ableitung des Personbegriffs aus gesellschaftlichen Gegebenheiten: einmal die nicht näher begründete biologische Basis menschlichen Personseins, welche sich ganz im I und als konstituelle Möglichkeit zur Intuition und Kommunikation im me zeigt, zum anderen die sozialbehavioristische Sicht, daß die Gesellschaft, welche vom me repräsentiert wird, als korrespondierender Partner des I Personsein und Geist erst ermöglicht. "Mead postuliert, daß der einzelne trotz dieser Bestimmung durch die Gesellschaft, die das Ich (I L.R.), die kognitiv verstandene Identität, den Geist und das Bewußtsein ausformt und inhaltlich füllt, doch die Fähigkeit habe, der Gesellschaft zu antworten und sie möglicherweise auch zu einer Änderung zu veranlassen. Hier wird nach dem Vorhergehenden aber nicht mehr deutlich, woher diese Fähigkeit resultieren soll. Die Frage, wie aus dem ICH (me L.R.) wieder etwas Eigenständiges hervorgeht

---

1 Bock, I.: Kommunikation und Erziehung, S. 234; Darmstadt 1978

bleibt ungelöst. Im Gegenteil, das Ich (I/L.B.) wird vorausgesetzt. Es beinhaltet die Möglichkeit, auf das ICH (me/L.B.) zu reagieren. Zugleich soll es unbewußt sein. Wird es damit aber nicht zu einer Instanz, die vor der Formung durch den 'generalisierten Anderen' besteht"?(1)

Der intrapsychische Dialog erscheint danach also gleichzeitig als Voraussetzung und Folge für Reflexion, Geist, Identität und Personsein. Die intrapsychische Kommunikation bedingt die Verinnerlichung der äußerlichen roles of the others, ist aber auch eine Folge davon. Mead selbst scheint diese Tautologie nicht erkannt zu haben. Nach I. Bock müßte der Weg weniger von der Gesellschaft zu Person und Geist verlaufen, wie dies bei Mead der Fall ist, sondern eher umgekehrt.

Das Problem ergibt sich vor allem aus der voraussetzungslosen Konstituierung von Gesellschaft als bedingende Größe des Personseins bei Mead. Das I als biologisch bedingter, unbewußter reaktiver Impuls auf das gesellschaftsbedingte me erscheint als zu wenig, um individuelle Einmaligkeit oder gar Geist als gesellschaftsverändernde Größe zu begründen. Mead bemüht sich zwar um eine eher inetaktionistische Sicht, wenn er beispielsweise schreibt: "Wir sind durch die Gemeinschaft nicht einfach gebunden. Wir stehen in einem Dialog, in dem unsere Meinung von der Gesellschaft angehört wird; ihre Reaktion wird davon beeinflußt. Das gilt besonders in kritischen Situationen".(2) Individuell reagieren kann nach Mead aber nur das I. Das Postulat des reinen Reagierens schließt aber bereits echte Einmaligkeit als Bedingung des menschlichen Personseins ebenso wie unabhängige, schöpferische Handlungen aus. Zudem bleibt unklar, woher das I diese Möglichkeit haben soll. Wird diese Möglichkeit aber, wie Mead es wohl meint, aus dem Interaktionismus zwischen I und me abgeleitet, ist man wiederum bei der oben geschilderten Tautologie anbelangt.

Nach I. Bock liegt das eigentliche Problem "in dem Verständnis des Menschen, das Mead seiner Arbeit zugrunde legt. Ein Organismus, der auf Situationen reagiert, ist nicht Person, die zwar

---

1 Bock, I.: Kommunikation, a.a.O., S. 236 f

2 Mead, G.H.: Geist..., a.a.O., S. 211

auf andere verwiesen, aber doch einmalig, frei und in sich selbst wertbezogen ist. Die Widersprüche, in die er sich bei seiner Ableitung und Beschreibung des Phänomens verwickelt, haben erwiesen, daß auch er nicht argumentieren kann, ohne indirekt eine Instanz zu postulieren, die die Einflüsse der Umgebung aufnimmt, strukturiert, auswählt und letztlich entscheidet".(1)

Ein weiterer Kritikpunkt wäre an der Konstruktion des generalisierten Anderen, der durch das me repräsentiert wird, anzusetzen. Nach Mead geschieht die Übernahme dieser generellen gesellschaftlichen Rolle beim Kind hauptsächlich durch das Spiel mit anderen Kindern, durch die Eltern und späteren anderen Bezugspersonen. Die Frage entsteht nun, was die generalisierte Rolle überhaupt ist, ob sie durch diese Personen generell gleichartig als synonyme Rollenkomplex mediatisiert wird - was zumindest in einer pluralistischen Gesellschaft unwahrscheinlich ist - oder ob der Einzelne in der Lage ist, verschiedene Rollen Aspekte und Rollenunterschiede zu unterscheiden, zu organisieren und zu einem individuellen Bedeutungsmuster zu synthetisieren. Es stellt sich dann die Frage, welche Instanz dies im Einzelnen leisten soll. Es bleibt nur das I, das für diese äußerst komplexe Aufgabe nach obiger Definition ungeeignet erscheint.

Eine weitere Schwierigkeit bei der These des generalisierten Anderen zeigt sich so: der internalisierte generalisierte Andere macht es nach Mead möglich, wahrscheinliche Reaktionen und Handlungen des Anderen in der eigenen Person antizipatorisch vorwegzunehmen und das eigene Handeln bereits auf diese Möglichkeit hin auszurichten. Dies bedeutet mehr als bloßen Interaktionismus: die These besticht auf den ersten Blick durch die hier postulierte enge komplementäre Interdependenz beim kommunikativen Prozess, im weiteren zwischen Subjekt und Objekt, welche beinahe eine symbiotische Verschmelzung erfahren. Bei näherer Überlegung bleiben aber einige Unklarheiten bestehen: antizipatorisches Handeln in diesem Sinne setzt entweder eine

totale Interpersonale Identität voraus, wobei Individualität als wesentliches Kriterium menschlichen Personseins nicht erklärt werden könnte, oder aber antizipatorisches Handeln in diesem Sinne kann fehlerhaft sein, die Kongruenz kommt nicht zustande, dann stimmt aber die These des generalisierten Anderen nicht mehr. Zudem bleibt unklar, woher sich dann die individuellen Unterschiede ableiten lassen sollen.

Ohne das Verdienst Meads schmälern zu wollen, intensiv und eingehend auf die enge Veflochtenheit zwischen Individuum und Gesellschaft hingewiesen zu haben, besonders, was das gemeinsame Symbolverständnis und die Abhängigkeit gegenseitigen Handelns betrifft, reichen m.E. die Überlegungen Meads doch nicht aus, um das Phänomen der menschlichen Person umfassend genug zu erklären.

Im Zusammenhang mit der TSI sollen noch kurz zwei weitere Autoren zitiert werden, welche gewisse Ergänzungen zum Personbegriff Meads in ihren Theoremen aufweisen.

## 5.2. Das "darstellende Selbst" bei E. Goffman und die Bedeutung für das Menschenbild in der TSI

Goffman unternimmt aus der Perspektive des Theaters seine sozialpsychologische Analyse der vielfältigen Manöver und Alltagsinszenierungen, mit denen sich der Einzelne vor anderen Menschen möglichst vorteilhaft darzustellen versucht. Der Theaterrahmen durchzieht das gesamte Werk Goffmans.

Am Ende seines ersten Bandes: "Wir alle spielen Theater" läßt Goffman die Sprache und die Masken der Bühne fallen, um hinter diesem Gerüst die Struktur sozialer Begegnungen und das "Selbst" sichtbar werden zu lassen.(1)

"...gerade die Struktur unseres Selbst /kann/ unter dem Gesichtspunkt der Darstellung verstanden werden..."(2)

Das darstellende Selbst muß "als eine Art von Bild, meistens ein glaubwürdiges Bild, gesehen /werden/ das durch die Bemühungen des Darstellers...und in seiner Rolle den anderen nahegebracht wird".(3) Somit muß zwischen Rolle und Selbst unterschieden werden, wiewohl in unserer Gesellschaft oft fälschlich eine Gleichsetzung im Konzept des "Selbst-als-Rolle"(4) vorgenommen wird. Somit schreibt das Publikum dem Darsteller ein Selbst zu, das als ein Produkt erfolgreicher Szenen (5) und aller sozialer Konstellationen, die zum Gelingen der Rollenrepräsentation beigetragen haben, (6) Darüber hinaus bleiben nach Goffman dem Darsteller situationsabhängige Spielräume zur Selbstinszenierung (Rollendistanz), die jedoch nur im Rahmen seiner biographischen Identität verstanden werden können, wie Goffman später in "Frame Analysis" anführt.(7)

---

1 Goffman, E.: Wir alle spielen Theater - die Selbstdarstellung im Alltag; München 1969

2 Ebenda, S. 230

3 Ebenda, S. 231

4 Ebenda, S. 230

5 Vgl. ebenda, S. 231

6 Ebenda, S. 230 - 233

7 Ders.: Frame Analysis, Frankfurt 1977



Die Selbstdisziplinierung kann nach Goffman so gut gelingen, daß sie tatsächlich der eigenen Person zu entströmen scheint: "Wenn er /der Apparat der Selbstdisziplinierung L.B. /aber gut geö ist, dann.../gelingt/ die Vorstellung, und das fixierte Selbst, das jeder dargestellten Rolle zugeschrieben wird, scheint seinem Darsteller selbst zu entströmen".(1) "Scheint" deshalb, da dieses fixierte Selbst als Aufgabenstellung durchgängig erhalten bleibt, doch niemals voll erreicht werden kann.(2) Der Charakter des Spielens bleibt also erhalten und kann nicht durch letzte Identifizierung überwunden werden. Goffman hat sich daher bezüglich des Selbstkonzepts mehrfach von der Auffassung Meads abgesetzt. Die Meadsche These, daß der Einzelne die Haltung anderer sich selbst gegenüber einnimmt, sieht er als zu große Vereinfachung an; der Einzelne muß sich nach Goffman vielmehr auf andere verlassen, um das Bild von sich zu vervollständigen, "von dem ihm selbst nur ein Teil zu malen gestattet ist".(3) Demnach muß jeder Versuch fehlschlagen, ein bestimmtes Selbst zu fixieren, da das Bemühen dazu nur über die individuelle Interpretation des Anderen möglich ist, dessen Selbst ebenfalls von der Interpretation der anderen abhängt. Brumlik schreibt in diesem Zusammenhang zu Goffmans Ausführungen: "Jedes Unterfangen, der 'objektiven' Realität der anderen näherzukommen, zerschellt an der Tatsache, daß man selbst zu dieser Realität gehört und sie mit jedem Versuch, sie jetzt zu ergreifen, hier schon verändert".(4)

Goffman konstatiert also die Nichtfeststellbarkeit des eigenen und des fremden Selbst. Sein Interesse liegt daher weniger in einer exakten Definition des Selbst, wie Mead es versucht hat, sondern darin, dieses Selbst in Aktion zu beschreiben. Die Menschen führen demnach ein quasi sektorales Leben, d.h., mit ihren

---

1 Goffman, E.: Wir alle..., a.a.O., S. 231 f

2 Vgl. ebenda, S. 231 ff

3 Ders.: Interaktionsrituale, S. 94, Frankfurt 1971

4 Brumlik, M.: Der symbolische..., a.a.O., S. 86

Rollen wechseln sie auch ständig die zugehörigen sozialen Welten. In jeder dieser Welten übernehmen sie eine je passende Rolle und repräsentieren damit ein anderes Segment ihrer Persönlichkeit.(1)

Trotz der Kritik an Mead trifft sich Goffman mit ihm zweifellos in seiner Handlungs- und Wahrnehmungstheorie, wenn er z.B. schreibt: "Wenn zwei Individuen zusammen sind, wird zumindest ein Teil dieser Welt in der Tatsache beruhen, daß die versuchte adaptive Aktionslinie des einen vom anderen entweder einsichtig gefördert oder daß ihr begründet entgegnet wird, oder auch beides....Einführend übernehmen Menschen die Attitüden anderer Anwesender....Jeder Mensch kann sehen, daß er in einer bestimmten Weise erfahren wird, und er wird zumindest einige seiner Verhaltensweisen an der wahrgenommenen Identität und der ursprünglichen Reaktion anderer, die ihn beobachten, ausrichten".(2)

Die Gemeinsamkeit zwischen Mead und Goffman charakterisiert Helle so: "Bei der Interaktion zweier Individuen im Alltagshandeln liegen der 'perception', die sie wechselseitig voneinander haben, ihre vorhergehenden Erfahrungen und ihre aktuellen Antizipationen zugrunde".(3)

Obwohl Goffman hier nur gestreift werden kann, wird doch deutlich, daß die Rezeption Meads und die Goffmans bezüglich eines umfassenden Personbegriffs nicht allzuweit auseinanderliegen. Obwohl sich Goffman von dem Selbstbegriff Meads distanziert, liegen doch dieselben Mechanismen zugrunde. Auf den ersten Blick erscheint zwar die starre Übernahme der "role of the other" in das Selbst bei Mead unterschiedlich zu der bedingten Übernahme der Rollenmuster bei Goffman zu sein, da Goffman die Begriffe "Rollendistanz" und "ständige perspektivische Veränderung des Selbst- und Fremdbildes" durch individuell je spezifische Interaktion einführt; es wird aber nicht dargestellt, welche innere Instanz nun zu dem "fixierten Selbst" - das allerdings nach Goffman nie ganz erreicht wird - drängt.

---

1 Vgl. Goffman, E.: Wir alle..., a.a.O., S. 231 ff

2 Ders.: Interaktionsrituale, a.a.O., S. 27

3 Helle, H.: Verstehende Soziologie, a.a.O., S. 80

Dieses fixierte Selbst scheint doch mit dem Meadschen me relativ kongruent zu sein; ebenso kann der Aspekt des Suchens, aber nicht gänzlich Findens mit dem reaktiv-spontanen, aber wenig intellegiblen I bei Mead verglichen werden. Trotz des Fehlens einer näheren Funktionsbestimmung des Selbst bei Goffman können implizit ähnliche Kategorien und Mechanismen angenommen werden wie bei Mead.

Die Annahme des sektoralen Lebens des Menschen mit einem ständigen Wechsel der Rollen und der dazugehörigen Welten macht den Personbegriff eher verwaschener als klarer. Identität im Sinne von konsistenter Bewahrung durchgängiger subjektiver Eigenschaften als zentrales Wesenskriterium menschlichen Personseins geht hier größtenteils verloren zugunsten eines - wenn auch nicht so sehr gesamtgesellschaftlich, sondern durch face-to-face-Beziehungen erworbenen - starken Angepaßtseins. Dadurch, daß dieses Angepaßtsein mehr als bei Mead auf der Mikroebene lokalisiert wird, muß die Fluktuation durch den ständigen Wechsel von Personen und Umwelten logischerweise als noch größer angenommen werden; Interaktion wird zum Spiel. Personsein oder gar Persönlichkeit zeigt sich dann in der graduell unterschiedlichen Fähigkeit des Rollenspiels, wobei Identität ein größtmögliches Aufgehen in der gespielten Rolle bedeutet, nicht autonome Bestimmung sui generis. So hat auch Goffmans aner kennenswerte Theorie des Selbst und der Identität, wie er sie im "Stigma" (1) entwirft, eher deskriptiven und funktionalen Charakter, was die Bedeutung für die soziale Einschätzung anbelangt. Was das genuin-analytische Moment anbelangt, bleibt der Personbegriff Goffmans eher an der Oberfläche bzw. konstatiert eine noch größere Umweltaffinität als bei Mead.

Krappmann hat den analytischen Aspekt der Identität im Zusammenhang mit einem umfassenderen Personbegriff m.E. am weitesten entwickelt. Abschließend soll noch kurz darauf eingegangen werden.

---

1 Goffman, E.: Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt 1977

In "Stigma" entwirft Goffman ein dreidimensionales Modell der

### 5.3. Das Modell der balancierenden Identität bei L. Krappmann und die Bedeutung für das Menschenbild in der TSI

Krappmann konzentriert sich in seinem Beitrag: "Soziologische Dimensionen der Identität"(1) auf den Identitätsbegriff als wesentlichstes Kriterium des Personseins. "...Identität stellt die Besonderheit des Individuums dar; denn sie zeigt auf, auf welche besondere Weise das Individuum in verschiedenen Situationen eine Balance zwischen widersprüchlichen Erwartungen...der anderen und eigenen Bedürfnissen sowie zwischen dem Verlangen nach Darstellung dessen, worin es sich von anderen unterscheidet, und der Notwendigkeit, die Anerkennung der anderen für seine Identität zu finden, gehalten hat".(2). Bereits hier wird deutlich,

---

Identität. Er unterscheidet persönliche Identität von sozialer Identität und Ich-Identität. Während die soziale Identität das Resultat von Zuschreibungen darstellt, bezieht sich das Konzept der persönlichen Identität auf etwas Einzigartiges, eben auf ein bestimmtes Subjekt. Diese Einzigartigkeit wird aber nicht intrapersonal-analytisch abgeleitet, sondern sie bezieht sich auf Kriterien wie Fingerabdrücke, Aussehen, den individuellen Informationskomplex, der im Gedächtnis des einzelnen gespeichert ist etc. Die Ich-Identität wiederum ist mit dem oben bereits behandelten und bei Goffman an anderer Stelle ausgeführten Selbst identisch. Im Zusammenhang mit dem Stigmatisierungsprozess, der vor allem durch Professionelle (Verbandssprecher o.Ä.) angeregt wird - innerhalb von in-groups und face-to-face-Beziehungen - wird Ich-Identität letztlich als Rolle verstanden, komplettiert mit einer besonderen Erwartungsstruktur, nach der Maxime: Spiele dich selbst, wie du bist - wie du aber sein sollst, wird als Rollenerwartung an dich herangetragen. Je besser du dich spielst, wie du sein sollst, desto stärker wird deine Identität und Persönlichkeit sein.

Identität und Personsein weisen bei Goffman also keinen wirklich autonomen Aspekt auf.

1 Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen der Identität, Donauwörth 1975

2 Ebenda, S. 9

daß der Begriff der "Balance" tragende Bedeutung für jenen Kern der Persönlichkeit hat, der sowohl bei Mead wie auch bei Goffman nicht so transparent wird. Krappmann bestreitet ausdrücklich, daß feste Interaktionsstrukturen wie soziale Rollen einerseits und biogenetische Ich-Vorgaben andererseits allein die Konsistenz und Stabilität einer Identität bzw. des Personseins verbürgen können. Identität, wie Krappmann sie versteht, erlaubt, in persönlichen Beziehungen den Partnern ihre Eigenständigkeit zu belassen, insbesondere ihnen unerwartete Antworten auf veränderte Situationen zuzugestehen.

Ein besonderes Element ist dabei die Zeitdimension:

"Die Balance des Individuums zwischen Akzeptierung angesonnener sozialer Identität und gleichzeitigem Widerstand gegen sie ist aber nur ein Element im Aufbau einer Ich-Identität. Bis hierher wurde das Problem der Identität gleichsam nur in der horizontalen Ebene, nämlich im Hinblick auf die gleichzeitige Beteiligung des Individuums an mehreren Interaktionsprozessen, betrachtet. Das Identitätsproblem betrifft aber ebenso die vertikale, die Zeitdimension, also den Lebenslauf des Individuums, in dem dieses sich immer wieder mit neuen sozial definierten Identitäten konfrontiert sieht".(1)

Mit Goffman und Mead geht Krappmann davon aus, daß sowohl die "personal identity" wie die "sozial identity" ein Gegenstand der Definition durch die anderen ist. "Wie im Fall der 'sozial identity' wird sich auch in der Zeitdimension die Ich-Identität erst aus der Auseinandersetzung des Individuums mit der ihm angesonnenen 'personal identity' herauschälen".(2) Personale Identität ist demnach wiederum keine autonome Leistung des Individuums, sondern eine dem Individuum durch seine Interaktionspartner zugeschriebene Biographie. Der Ort der Entstehung und Zuschreibung dieser persönlichen Identität ist nach Krappmann wiederum der jeweils aktuelle Interaktionsablauf, da die Er-

---

1 Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen..., a.a.O., S. 75  
2 Ebenda, S. 76

wartungen der Interaktionspartner, denen das Individuum ausgesetzt ist, stets auch Implikationen für eine in ihrer Art einmalige Lebensgeschichte enthalten. Dabei steht das Individuum vor der Notwendigkeit, seine Vergangenheit je nach Erfordernissen des Interaktionsprozesses neu zu interpretieren, um ebenfalls zur Sicherung des Fortgangs der Interaktion beizutragen.(1)

Krappmann erkennt, daß die Ableitung persönlicher wie gesellschaftlicher Identität aus dem Kommunikationsprozess einen starken Zuweisungscharakter hat, zieht aber zu wenig weitreichende Konsequenzen daraus. Interaktion ist doch nur möglich, wenn ein wesentlicher Anteil an Eigenständigkeit verbleibt. Unterwirft sich das Individuum voll der angebotenen Definitionen seiner Persönlichkeit, wird aus Interaktion Kongruenz und aus individueller Identität kollektive Identität. Personale Identität muß die Voraussetzung für Kommunikation sein, nicht deren Ergebnis; zumindest teilweise.

Um den Bedingungscharakter des Subjekts zu relativieren lehnt sich Krappmann an Habermas an und spricht vom "als-ob-Charakter" des Individuums hinsichtlich der Wahrung persönlicher Konsistenz nach außen: "...denn das Individuum agiert, als ob es einzigartig wäre und hält doch die Gemeinsamkeit mit den Interaktionspartnern fest. Es verhält sich so, als ob es Kontinuität wahrte, und zeigt doch, daß es auf Anforderungen eingegangen ist und eingehen wird, die sich nicht in eine stetige Biographie einordnen lassen. Dieser 'als ob'-Charakter...wird von allen an der Interaktion Beteiligten respektiert, denn er dient dem Individuum und seinen Partnern".(2)

Die Frage stellt sich, woher das Individuum die Fähigkeit zur Wahrung dieses als-ob-Charakters beziehen soll, da beide inneren Instanzen, die gesellschaftliche und die persönliche Identität letztlich durch gesellschaftliche Zuweisung erworben wurden. Hier würde noch eher das Meadsche I weiterhelfen, doch Krappmann bezieht sich nicht explizit darauf.

---

1 Vgl. Krappmann, L.: Soziale Dimensionen..., a.a.O., S. 76 ff  
2 Ebenda, S. 78



Auch der Terminus "balancierende Identität" kann das Problem nicht vollständig lösen, da sich die gemeinte Balance nicht auf die Subjekt/Objektrelation bezieht, sondern auf der Objektebene verharret: "Der Druck auf das Individuum durch die angesonnenen Identitäten geht...in verschiedene Richtungen. Im Falle der 'sozial identity' wird verlangt, sich den allgemeinen Erwartungen unterzuordnen, im Falle der 'personal identity' dagegen, sich von allen anderen zu unterscheiden. Es wird also zugleich gefordert, so zu sein wie alle und so zu sein wie niemand. Auf beiden Dimensionen muß das Individuum balancieren, weil es, um Interaktion nicht zu gefährden, weder der einen noch der anderen Anforderung noch beiden voll nachgeben, noch sie gänzlich verweigern kann. Zugestanden wird dem Individuum daher eine 'als ob'-Basis des Verhaltens in mehrfacher Hinsicht. Gegenüber der Anforderung, sich den allgemeinen Erwartungen unterzuordnen, erlaubt sie ihm, sich so zu verhalten, 'als ob' es auf diese einging, um durch diesen Vorbehalt möglich zu machen, auch die Anforderung, anders zu sein als die anderen, noch aufzugreifen. Gegenüber dieser Anforderung, anders zu sein als die anderen, wird das Individuum sich jedoch ebenfalls nur so verhalten, 'als ob' es eine Einzigartigkeit zu behaupten gewillt sei, um die gleichzeitige Anforderung auf Unterwerfung unter die allgemeinen Erwartungen nicht vollständig zu mißachten.(1) Der hier verlangte Balanceakt kann doch aber nur einer starken inneren Instanz entstammen, welche durch den Zuweisungsschaarakter bei Krappmann aber nicht eruierbar ist. Außerdem bleibt trotz der Einführung eines neuen Begriffs die Terminologie eng verwandt mit der Goffmans: auch Goffman spricht vom "als-ob"-Charakter, wenn er den Menschen als Schauspieler definiert, der Identität nur aufgrund der größtmöglichen Identifizierung mit der ihm zugewiesenen Rolle - und auch nur annähernd - erreichen kann, nicht aber durch Personsein als zumindest teilweise bedingende Größe. Die Forderung, anders zu sein als die anderen, wird bei Krappmann ebenfalls als zugewiesen gesehen, entspringt also nicht einem eigenen Impuls. Identität und Person werden so zu Scheingrößen, die lediglich als-ob-Charakter haben und als vorgespielt eines inneren Kerns

---

1 Vgl. Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen..., a.a.O., S. 78



entbehren; das Individuelle bleibt auf der Erwartungsebene hängen, ist eine Rolle ebenso wie die Rolle der sozialen Übereinstimmung.

Nach Krappmann zeigt sich die Besonderheit des Individuums in der Art, wie es balanciert; es zeigt damit, wie es Ich-Identität zu gewinnen und aufrechtzuhalten trachtet.(1). Diese Besonderheit entspricht aber nach der Darstellung Krappmanns der Struktur des kommunikativen Handelns einer Gesellschaft und nicht echter Individualität; Besonderheit als erwartete ist aber keine originäre Besonderheit. Der zweite Aspekt Hartmanns, auf den sich Individualität beziehen könnte, die Zeitperspektive, repräsentiert in der persönlichen Biographie, hilft hier auch nur wenig weiter, da die persönliche Biographie ebenfalls als so oder so gearteter, von außen her interpretierter Rollenkomplex dargestellt wird und keine Leistung des Individuums ausmacht.

Eine letzte Überlegung soll sich mit dem Begriff des "role-taking" befassen, mit dem sich Krappmann auseinandersetzt: Role-taking ist nach Krappmann ein Prozess, "In dem antizipierte Erwartungen ständig getestet und aufgrund neuen Materials, das der fortschreitende Prozess liefert, immer wieder revidiert werden, bis sich die Interpretationen einer bestimmten Situation und ihrer Erfordernisse unter den beteiligten Interaktionspartnern einander angenähert haben".(2)

Role-taking wird also anders als bei Mead als Annäherungsprozess mit Kompromißbeigenschaften gedeutet, nicht als bloße Übernahme des generalisierten Anderen. Als grundlegende Fähigkeit zum role-taking setzt Krappmann wie Mead Empathievermögen voraus, sowohl im affektiven wie im kognitiven Sinne.(3) Die Sichtweise des role-taking als Annäherungsprozess ist die logische Folge der Annahme der balancierenden Identität. Sie schließt Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz ein. Die Frage

---

1 Vgl. Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen..., a.a.O., S. 79 f

2 Ebenda, S.145

3 Vgl. ebenda, S. 142 ff

bleibt allerdings bestehen, ob role-taking in diesem Sinne wirkliche Freiräume eröffnet oder die Folge einer spezifischen, äußerst subtilen Rollenerwartung darstellt, nämlich der Erwartung von Individualität, ohne welche Interaktion und Kommunikation nicht möglich sind. Nach dem vorher Gesagten muß letzteres angenommen werden – Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz bleiben im Rahmen der Spielszene und stellen keine der Person eigenen Möglichkeiten dar.

Zwar führt Krappmann an, daß die ausbalancierte Ich-Identität durch die Art, mit der sie Normen und Bedürfnispositionen aufgenommen hat, die Möglichkeiten des role-taking mitbestimmt und daß sie Grenzen festlegt, über die hinweg der Person role-taking schwerfällt.<sup>(1)</sup> Es bleibt aber unklar, wieso die ausbalancierte Ich-Identität, die ja ein Ergebnis der Interaktion darstellt, plötzlich als deren Ursache steuernde Impulse intendieren und Grenzen setzen kann. Hier müßte ja ein personaler Kern vorhanden sein, der als vorgegebene Größe Identität mitbestimmt; dieser Kern ist aber aus der Theorie Krappmanns nicht extrahierbar.

Als Folge der Kompromißthese Krappmanns ist jedes interagierende Individuum gezwungen, neben der Befriedigung, die ihm eine Interaktion gewährt, ein gewisses Maß an gleichzeitig auftretender und durch eben diese Interaktion erzeugter Unbefriedigtheit zu ertragen. Das Individuum muß sich demnach prinzipiell mit Divergenzen und Inkompatibilitäten abfinden.

Der Terminus "abfinden" trifft m.E. nicht zu, da Interaktion und Kommunikation ebensogut einen integrativen Aspekt aufweisen können, sodaß individuelle Unterschiede, die sich in echter Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz ausdrücken, gerade als befriedigend erlebt werden können; aber eben nur dann, wenn es nicht bei jeder Interaktion um das existentielle Bedürfnis nach Wahrung einer (Schein-)Identität geht, sondern Toleranz im tiefsten Sinn gerade durch jenen Kern personaler Identität möglich ist, der quasi unberührt vom kommunikativen Ablauf existentielle Sicherheit vermittelt. Dann kann die negative Seite des Kompromisses entfallen. Integration oder echte Distanz ohne Frustration werden möglich, mehr noch: individuelle

---

<sup>1</sup> Vgl. Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen..., a.a.O., S. 143

Unterschiede können als befruchtend erlebt werden, ohne daß ein Konsens unbedingt zustande kommen muß.

Dies alles soll nicht heißen, daß Interaktion bzw. Kommunikation keine vitale und existentiell obligatorische Angelegenheit ist; Interaktion ist zur Bildung jenes Ichkerns, der die entsprechende innere Stabilität und Konsistenz verleiht, unumgänglich nötig – aber eben nicht nur und auch nicht als bedingende Größe in einem reduktionistischen Sinne, wie er in der Tsl transparent wird. Menschliches Personsein muß gleichzeitig einen autonomen Aspekt auf generis aufweisen, der die Voraussetzung zur Interaktion wie zum bezogenen Handeln darstellt. Dieser autonome Aspekt kann nicht allein als interaktionistisch entstandener aufgefaßt werden, allerdings auch nicht als völlig losgelöst davon. Hier deutet sich ein dialektisches Verhältnis an, das in den folgenden Kapiteln noch näher zu bestimmen sein wird.

Als Krappmanns Verdienst ist es wahrscheinlich anzusehen, die relativ einseitige, gesellschaftsbedingte Übernahme des generalisierten Anderen Meads dynamisiert und relativiert zu haben. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß der Begriff der balancierenden Ich-Identität nicht ausreicht, um menschliches Personsein und in diesem Zusammenhang das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft umfassend genug zu erklären. Im weiteren soll der Versuch einer genaueren Klärung unternommen werden.

## 6. Zur Revision des verhaltensbiologischen Menschenbildes

### 6.1. Ergänzende evolutive Aspekte

#### 6.1.1. Die biogenetischen Voraussetzungen

Die grundlegende Schwierigkeit bei der Bestimmung des Menschen ergibt sich nach eingehender Behandlung einiger verhaltensbiologischer bzw. sozialanthropologischer Ansätze bei der Herausarbeitung logisch erscheinender Übergangskriterien vom Tier zum Menschstadium. Die latente Suche nach dem "missing link" zeigt sich nicht mehr so stark im anatomischen Bereich, sondern mehr im handlungstheoretischen. Die Frage nach der Entstehung der Symbolbildung beim Menschen, der Reflexionsmöglichkeit sowie der Ich- und Identitätsstrukturen steht dabei im Vordergrund. Diese wesentlichen Merkmale des Menschen werden letztlich als Funktionen instinkt- oder triebhafter Rudimente erklärt. Die Bestimmung des Menschen als relativ autonomes, abgelöstes Wesen, die ja angestrebt wird, geht dabei weitgehend verloren. Widersprüche und Tautologien müssen die zwangsläufige Folge des Bemühens sein, Autonomie nur aus Abhängigkeit und Affinität erklären zu wollen - wenn auch in sehr sublimierender Weise.

Meines Erachtens ist eine Lösung aus dieser Schwierigkeit nur möglich, wenn auch der letzte Schritt gewagt wird: der Mensch darf nicht mehr allein als quantitativ weiterentwickeltes Tier gefaßt werden, sondern auch als qualitativ verändertes Wesen. Diese Annahme ist allerdings nur dann möglich, wenn die evolutive, biogenetische Grundlage des Menschen als Voraussetzung für diesen "qualitativen Sprung" angesehen werden kann - der dann allerdings eine weitgehende Distanzierung von eben dieser Grundlage ermöglicht. Personsein bedeutet dann ein Hinausgewachsenensein aus der endothymenten Schicht der Triebe, Dränge und Instinkte, bedeutet auch deren Beherrschbarkeit.

Die Pädagogik hätte dann nicht die Aufgabe von Blockierungen oder nach Möglichkeiten der Sublimierung bzw. kontrollierten Abreaktion von Trieben, Drängen u.s.w. zu suchen, sondern die Hinführung des Edukanden zur Selbstkontrolle wäre ihr wesentlicher Gegenstand. Mehr dazu später.

Welche Argumente lassen sich zur Stützung dieser These anführen?

Es kann hier keine umfassende Kritik der Verhaltensbiologie geleistet werden, ebensowenig kann ein eigener anthropologischer Ansatz herausgearbeitet werden, der wiederum durch genügend biologisches und evolutionstheoretisches Material begründet werden könnte. Dies würde auch nicht dem Grundtenor der Arbeit entsprechen, der ja ein pädagogischer ist. Das Folgende ist vielmehr als Versuch einer vorläufigen gedanklichen Weiterentwicklung zu verstehen, als Theorem, welches sicher noch einer genaueren Hinterfragung und Diskussion bedarf. Die Auswahl der Literatur ist daher auch begrenzt und auf diejenige bezogen, welche für die im Folgenden zu behandelnde Basishypothese relevant erscheint.

Zuerst einige biogenetische Argumente, die den Menschen in einem etwas anderen Licht erscheinen lassen:

Die Annahme Darwins, daß die treibenden Kräfte der Evolution Selektion und Mutation seien, ist heute allgemein anerkannt. Die Frage, ob dies die einzigen maßgeblichen Wirkkräfte sind und ob diese immer der Anpassung dienen, ist zumindest umstritten. Wenn Lorenz z.B. die Schwingen des Argusfasans als mutative Fehlform beschreibt, die letztlich sinnlos ist, so ist dies genau die Frage. Lüth meint z.B., daß hohe Evolutionstrieb gestalterisch-kreative Potenzen implizieren können, die sich nicht unter das Nützlichkeitsprinzip subsumieren lassen.<sup>(1)</sup> Der "qualitative Sprung" besteht demnach also darin, das Schema logisch zu erklärender Kausalketten verlassen und etwas ganz Neues erbracht zu haben, das mit der herkömmlichen evolutionistischen Terminologie nicht erklärt werden kann. Das Besondere daran ist, daß diese "neue" Form nicht unterzugehen braucht - die These vom "Kampf ums Dasein" also nicht immer gilt; besonders dann nicht, wenn diese neue Form eine "Nützlichkeit höherer Ordnung" erreicht im Sinne eines Anpassens der Umwelt und nicht im Sinne eines Angepaßtseins! Warum sollte, so fragt Lüth, dies nicht auch beim Menschen möglich gewesen sein, was seine Fähigkeiten zur Reflexion, Symbol- und Identitätsbildung betrifft?

---

<sup>1</sup> Vgl. Lüth, P.: Der Mensch ist kein Zufall, Stuttgart 1981, S. 195 ff

Die These, daß der Mensch und die Menschenaffen nicht zu weit zurückliegende, gemeinsame Vorfahren haben, vieles im Bereich des Sozialverhaltens - vor allem der Schimpansen - daher auf den Menschen übertragen werden könne, ist schon von de Snoo und seitdem von vielen anderen kritisiert worden; gleichwohl ist diese These bei Lorenz, Eibl-Eibesfeld, Hassenstein u.a. immer noch eine wesentliche Grundlage ihrer Theorie.

Für de Snoo ist z.B. die Aufrichtung des Menschen ein wesentlicher Bestandteil des Menschseins - dies allerdings ist keine Frage der Anpassung gewesen, sondern der veränderten Geburtsart.(1) So spricht für de Snoo die Überlegung, daß eine optimale Fortpflanzung und Geburt in der Evolution sicher eine große Bedeutung hat. In diesem Zusammenhang ist wichtig, daß die Affen eine Tendenz haben, aufrecht zu sitzen; beim Sitzen nun liegt das Becken am tiefsten (mit peristaltischem Uterus). Die direkte Affenabstammung einschließlich der Abstammung von einem frühen, heute ausgestorbenen Affen, von dem auch die heutigen Menschenaffen abstammen, wird damit eher widerlegt, denn tatsächlich kommt es bei der Menschenabstammung nun nicht so sehr auf Affen an, die in Bäumen lebten, als vielmehr auf einen Vierfüßler, der - wie der Mensch - keinen peristaltischen Uterus mehr hatte und somit eine neuartige Geburtsform entstand und der aufrechte Gang ermöglicht wurde. Nach de Snoo muß dieses Tier etwa gegen Ende des Mesozoikums gelebt haben. Die Verwandtschaft mit dem heutigen Menschenaffen ist demnach eine eher oberflächliche.

Ein weiterer Aspekt ist bei de Snoo von Interesse: aufgrund weiterführender Überlegungen über die Entstehung der Zweifüßigkeit kommt de Snoo zu dem Schluß, daß diese - wie z.B. bei den Sauriern - ebenso ein archaisches Relikt darstellen kann wie einen evolutiven Fortschritt, ebenso ein Unspezialisiertsein wie ein Spezialisiertsein. Der Mensch wäre dann gegenüber den Affen ebenso als urtümlich und primitiv denkbar, was die körperliche Seite angeht - andererseits kam es bei ihm zur verstärkten Entwicklung des Intellekts.

Der Ansatz de Snoos ist damit der These Gehlens von der Insinktreduktion und Unspezialisiertheit des Menschen eher entgegengesetzt, da hier Nichtspezialisiertsein auch auf der Grundlage



vorausgegangenen Spezialisiertheits gedacht werden kann. Bei de Snoo wird deutlich, daß der Mensch auch erdgeschichtlich als Gattung auf generis - zumindest über einen langen Zeitraum hinweg- aufgefaßt werden kann. Rückschlüsse von den Primaten auf den Menschen erscheinen unter diesem Gesichtspunkt eher problematisch.

Die Thesen de Snoos werden von einigen weiteren Verhaltensbiologen weitgehend gestützt. So argumentiert beispielsweise Westenhöfer, daß die Schädel der Menschenaffenbabys wesentlich größere Ähnlichkeiten mit dem Schädel des Menschen als die ausgewachsenen Affen haben, für Westenhöfer eines unter mehreren Anzeichen dafür, daß die Anatomie des Menschen viel ursprünglicher geblieben ist als die der Menschenaffen.(1)

Die meisten Autoren sind allerdings nicht geneigt, die menschliche Form als die Ausgangsform anzusehen, sondern halten sie strikt für die Endform der Entwicklung; Argumente die dagegenstehen, bleiben dann meist unberücksichtigt. So hatte Klaatsch u.a. nachgewiesen, daß die menschliche Hand nicht von der Hand des Affen abgeleitet werden dürfe, sondern viel weiter zurückliege.(2) Bolk hatte die außerordentliche Ähnlichkeit des kindlichen Affenschädels mit dem Menschenkopf als Anregung für eine Theorie genommen, wonach der Mensch im Grunde auf der Entwicklungsstufe, die zum Affen führt, vorzeitig stehengeblieben ist und sich im Unterschied zu anderen Lebewesen niemals spezialisiert hat. (3)

Das hier angedeutete Umdenken des Evolutionsprozesses hat Portmann um einen fundamentalen Gedanken erweitert: (4)

Nach Portmann führt die Idee der Ableitung des Höheren aus dem Niedrigen in die Irre. Das Wesen der höheren Gestalt läßt sich demnach nicht aus den Bedingungen der niederen Form verstehen, selbst wenn es wahrscheinlich ist, daß sie von der letzteren abstammt. Portmann prägt den Begriff des "Nesthockers" für jene

1 Westenhöfer, M.: Die Grundlage meiner Theorie vom Eigenweg des Menschen, Heidelberg 1949

2 Klaatsch, H.: Der Werdegang des Menschen und die Entstehung der Kultur, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart 1920

3 Bolk, L.: Das Problem der Menschwerdung, Jena 1926

4 Portmann, A.: Zoologie und das neue Bild vom Menschen, Reinbek 1959



Säugetiere, die bei der Geburt - wie der Mensch - hilflos sind, in der Körpertemperatur von der äußeren Wärme abhängig, mit weitgehend noch verschlossenen Sinnesorganen. Diese Lebewesen sind aber im Grunde primitiv; es handelt sich um Tiere mit kurzer Tragzeit, hoher Nachkommenzahl im Wurf, wenig spezialisiertem Körperbau und geringer Entwicklung des Gehirns - wie Insektenfresser, viele Nager, Kleinraubtiere und Singvögel. Im Gegensatz dazu dauert die intrauterine Entwicklung bei höheren Säugern eigentlich relativ lange; der Körperbau ist unspezialisierter, das Gehirn entwickelter, die Nachkommenzahl ist gering, die neugeborenen Jungen sind weit entwickelt und den Alten bereits sehr ähnlich. Sie sind z.B. in der Lage, sich schon relativ selbständig zu bewegen, sind "Nestflüchter".

Auch hier ergibt sich die Schwierigkeit, den Menschen einfach als höchstentwickeltes Säugetier hinzustellen; vielmehr deuten auch die Gedanken und Untersuchungen Portmanns auf den Menschen mit relativ eigener Abstammungsgeschichte hin.

Die exemplarisch aufgeführten Argumente für einen relativen Eigenweg des Menschen machen viele gedankliche Konstruktionen, wie sie bei Lorenz, Eibl-Eibesfeld u.a. zu finden sind, überflüssig. Beispielsweise ist die Frage nach dem "missing link" des Vormenschen, der ein Mittelglied zwischen Affen und Menschen darstellen soll, irrelevant. Ebenso zeigt sich die Frage nach den Trieben und Instinkten, wie sie z.B. bei Primaten zu beobachten sind, beim Menschen in einem anderen Licht. Nicht zuletzt sind viele Vergleiche bezüglich des Sozialverhaltens dann nicht valide genug.

#### 6.1.2. Einige Ergänzungen zur Handlungstheorie von Lorenz und Eibl-Eibesfeldt

Nach Lüth kann man bezüglich des menschlichen Handelns folgendes unterscheiden:(1)

- a) niedere Reflexe: sie laufen in jedem Fall ab, sie sind absolut blind

---

1 Vgl. Lüth, P.: Der Mensch ist kein Zufall, a.a.O., S. 337 ff

- b) automatische Reaktionen und Reaktionsketten: auch hier ist noch keine bewußte Steuerung möglich; als Beispiele können triebhafte und instinktive Verhaltensweisen - wie im Tierreich - gelten
- c) bewußtes Handeln: hier werden drei Faktoren deutlich - das Empfinden der Wahrnehmung, das Beziehen, Vergleichen und Auswerten bereits vorliegender Erinnerungen sowie die Ausbreitung von Assoziationen.

Die Schwierigkeiten bei Lorenz, Eibl-Eibesfeldt und anderen, von der klassischen Evolutionstheorie geprägten Autoren liegt vor allem darin, den Übergang von Stufe b) zu Stufe c) genügend einsichtig für den Mensch zu erklären. Es ist sicher schwierig, einzelne Schritte dieses Transformationsprozesses isoliert zu behandeln. Rein physiologisch scheint es so zu sein, daß neben den animalischen Zentren des menschlichen Gehirns (dem Stammhirn und seinen Kanälen), in welchen alle Trieb- und Instinktimpulse sofort in physisches Verhalten umgesetzt werden wollen, eine merkwürdige Schalt- und Zensurstelle im Großhirn liegt, die diesen glatten Ablauf unterbricht. Das Resultat ist reflexives Bewußtsein mit allen weiteren für die menschliche Personalität relevanten Folgen.

Es kann hier nicht intensiver der Frage nachgegangen werden, in welchem Zeitalter und aufgrund welcher Ereignisse sich diese Schaltstelle gebildet hat; vielmehr ist von Interesse, welche sozialanthropologischen Gegebenheiten über den Ansatz der eingangs behandelten Verhaltensbiologen hinaus denkbar sind, die zu dieser Reflexionsfähigkeit geführt haben. Auch hier sollen lediglich exemplarisch einige Denkrichtungen erörtert werden, die das der Arbeit zugrundeliegende Theorem zu stützen vermögen:

Vor allem muß betont werden, daß der Mensch seit Anbeginn nicht Einzelwesen, sondern Gruppenwesen ist. Reflexivität und Personsein entstanden also nicht in einer isolierten Situation, sondern in Beziehung zur Gruppe. Count hat nachzuweisen versucht, daß allen Säugern - auch den Menschen - eine biologische Basis dem Gesellungsvermögen zugrunde liegt. (1)

---

1 Count, E.: The Biological Basis of Human Sociality, in: American Anthropologist, vol. 60 1958, S. 1049 - 1085. Vgl. auch ders.: Das Biogramm, Frankfurt 1970

Die These, daß Adam ein Gruppenwesen war, ist heute allgemein anerkannt. Vor allem Alsberg hat das Dilemma zu lösen versucht, daß der Mensch zumindest in seinen Ursprüngen dem Tierreich zugehörte, daß er aber schon früh eine Sonderstellung einzunehmen schien. (1)

Alsberg spricht sich gegen die Behauptung einer absoluten Sonderstellung des Menschen in der Welt ebenso aus wie gegen die These, der Mensch sei nichts anderes als das graduell höchstentwickelte Tier. Eine Analyse tierischen Verhaltens und tierischer Körperform ergibt für Alsberg, daß der Erfolg der Anpassung beim Tier von dem höchstmöglichen Einsatz des Körpers anhängt. Instinkt stellt sich in dem Zusammenhang als raffinierte Form des individuellen Körpereinsatzes dar (2). Das typisch Menschliche setzt nach Alsberg nun da ein, wo der Körper zugunsten einer außerkörperlichen Abwehrmethode ausgeschaltet wird ("Körperrauschaltungsprinzip").

Die Entwicklung der Affen hat nun eine immer größere Spezialisierung zur Folge, während die Entwicklung des Menschen diese Spezialisierung eben vermied. So konnte z.B. durch den Gebrauch des Hammers die Entwicklung zu Greifhänden und eine übergroße Muskelbildung vermieden werden.

Wichtig erscheint mir in diesem Zusammenhang der - bei Alsberg nur implizit vorhandene - Gedanke, daß Handlungsabfolgen und darauf aufbauend Einsicht aus Gewohnheiten ("habits") erfolgen, ein Gedanke, der z.B. auch in den Handlungstheorien Gehlens und Lorenz' von grundlegender Bedeutung ist.

Es erscheint nur viel logischer, daß Gewohnheiten sich schon dort herausbildeten, wo Spezialisierung aufgrund von Lernen am Erfolg gar nicht nötig war und nicht erst, nachdem diese schon vorhanden war; wie soll denn der "Affenmensch" dazu kommen, einen erfahrungsgemäß sinnvollen Spezialisierungsansatz wieder zu verlassen? Gerade durch primäres, relativ großes Unspezialisiertsein ist es doch möglich, "Geist" zu

---

1 Alsberg, P.: Das Menschheitsrätsel; Versuch einer prinzipiellen Lösung, Dresdes 1922

2 Vgl. ebenda, S. 443

entwickeln, sofern die Umwelt die Chance bietet, durch das "Körperausschaltungsprinzip" positive Erfahrungen zum Leben zu machen.

Als wichtig kann festgehalten werden:

1. Die Umwelt mußte die Voraussetzung zur Menschwerdung bieten
2. Menschwerdung ist nicht allein als Folge bestimmter Umweltgegebenheiten zu verstehen, sondern als Disposition von Anfang an vorhanden (1).

Die weiteren Ausführungen Alsbergs tauchen bei Gehlen wieder auf und sind schon behandelt worden: Unspezialisiertsein führt zu relativer Unabhängigkeit und zur Welt дистанз, welche die Grundlage dafür bietet, Welt zu "haben", zu gestalten bzw. "Geist" zu entwickeln.

Das Verhältnis des menschlichen Prinzips zum tierischen (Menschenaffen) kann dann folgendermaßen beschrieben werden:

1. Beide Prinzipien haben einen gemeinsamen natürlichen Ursprung
2. Das Menschheitsprinzip steht auf einer höheren Stufe als das tierische Prinzip
3. Das Menschheitsprinzip ist ein qualitativ anderes als das tierische Prinzip, d.h., Instinkte haben sich in dem Maße erst gar nicht entwickelt und Potenzen zur Geistwerdung waren beim Menschen evolutiv gesehen schon sehr früh vorhanden.

Alsberg begeht einen ähnlichen Fehler wie Lorenz, wenn er die Instinktreduktion beim Menschen zwar annimmt, diese aber als Folge des Körperausschaltungsprinzips postuliert. Er übersieht, daß die Instinkte in dem Umfang gar nicht entstanden sind wie beim Tier, gar nicht entstanden sein können, wenn man bedenkt, daß Instinktbildung eng mit Spezialisierung zusammenhängt.

In diesem Zusammenhang muß die These Millers erwähnt werden, wonach durch inselhafte Gruppenbildungen Spezialisierungstendenzen vermieden werden können bzw. konnten. (2) Insulation steht demnach selektiven Prozessen entgegen. Hier ist sicherlich eine Ergänzung zu den von Alsberg abgeleiteten Thesen zu erkennen: der Mensch als Gruppenwesen konnte es von Anfang an vermeiden, den einmal eingeschlagenen Weg wieder zu verlassen.

1 Vgl. Alsberg, P.: Das Menschheitsrätsel..., a.a.O., S. 378 ff

2 Miller, H.: Progress and Decline; the Group in Evolution, Oxford 1964

Gruppenbildung ermöglicht Anpassung ohne körperliche Spezialisierung, d.h., sie vermag Offenheit zu schaffen und sie zu bewahren. Die soziale, handwerkliche u.s.w. Kompetenz der Gruppe ist dem Einzelnen überlegen, er bewahrt sich eine größere Flexibilität und Nichtfestgelegtheit - er ist entlastet. Dies scheint das Sonderbare am Menschen: Er ist von Anfang an auf die Gruppe bezogen und gerade dadurch scheint er zu sich selbst gefunden zu haben und Person geworden zu sein!

Abschließend zu dem behandelten Aspekt soll auf Claessens hingewiesen werden, der einen eigenen Entwurf zur Stellung des Menschen in der Welt vorstellt.(1)

Claessens geht von der These der engen Verwandtschaft und nicht weit zurückliegenden gemeinsamen Wurzeln zwischen Menschen und Primaten aus. So bleibt er trotz großen Bemühens und sehr tiefgehender Aussagen im Grunde doch in den Kategorien gefangen, wie sie bei Lorenz u.a. beschrieben worden sind. Trotzdem soll anhand wichtiger Aussagen Claessens' der Versuch unternommen werden, einen eigenen, modifizierten Ansatz bezüglich der biogenetischen Grundlage menschlichen Personseins etwas näher zu verdeutlichen:

Claessens betont, daß als tragende Funktionen der Instinkte formale Aspekte von Instinktverhalten im Menschen verblieben sind; allerdings sind sie nicht mehr inhaltlich festgelegt, sondern müssen "gefüllt" werden, mit Ausnahme einiger Grundtriebe (Hunger...), Reflexe und Instinktresiduen - z.B. solche, die sich in der frühen Mutter-Kindbeziehung zeigen.

Claessens bemüht sich ähnlich wie viele Verhaltensbiologen, im Anschluß an diese (bekannten) Gedanken verschiedene Instinktresiduen zu nennen. Soweit diese mit elementaren Lebensbedürfnissen identisch sind, kann und muß der Mensch sicher noch als in der Natur- und Stammesgeschichte verhaftet definiert werden. Verhaltensweisen wie Flucht, Aggression, Manipulierbarkeit, Dominanzstreben, ja selbst Familiensinn auf eine rein instinkthafte Grundlage zu stellen - mit allen Konsequenzen, die sich aus dieser Annahme ergeben, scheint gerade das Problem zu sein.

Diese Annahme ist aber nur dann folgerichtig, wenn der Mensch als primär tierhaftes, instinkthafes Wesen definiert wird, das erst in jüngster Zeit seine Instinkte lediglich reduziert hat, letztlich aber doch noch von deren Rudimenten gesteuert wird.(1) Die Annahme von "Drängen", "Regeltendenzen"(2) o.ä. verführt zur vorschnellen Interpretation und Festlegung des Menschen sowie der Sozialstrukturen, innerhalb derer er sich bewegt. Widersteht man dieser Verführung und bleibt man bei der Annahme diffuser Drangimpulse stehen, können diese wohl kaum noch von allgemeiner Aktiviertheit, von dem Grundmotiv, überhaupt etwas zu tun bzw. sich zu verhalten unterschieden werden. Sich verhalten in irgendeiner Form ist aber das Wesenskriterium des Lebendigen an sich, d.h., es ist eine so allgemeine Kategorie, daß es reine Spekulation wäre, von diesem "Drang" bestimmte Formen des Verhaltens und der Aktivität ableiten zu wollen.

Anders verhält es sich mit dem von Claessens festgestellten Wiederholungszwang (3) Ist eine Orientierung beim Menschen erst einmal grundgelegt und ein Orientierungssystem installiert, sodaß ein bestimmtes Verhalten aufgrund einer immer wieder eintretenden Konsequenz als innvoll erlebt wird, besteht die Tendenz zur Beibehaltung dieses Verhaltens. Hier erfährt die Offenheit des Menschen eine selbst-erstellte, autogene Begrenzung.

Dieser Wiederholungszwang verbunden mit dieser Art von Selbstbegrenzung – diese Annahme führt bei Gehlen zu seiner Institutionentheorie – muß aber nicht notwendigerweise als Instinkt-residuum gefaßt werden. Dies kann auch von der Offenheit des Menschen abgeleitet werden, die ja immer schon eine Offenheit "zu etwas" impliziert. Hier deutet sich eine Dialektik an, die nicht weiter verfolgt werden soll; festzuhalten aber bleibt,

---

1 Vgl. Claessens, D.: Instinkt..., a.a.O., S. 99 ff

2 Ebenda, S. 116

3 Ebenda, S. 117 – 120



daß Offenheit ohne (freiwillige) Bindung ein sinnloses Fragment darstellt und eigentlich das Unmögliche, das "Nichts" bedeutet. Selbst der katatone Schizophrene, der zu nichts offen zu sein scheint und dem man eine großartige Freiheit unterstellen könnte, bindet sich in der totalen Ablehnung jeden Kontakts.<sup>(1)</sup> Bindung ist also das unabdingbare Komplement zur Offenheit. Infolgedessen trifft dann natürlich zu, was Claessens in Anlehnung an Gehlen konstatiert: Bindung schafft Wiederholung, Wiederholung schafft Ordnung. Problematisch wird es erst, wenn die damit verbundene Trägheitstendenz als zur Natur des Menschen gehörig definiert wird, meist noch verbunden mit einer bestimmten Ordnungsstruktur.

In diesem Zusammenhang wäre auch das Nirwanaprinzip Freuds zu kritisieren: Freud nimmt bekanntlich an, daß beim Menschen die Triebspannung möglichst auf "null" gehalten bzw. reduziert werden will. Die Erfahrung zeigt doch aber, daß die größte Lust bzw. Befriedigung gerade in der Erwartungsspannung ("Vorfriede") auf die Reduktionsmöglichkeit oder während der Reduktion selbst auftritt, während danach eher ein negativ getöntes Gefühl der Ermattung entsteht, das erst dann wieder abgebaut wird, wenn ein neues Motiv- und Handlungssystem konzipiert wird; daß dabei nicht alles Trieb im Sinne Freuds sein muß, was den Menschen "treibt", kann hier sicher als geklärt gelten.

Handeln in irgendeiner gebundenen Form scheint damit durchaus zur "Natur" des Menschen, ja des Lebendigen überhaupt zu gehören. Bestimmte Formen des Handelns mit den dazugehörigen Trieben, Drängen u.s.w. als instinkthaft vorgegeben anzunehmen scheint allerdings zu weit gegriffen.

Durchaus logisch und nachvollziehbar ist die These des "Prinzips der kleinen Schritte", die Claessens infolge der Annahme der Instinktreduktion des Menschen aufstellt. Das Prinzip besagt, daß ein in seiner Welt unsicher gewordenes Wesen wie der Mensch sich ständig neu "versichern" muß, ob das, was getan wird, auch "das Richtige" ist. Claessens schreibt: "Es bleibt

---

1 Vgl. dazu z.B. die These Watzlawicks, daß jedes Verhalten zugleich Kommunikation ist, also auch Beziehung oder Bindung; allerdings muß zwischen positiver und negativer Bindung unterschieden werden. Watzlawick, P.: Menschliche Kommunikation, Bern 1974, S. 50 ff



ihm /dem Menschen/-sozusagen-nichts anderes übrig, als mit seiner Energie sehr schonend umzugehen, sie nur sehr zögernd einzusetzen und ständig zu beobachten, ob sich dieser Einsatz auch 'loht', d.h. zuerst nicht 'Gewinn abwirft' im Sinne von Zuwachs, sondern mindestens 'nicht umsonst' war! Vergeudung soll vermieden werden. Der Gewinn ist nämlich in dieser Situation bereits: nicht falsch erkannt zu haben! Das Prinzip der kleinen Schritte ist also nicht nur ein sehr ökonomisches, sondern auch eine ganz unentbehrliche Maxime für ein nicht in spezifischer Art instinkt-geleitetes Wesen".(1)

Dem kann sicherlich zugestimmt werden, sofern dieses Prinzip nicht wiederum von einem formalen Instinkt residuum abgeleitet wird. Daß dies bei Claessens durchweg geschieht, zeigt sich z.B. auch darin, daß das Prinzip der arbeitsteiligen Gesellschaft auf eine instinktive Grundlage gestellt wird.(2)

Ein wesentlicher Bestandteil der Ausführungen Claessens ist das Bemühen um eine befriedigende Legitimation des menschlichen Tuns:

Wenn es in der Natur des Menschen liegt, zu handeln, ergibt sich aus der Annahme der Instinktreduktion die Frage nach der Legitimation des Handelns. Für den Menschen erschöpft sich danach die Frage nach der Legitimation nicht in der Antwort, daß Handeln richtig sei, weil es zum Leben gehört. Der Mensch als reflexives Willenswesen braucht eine überdeterminierte Legitimation, die erst dann Gültigkeit hat, wenn sie über die Frage nach der Lebensdienlichkeit oder pragmatischen Zweckmäßigkeit hinausgeht. Claessens versucht dies durch die Ausweitung des Begriffs Instinkt:

"Instinkt' meint ja nicht nur das Ergebnis von Beobachtungen über Koordination von Merkmalen und Verhaltensweisen oder von Verhaltensweisen zueinander, sondern ein Sicherungssystem, das logisch notwendig wird, wenn sich ein organisches Wesen von der Bodenständigkeit der Pflanze löst und beweglich wird".(3)

---

1 Claessens, D.: Instinkt..., a.a.O., S. 124

2 Vgl. ebenda, S. 166 ff

3 Ebenda, S. 126

Und: "Der...Mensch muß sich...die Standards oder die Parameter, an denen gemessen er Bestätigung überhaupt erst erfahren kann, selbst schaffen. Er muß die 'große Entlastung' vornehmen, und er tut das ja auch durch die Feststellung der Welt in je spezifischer Kultur".(1) Der Bezug zu Gehlen macht deutlich, daß auch Claessen nicht aus dem bekannten Schema der klassischen Anthropologen ausbrechen kann oder will. Kultur ist doch bei Gehlen instinkthaft vorgebahnt.

Menschliches Handeln legitimiert sich damit nur unwesentlich aus der Freiheit des personalen Willens, sondern instinktiv-naturhaft. Nur wenn der Mensch aber als geistig abgelöstes Wesen begriffen wird, kann das Legitimationsproblem in einer befriedigenderen Weise gelöst werden: Verantwortlichkeit, moralisches oder schuldhaftes Handeln können als Legitimationskriterien nur dann gelten, wenn der personale Freiraum größer ist als die instinkthafte Affinität. Legitimation kann nur aus bewußten Entscheidungsprozessen für das eine oder andere Tun resultieren, wobei nicht Instinktresiduen, sondern das "Wohl" oder das "Leid" Kategorien sein müßten, anhand derer die Legitimationsfrage gestellt wird; davon später mehr.

Nach Claessens legitimiert sich das Tier durch die instinkthaft vorgegebene Endhandlung selbst. Der Mensch dagegen "führt dauernd etwas Begonnenes aus. Man könnte auch sagen, daß er etwas anfängt, damit er Gelegenheit hat, auf die Suche nach dem abschließenden Teil gehen zu können, da ihm das Vermögen inhaltlich bestimmt 'abschließen' zu können, ja zu müssen, erhalten geblieben ist".(2) Legitimation ergibt sich also durch

---

1 Claessens, D.: Instinkt..., a.a.O., S. 128

2 Ebenda, S. 131 Die Argumentation verläuft hier analog zu der Gehlens. Auch Gehlen sieht den Menschen als ein "neotones" Wesen an, das ständig auf Motivsuche und der Suche nach Handlungsabschlüssen ist.

die Suche und Vollendung dessen, was als Drang residual vorgegeben, aber nicht vollendet ist. Die Sicht des Menschen als höchstentwickeltes Tier wird hier transparent: der Mensch muß abschließen, weil der Instinktrest zur Endhandlung drängt. Bleibt man dagegen bei der Aktiviertheit des Menschen ohne zwingenden Abschluß stehen, erscheint der Mensch in einem ganz anderen Licht: nämlich als ständig Suchender! Der Abschluß einer Handlung erscheint nicht als Schlußakt sondern als erneute Frage. Lüth schreibt ja, daß die Antworten der Welt bereits da sind, nur die Fragen fehlen.<sup>(1)</sup> Menschliches Handeln legitimiert sich somit eher im Aufspüren neuer Wege und Möglichkeiten als durch eingefahrene Handlungsabschlüsse qua Gewohnheit. Wird der Mensch schon als neotones Wesen (Gehlen) definiert, muß auch die Wesensgrundlage zugestanden werden, das Dasein im Suchen zu legitimieren und nicht im Abschluß. Der Mensch ist dauernd auf Motivsuche, da er eben nicht durch die instinkthafte Endhandlung festgelegt ist. Damit ist die Suche aber selbst die "Lösung", der Mensch ist ein Suchender von Natur aus. Ein weiterer Aspekt der Legitimation ist die Ordnung, aber nicht so sehr die Ordnung als ständig wiederholte Endhandlung sondern die Ordnung innerhalb der Motivsuche. Eine so verstandene Ordnung kann sich dann auch nach dem "Prinzip der kleinen Schritte" weiterentwickeln.

Von hier aus ergibt sich der wesentliche Ansatz zur Revision des biologisch orientierten Konzepts: Die Entlastung des Menschen kann nur aus sich selbst heraus erfolgen, aus seinem willentlichen und letztlich freien Handeln, das die Chance zur kontinuierlichen Weiterentwicklung ebenso einschließt wie die zur Selbstvernichtung. Damit sind aber auch keine konstitutiv vorgegebenen biologischen Rahmenbedingungen mehr anzunehmen, die über die rein biologische Existenz hinausgehen und bei deren Überschreitung der Mensch wider seine Natur handeln würde. Der Mensch ist tatsächlich "Kulturwesen von Natur aus", d.h., jede Art von Kultur und Entwicklung entspricht seiner "Natur". Moralische Kategorien, etwa die Frage, welche Art der Entwicklung dann "gut" für den Menschen sei,

---

<sup>1</sup> Vgl. Lüth, S.: Der Mensch ist kein Zufall, a.a.O., S. 25 ff

lassen sich somit nicht verhaltensbiologisch ableiten, sondern nur durch allgemein-ethische Reflexion.

In diesem Zusammenhang kann auch die These kritisiert werden, daß der Mensch mit einem domestizierten Tier vergleichbar sei, somit seiner eigentlichen Natur entfremdet und irgendwie "dekadent". Faßt man den Menschen wirklich als Kulturwesen von Natur aus, dann ist der hochzivilisierte Kulturmensch westlicher Prägung nicht mehr oder weniger dekadent und entfremdet als der Buschmann, der bodenständige Landwirt nicht mehr oder weniger als der Großstädter. Alle Formen menschlichen Daseins sind dann als natürlich anzusehen. Eine andere Frage bleibt die des Angewiesenseins des Menschen auf Natur, da der natürliche Ursprung des Menschen selbstverständlich nicht zu leugnen ist; Raubbau an der Natur kann beispielsweise den Menschen nicht unbeeinflußt lassen.

Folgt man diesem Gedankengang, dann ist der Mensch von Natur aus "künstlich"; hier deutet sich eine Beziehung zu Plessner an, der den Menschen als "exzentrisch" beschreibt, als ein Wesen, das sich selbst zu dem machen muß, was es ist. Als exzentrisches Wesen nicht im Gleichgewicht, ortlos, zeitlos, sozusagen im "Nichts" stehend, konstitutiv heimatlos, muß es erst etwas "werden", um sich das nötige Gleichgewicht zu verschaffen. Dies Gleichgewicht schafft es aber eben nicht durch die Natur (z.B. Instinktresiduen), sondern durch die Kultur. Die Kultur ist jetzt wirklich abgelöst von der Natur, vom Menschen selbst geschaffen, daher aber auch labil, nichts Ganzes, kein Abschluß, keine Endhandlung, sondern Movens, Suche ohne festes Ziel.

Hier ist Plessner recht zu geben, wenn er schreibt: "In dieser Bedürftigkeit oder Nacktheit liegt das Movens für alle spezifisch menschliche, d.h. auf Irreales gerichtete und mit künstlichen Mitteln arbeitende Tätigkeit, der letzte Grund für das Werkzeug und dasjenige, dem es dient: die Kultur".(1) Es stellt sich hier allerdings die Frage, wie der Mensch etwas rein künstliches vollbringen kann, wenn er ja doch letztlich der Natur entstammt. Es muß hier betont werden, daß selbstverständlich auch die Kultur nichts rein Künstliches darstellt, sondern eher als Frage zu verstehen ist auf Antworten, die

---

1 Plessner, H.: Die Stufen..., a.a.O., S. 311

durch die vorgegebene Natur schon vorhanden sind. Metaphysik wie Naturwissenschaften, ebenso sämtliche Formen symbolischen Handelns des Menschen sind doch letztlich als Fragen und Wissenwollen in einer vorgegebenen Welt, in die der Mensch nach Satre "geworfen" ist, zu verstehen. Der "Mensch muß werden, was er ist, um Mensch zu sein" bedeutet dann, er hat sich selbst in Frage zu stellen, weil er ist, aber nicht, weil Restinstinkte ihn leiten. Der Mensch kann keine neuen Antworten finden; sein Menschsein besteht darin, sich selbst und die Welt, in der er lebt, zu hinterfragen und zu gestalten. Dies geschieht durch Reflexion und – im weiteren Sinne – durch Kultur (was ja auch die beiden Pole der exzentrischen Personalität bei Plessner ausmacht).

Der Mensch bleibt bei seiner Suche also auf das Vorgegebene, die vorgefundene Natur, bezogen und angewiesen, wie es auch seinem phylogenetischen Ursprung entspricht. In diesem Sinne bleibt der Mensch auch Naturwesen.

Sind in diesem Zusammenhang nicht zumindest Erfindungen neue Antworten? Auch hier kann Plessner gefolgt werden: der Mensch kann nur erfinden, soweit er entdeckt. Entdecktes ist aber schon immer vorhanden. Erfinden heißt dann, eine gefundene, bereits vorhandene Möglichkeit in die Wirklichkeit umzusetzen – etwas typisch menschliches; das Tier kann nur "finden" nicht "erfinden". Die gefundene Möglichkeit kann aber nur aus den Mitteln der vorhandenen Wirklichkeit abgeleitet werden. Insofern ist die gefundene "Antwort" nur eine Neukombination der vorhandenen Wirklichkeit, also keine neue Antwort (Wirklichkeit). Zudem wirft eine Neukombination der vorhandenen Wirklichkeit immer neue Fragen auf, die wiederum durch Neukombinationen der vorhandenen Wirklichkeit beantwortet werden, entweder wiederum in Form neuer Erfindungen oder zumindest Denkmodelle – hier zeigt sich eine gemeinsame Basis von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften. Inwieweit dieses "Paktieren"(Plessner) mit der Wirklichkeit die Wirklichkeit verändert, soll an späterer Stelle noch angedeutet werden. Festgehalten aber werden kann: Eine "echte" Veränderung der Wirklichkeit ist nicht möglich, nur eine Veränderung der Phänomene. Plessner geht hier allerdings einen anderen Weg, wie gezeigt wurde.



## 6.2. Der Mensch als "animal symbolicum"

Läßt man die These von der Instinktreduktion des Menschen fort und geht davon aus, daß der Mensch phylogenetisch schon früh einen eigenen, relativ instinktfreien Weg eingeschlagen hat, können die Gedankengänge, wie sie z.B. bei Gehlen vorhanden sind, bezüglich einer Handlungstheorie grundsätzlich nachvollzogen werden: der Instinktmangel ist danach gerade die Voraussetzung dafür, daß der Mensch durch bewußtes Handeln die Mittel seiner Existenz erst finden muß, dabei die Ziele seines Handelns antizipierend. Der Weg, wie der Mensch zu bewußtem Handeln kommt, soll noch einmal kurz in Erinnerung gerufen werden: Ohne Instinktdruck besteht für den Menschen nur die Möglichkeit, sich an Erfahrungen zu orientieren, welche der zunächst gestaltlosen Offenheit die Richtung weisen. Während Gehlen aber nun einen Antriebsüberschuß des Menschen annimmt (Lorenz Restinstinkte, Freud Triebe), der den Menschen zum Handeln treibt, ist der Handlungsimpuls hier als lebensidentisch herausgestellt worden. Handlungsimpulse ohne endogen-instinktive Leitung lassen sich aber erst recht nur durch die Überprüfung qua Erfahrung rechtfertigen und kanalisieren. Zur bewußten Steuerung kommt es nun, indem zwischen Handlung und Handlungsziel des Menschen Mittelglieder eingeschoben werden. Diese Mittelglieder müssen aber nicht jeweils neu geplant werden, sondern können in analog auftretenden Situationen quasi automatisch wieder eingesetzt werden und gerinnen so zu Gewohnheiten. Gerade dadurch, daß so langsam das habitualisierte Verhalten dem Bewußtsein entgleitet und sich automatisiert, bildet es wiederum die Basis für ein höheres, darauf aufbauendes variables Verhalten. An welcher Stufe dabei der Mensch genau das reflexive Bewußtsein ausbildete und auf einer Metaebene sich und die Welt zum Objekt machen konnte, kann hier nicht näher untersucht werden. Wichtig dabei ist, daß der Mensch über die Grundbedürfnisse hinaus neue, sekundäre Bedürfnisse entwickelte, die aber nicht mehr triebgesteuert und daher auch nicht festgelegt sind. Vielleicht erklärt sich gerade so seine Manipulierbarkeit einerseits wie seine Fähigkeit zur Ideologebildung und Durchsetzungskraft bestimmter Gedanken- und Handlungsfolgen andererseits.

Durch die minimale Möglichkeit, sensorisch und motorisch auf Umweltreize adäquat zu reagieren, zusammen mit automatisierten Handlungsketten, die als Kondensat weitergegeben werden müssen, entsteht Sprache. Nach Gehlen ergibt sich Entlastung aus der Sprache durch deren Symbole, die Erfahrungen und Handlungsketten andeuten; motorische Ausführungen im Rahmen eines "trial and error" erübrigen sich damit weitgehend. Die Sprachsymbolik ist somit stark von der ursprünglichen, gegenständlichen Welt abgelöst und bildet eine relativ eigene Welt der Vorstellungen und Begriffe. So entsteht Geist und Kultur. Symbole sind nun nicht nur den Dingen aufgesetzte Zeichen, sondern "in unseren Umgang verwickelt, intim und zu Teilnehmern unseres Lebens".(1) Hier findet die Vermischung der realen mit der vorgestellten Welt statt; die Dinge zeigen sich nicht mehr so, wie sie sind, sondern nur noch im Rahmen des von den Menschen zugewiesenen Bedeutungsgehaltes.

Läßt man diese grundsätzliche Sicht der Entwicklung des Menschen zum reflexiven, personalen Wesen bestehen, geht dabei aber nicht von den Thesen der Instinktreduktion, des Drangüberschusses, der Restinstinkte u.s.w. aus, sondern von einer echten Offenheit, muß unter diesem Aspekt gerade der letzte Punkt noch eingehender betrachtet werden:

Zu Hilfe genommen werden soll die These Millers als Ausgangsüberlegung: "Insulation gegen selektive Prozesse " bedeutet, daß Symbolbildung schon sehr früh in der Evolution des Menschen erfolgte. Triebfeder dabei waren allerdings nicht Dränge, Instinkte u.s.w., sondern die soziale Gruppe. Übereinstimmend mit den meisten Anthropologen der Neuzeit nimmt Miller an, daß der Mensch von Anbeginn Gruppenwesen war und als solcher auch innerhalb und durch die Gruppe zu Reflexivität, Personalität und Symbolbildung gelangt sein muß.

Miller kritisiert in seiner Einleitung die Tendenz der Evolutionstheorie, die Gruppenbildung bei der Hervorbringung dieser Kategorien zu wenig beachtet zu haben. Er schlägt eine neue Gruppentheorie vor, in der die Gruppe als Medium zwischen Individuum und Umwelt einen kategorialen Status bekommen soll.(2)

---

1 Gehlen, A.: Der Mensch, a.a.O., S. 152

2 Miller, H.: Progress and Decline, a.a.O.



Die Gruppe hat nach Miller nicht allein deswegen eine höhere Überlebenschance als das Individuum, weil in ihr die gleichen Fähigkeiten und Fertigkeiten kumulieren oder sich ergänzen; was die Arbeitsteilung betrifft, ist dies nach Miller sogar negativ zu bewerten, da diese zur Dauerspezialisierung und Vereinseitigung auf kultureller Ebene führen kann. Eine Gruppe ist vielmehr überlegen, weil das Individuum in ihr sich nicht so sehr der Umwelt anzupassen braucht und Spezialisierung von Anfang an vermieden werden kann.<sup>(1)</sup> Durch Insulation in der Gruppe können sie sich demjenigen Ausleседruck entziehen, der sie sonst untergehen lassen oder zu organisch-physiologischer Anpassung zwingen würde. Die soziale Gruppe ist damit aber auch die Schöpferin von Kultur! So, wie in einer Oase im Schutzraum der Bäume Pflanzen und Tierarten gedeihen können, die in der Wüste sofort untergehen würden, können sich im Schutzraum der Gruppe kulturelle Inhalte und Symbole entwickeln, die im "Kampf ums Dasein" des Einzelnen nie entstehen könnten. Die "Offenheit" des Menschen ist somit eng verbunden mit der Cruppenbildung und gleichzeitig die Voraussetzung zu Symbolbildung und Kultur.

Verbindet man die These Millers mit dem "Körperausschaltungsprinzip" Alsbergs, dann ergibt sich: Das Körperausschaltungsprinzip ermöglicht jene Distanz als Potential, welche Offenheit möglich macht. Das Insulationsprinzip bringt diese Offenheit hervor und sichert sie gegen die Entwicklung von Spezialisierung. Und weiter: das Körperausschaltungsprinzip beinhaltet die Potenz zu Ratio und Entwicklung von reflektiver Intelligenz; das Insulationsprinzip bringt sie hervor, stabilisiert sie und schafft Tradition und Kultur.

Beide Theoreme enthalten aber auch die Aussage, daß die Entwicklung von Instinkten, die ja von Spezialisierung nicht zu trennen sind, von Anfang an behindert, zum großen Teil sicher auch verhindert wird. Symbolbildung und Kultur gehören damit aber von Anfang an zur Natur des Menschen und sind nicht als Folge von Drängen u.s.w. zu begreifen. Der Mensch ist dann "animal symbolicum" von Natur aus.

---

<sup>1</sup> Vgl. Miller, H.: Progress and Decline, a.a.O., S. 174 ff

Verbindet man nun die Sicht der Kulturbildung, wie sie oben dargestellt ist, mit den Thesen Millers und Alsbergs, dann ergibt sich folgendes Bild:

Psychomotorische Verhaltensabläufe, die zu Gewohnheiten werden, werden dies immer schon in der sozialen Gruppe. Verhaltensautomatismen liegen dann bereits insulationistische Prinzipien zugrunde, welche die Basis für Kultur bereits enthalten. Mangels nicht eingetretener Spezialisierung – welche weiterhin durch die Gruppe verhindert wird – wird die Intelligenzentwicklung gleichzeitig mit der Symbolentwicklung ermöglicht. Die Stufe der Reflexion und Identitätsentwicklung ist nun das logische Ergebnis dieses Prozesses.

Hier ergibt sich nun ein veränderter Ansatz gegenüber den stärker biologisch orientierten Autoren:

Die Hauptschwierigkeit bei Scheler lag m.E. darin, daß der Gegenpol des "exzentrischen Wesens" Mensch außerhalb der physischen Sphäre gesucht wurde. Bei Gehlen kommt der Mensch zur Kultur, indem er von nicht näher bestimmten Drängen geleitet wird die sich in den "idées directrices" manifestieren. Bei Freud ist der Mensch stark triebbestimmt, Kultur entsteht durch Sublimierung dieser archaischen Triebenergie. Lorenz und Eibl-Eibesfeldt glauben noch viele Instinktresiduen beim Menschen zu erkennen, bei denen die komplementäre Endhandlung verloren gegangen ist und quasi durch Kultur ersetzt werden muß. Überall zeigt sich das gravierende Problem darin, Symbolbildung und Kultur wirklich schlüssig aus primärer, naturhafter Gebundenheit zu erklären, Freiheit aus Abhängigkeit.

Hier nun stellt sich das Problem erst gar nicht in dieser Weise: Symbolbildung gehört zur Natur des Menschen ebenso wie die damit verbundene Kulturbildung, und zwar *sui generis*. Kultur ist nicht die "zweite Natur" (Lorenz) des Menschen, die auf der ersten sukzessiv aufbaut, sondern die Fähigkeit zur Kulturbildung ist das immanente Grundprinzip des Menschseins von Anfang an.

Möglich geworden ist dies durch die Entstehung eines reflexiven Bewußtseins. "Rückläufiges" Bewußtsein ist aber nur durch das eigene Wiedererkennen im Anderen denkbar. Dem Ungebrochenen des glatt ablaufenden Verhaltens, das keine Verzögerung kennt,

steht der Prozess des sozialen Handelns als ein Ablauf gegenüber, der eine Pause aufweist, den "arrest" (Mead). An diese Pause ist die Entstehung des Ich-Bewußtseins, der Identität und der Personalität gebunden. Verhalten, das die Ethologie erforscht, kennt kein reflexives Bewußtsein; wo es Beziehungen aufnimmt und fortsetzt, handelt es sich vorwiegend um natürliche, instinkthaft gesteuerte. Das soziale Handeln des Menschen dagegen baut die Beziehungen zu Seinesgleichen auf und, damit zugleich die Beziehung zu sich selbst. Mead, der diesen Vorgang vor allem herausgearbeitet hat, denkt dabei vor allem an einen Konflikt als Ursache: In einer bestimmten Situation erweist sich eine Neuorientierung als notwendig, der Reflexbogen wird deshalb gestoppt und dem neuen Ablauf integriert sich das Ich als ein unveräußerlicher Bestandteil. Bewußtsein entsteht damit als ein reflexives, die Reflexivität folgt aus dem Sachverhalt des Sich-Erkennens im Anderen; das Ich bildet sich am Du.

Es muß nochmals betont werden, daß dieser soziale Vorgang allein nicht ausreicht, um Geist und Personsein ausreichend zu erklären. Sozialverhalten - wenn auch meist instinktiv gesteuert - kommt ja auch im Tierreich vor. Als wesentliche Voraussetzungen müssen auch die Kategorien "Insulation" und "Körperrausschaltung" gesehen werden. Nur das simultane Zusammenwirken aller drei Gegebenheiten kann Geist, Kultur und Person hervorbringen.

Wenn der Mensch sich im Anderen erkennt, erkennt er den Anderen, als sei er er selbst, und sich als den Anderen. Somit hat das Meadsche "me" volle Geltung und Berechtigung: es ist das notwendige, das soziale Umfeld widerspiegelnde intrapsychische Gegenpol des "I", das nötig ist, um jene Dialektik zu ermöglichen, die symbolisches Denken, Geist und Kultur hervorbringt. (1) Diese Sozietät knüpft ein Netz von Bedeutungen für andere und gleichzeitig für sich selbst.

---

1 Daß die gleiche Zustimmung nicht für das "I" gelten kann, wurde schon deutlich gemacht.

Bewußtsein, Reflexivität und Denken sind zugleich mit dem Auftreten von Bedeutungen vorhanden; daraus folgt zweierlei: Einmal ist es nicht mehr möglich, Denken und Handeln zu trennen. Sensomotorische Verhaltensverknüpfungen sind in bewußtes Handeln übergegangen. Zweitens kann Bewußtsein nicht mehr nur vom Standpunkt des Einzelnen her betrachtet werden, wie es die abendländische Philosophie lange getan hat. Bewußtsein setzt die Beziehungen und Bedeutungen voraus, die durch das Zusammenleben aller entstehen, die an den Prozessen sozialen Handelns beteiligt sind.

Zentraler Bestandteil des so gearteten Bewußtseins ist die Sprache. Menschliche Sprache hat darstellenden und symbolischen Charakter, Kriterien, die keine Tiersprache aufweisen, Kriterien, die die logische Folge des bipolaren menschlichen Bewußtseins sind. Wenn aber Sprache Ausdruck des Bewußtseins des Menschen ist, gehört sie wesensmäßig zum Menschen dazu, ist nicht nur Vermittlung von Bedeutungsgehalten, sondern ist Teil des menschlichen Seins.(1) Eigen schreibt:

"Die Horizonterweiterung, die aus der sprachlicher Kommunikation hervorging...befreit den Menschen schließlich von den durch das Darwinsche Prinzip gesetzten Zwängen. Aufgrund seiner sehr intensiven und multiplen geistigen Wechselwirkungen hat jeder Mensch Teil am gesamten Erfahrungsschatz der kulturellen Entwicklung. Dieses Erbe kann er - parallel zu, jedoch völlig unabhängig von der genetischen Informationsübermittlung - von Generation zu Generation weiterreichen und dabei ständig vervollkommen".(2) Eigen erkennt hier die Abgelöstheit der Sprache von der biologischen Natur des Menschen, sie ist ihm sozusagen wesenseigene, zweite Natur. Symbolisierte Informationsspeicherung über Generationen hinweg ermöglicht gleichzeitig Sicherheit wie das durch Denken abgelöste Handeln. Sprache wird hier in einem anderen Kontext als z.B. bei Gehlen

---

1 Allerdings sind Sprache und Denken nicht völlig identisch; ein Fehler, den vor allem die Sprachtheorie Piagets auszeichnet und der in den 60er Jahren - vor allem nach Lückert - zu einer übertriebenen curricularen Sprachförderung in den deutschen Kindergärten geführt hat. Vgl. dazu: Piaget, J.: Sprechen und Denken des Kindes, Düsseldorf 1972 (franz.Orig. 1923). Lückert, H.: Begabungsforschung und basale Bildungsförderung in: Schule und Psychologie Nr. 14, 1967

2 Eigen, M. / Winkler, R.: Das Spiel, München 1975, S. 288

oder den konservativen Verhaltensbiologen gesehen: Nicht Dränge oder instinktive Rudimente sind die Triebfeder zur Sprachentwicklung, sondern gerade die relative Freiheit von diesen Relikten. Auch hier zeigt sich: der Mensch ist "animal symbolicum" von Natur aus. Diese Offenheit des Menschen von Anfang an bedeutet aber auch die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit zur Symbolbildung, ohne die der Mensch weder mitmenschlich kommunizieren noch sich in der Innenwelt/Außenwelt zurechtfinden kann. Die Sprache als begrenztes System symbolischer Zeichen mit den schier unendlichen Kombinationsmöglichkeiten leistet einerseits Ersatz für den Mangel an instinktiven Reaktions- und Informationsmöglichkeiten. Sie konstituiert und garantiert andererseits jenes Maß biologisch fundierter Freiheit, die ein Einbrechen der Instinkte unmöglich macht und Kultur ermöglicht. Da die Sprache grundlegend zum Wesen des Menschen gehört, d.h., Ausdruck seiner Bipolarität ist, kann sie auch als Zeichen des Hingewiesenseins des Menschen an den Menschen gelten. (1) Stärker als jedes Tier ist der Mensch auf die soziale Gruppe verwiesen, deren Teil er ist und deren gemeinsames Symbolsystem sein Menschsein eigentlich erst ausmacht. Sprache ist die Möglichkeit des Sich-Erkennens im Anderen, ist also mehr als Kommunikation, ist Personsein durch den Anderen hindurch. Hier stößt man wieder auf Mead.

Wo liegt dann der Fehler der TSI?

Grundsätzlich wurden schon einige Kritikpunkte deutlich. Auf der Grundlage des hier vorgestellten modifizierten Ansatzes kann ergänzend nochmals darauf eingegangen werden.

- 
- 1 Die Literatur zur Sprache und Sprachentwicklung ist sehr breit. Als grundlegend kann vor allem die Sprachtheorie Chomskys gelten, ebenso die einschlägigen Werke Piagets und Wygotskis. Eine gute Zusammenfassung der verschiedenen Ansätze liefert m.E. Szagun, G.: Sprachentwicklung beim Kind, München/Wien/Baltimore 1980. Vgl. auch: Chomsky, N.: Sprache und Geist, Frankfurt 1970. Ders.: Language and mind, New York 1972. Ders.: Problems of knowledge and freedom, London 1972. Piaget, J.: Sprechen und Denken...a.a.O. Ders.: Psychologie der Intelligenz, München 1974. Ders.: Das Weltbild des Kindes, Stuttgart 1978. Wygotski, L.: Denken und Sprechen, Berlin 1964.

### 6.3. Das Wesen des Personseins

Als Unterschied zwischen der Auffassung Meads und der Trieb- bzw. Instinkttheorien wurde herausgestellt, daß letztere von einer klaren Subjekt/Objekttrennung ausgehen - die dann allerdings nicht durchgehalten werden kann, während die "sozialbehavioristische Schule" der TSI diese Trennung negiert und menschliche Persönlichkeit ausschließlich im sozialen Kontext entstehen läßt. Der daraus resultierende Interaktionismus kennt keine klaren Formen mehr; Mensch und Gruppe (Kultur) bilden eine nicht zu trennende Einheit. Diese Auffassung kommt dem hier vorgestellten Ansatz weitgehend entgegen, ist aber keinesfalls mit ihm identisch.

Personalität und Identität ergeben sich in der TSI aus dem Zusammenwirken des "internalisierten Anderen", das im "me" repräsentiert ist mit der Residualkategorie "I".

Über die Entstehung des me, die bereits behandelt wurde, kann gesagt werden, daß sie im Wesentlichen mit dem vorliegenden Ansatz übereinstimmt. Die Schwierigkeit ergibt sich erst durch die -unklare- Definition des I, wodurch dann der gesamte Personbegriff infrage gestellt wird.

Wie angeführt, ist das I bei Mead nicht eine individuell- persönliche Instanz, mit vielen differenzierten Funktionen und Möglichkeiten ausgestattet, wie sie z.B. die tiefenpsychologische Ich-Instanz darstellen soll, sondern ein archaisches Fragment, das lediglich Handlungsimpulse zu setzen imstande ist, die nicht mit den im me repräsentierten Forderungen identisch sind. Das "self", das sich aus der dialektischen Auseinandersetzung dieser beiden Instanzen ergibt ist eher eine fiktive Größe und intrapsychisch nicht - wie z.B. das tiefenpsychologische Ich - als Instanz repräsentiert. Personsein muß aber mehr umfassen als das Ergebnis eines Wechselspiels zweier im Grunde außerpersonaler Größen, die beide affinitiven Charakter haben: das me als Kristallisationskern vorgegebener Gruppennormen, das I als das Exponat eines genetisch determinierten Impulses. Kann sich Personsein wirklich aus solch statischen Größen heraus entwickeln? Ich meine nein.



Im hier vorgestellten Ansatz wurde die Offenheit des Menschen von Anfang an betont. Ein I im Sinne Meads kann es demnach nicht geben, wohl aber muß eine andere, umfassendere Größe angenommen werden, welche Individualität und Personsein erklärt. Das Hin- und Angewiesensein des Menschen auf die soziale Gruppe genügt nicht, um die damit verbundene Offenheit des Menschen einsichtig zu begründen. Die Lösung des Dilemmas liegt m.E. darin, daß beim Menschen Unspezialisiertheit und Offenheit als Voraussetzungen der Menschwerdung erfaßt wurden und nicht als deren Ergebnis. Dies bedeutet dann, daß in dem Offensein schon immer das Offensein zu etwas, also die Bindung, zwangsläufig mitgegeben ist; damit evtl. auch ein entsprechender Handlungsimpuls.<sup>(1)</sup> Diese Bindung als notwendiges Komplement der Offenheit wie auch der damit verbundene Handlungsimpuls brauchen dann nicht mehr (phylo-)genetisch gefaßt werden. Zudem bleibt es nicht bei diesem Impuls. Die Art und Weise, wie dann gehandelt wird, läßt sich nur kognitiv bestimmen, im Rahmen des individuellen Denkens und Wollens. Zu betonen ist aber, daß dieses Denken und Wollen grundsätzlich frei ist, und zwar ex ovo, sozusagen als individuelle Offenheit, die das Ergebnis der allgemeinen menschlichen Offenheit darstellt. Hingewiesensein auf die Gruppe bedeutet dann in diesem Zusammenhang, daß der Mensch einerseits nur in der sozialen Gruppe zum Personsein findet, die Gruppe sein Handeln aber nicht determiniert. Soziologisch ausgedrückt gibt die Gruppe die Chance zur echten Personalität, indem sie Rollenangebote und Normvorgaben an das Individuum macht, in denen sich das Individuum wiedererkennen kann, die es aber nicht bedingungslos annehmen muß. Die Ausdrücke: Rollendistanz, Normendistanz und Ambiguitätstoleranz meinen in diesem Zusammenhang mehr als in der gebräuchlichen soziologischen Diktion: Nicht ein Lösen oder Distanzieren von bestimmten, oberflächlichen Ansprüchen ist gemeint, sondern der zweite Pol des Menschseins, die existentielle Offenheit.

---

1 Offenheit ist ohne Bindung nicht denkbar, sie kann sich nur in der freiwillig gewollten Bindung zu etwas (Einstellung, Tätigkeit, personale Beziehung) konstituieren. Geht die Freiwilligkeit verloren, wird die Bindung zum Zwang, wird das Prinzip des Lebendigen pervertiert, die "nekrophilen" Tendenzen überwiegen. Vgl. dazu z.B. Fromm, E.: Über die Liebe zum Leben, Stuttgart 1984. Vgl. ders.: Die Seele des Menschen, Stuttgart 1979.

Diese Aussagen sollen noch etwas genauer untersucht werden: Worin ergibt sich die Chance zur Offenheit und Freiheit bei den eingangs behandelten Autoren?

Bei Gehlen ist es die Instinktreduktion, die sich aber als recht begrenzt erwies, bei den konservativen Verhaltensbiologen ergibt sie sich aus dem instinktiven Impuls ohne vorbestimmte Endhandlung; aufgrund der Gerichtetheit dieser Instinktresiduen kombiniert mit einer Fülle von Restinstinkten erscheint der Mensch aber noch determinierter. Bei Freud ergibt sie sich aus einem komplizierten Apparat von Abwehrmechanismen, welche Triebimpulse steuern oder "umwandeln". Offenheit erscheint hier als reaktiv und sekundär. Hartmann und Rapaport nehmen zwar autonome Ich-Anteile *sui generis* an, die genauere Sicht ergab jedoch, daß diese Ich-Anteile entweder doch triebabhängig bleiben oder aber bereits auf die vorgegebene Umwelt "passen", echte Autonomie also auch hier nicht zu finden ist. Bei Mead sind "I" und "me" ebenfalls keine wirklich autonomen Größen - Autonomie kann daher auch schwerlich aus Abhängigkeit erklärt werden, so sehr sich Mead auch darum bemüht. Goffman unterscheidet zwar die zu spielenden sozialen Rollen von dem eigentlichen "Selbst" des Menschen, das "Selbst" kann nach Goffman nach eigener Aussage aber nicht definiert oder festgemacht werden, da es wiederum nur Teil einer nicht determinierten Realität ist. Krappmann schließlich prägt zwar den Begriff der "balancierenden Identität", führt aber aus, daß dieser Balanceakt keine eigentliche Leistung des Individuums darstellt, sondern das Ergebnis einer dem Individuum durch seine Interaktionspartner zugeschriebenen Biographie.

Am nächsten kommt dem hier vorgestellten Konzept noch die These Plessners von der "exzentrischen Positionalität" des Menschen im Anschluß an Scheler; allerdings sind durch die stark metaphysisch geprägte Abhandlung die biologischen Voraussetzungen zur Herausbildung der beiden Pole zu wenig herausgearbeitet und, soweit vorhanden, ist zumindest der eine Pol, die Gleichsetzung von kultureller Umwelt und Persönlichkeitsanteil, nicht ohne weiteres nachvollziehbar.

Der Mensch muß durchaus im Sinne Schelers als bipolares Wesen aufgefaßt werden, die beiden Pole sind aber intrapsychisch lokalisiert; das Hingewiesensein auf die soziale Gruppe macht dabei den einen Pol aus, die prinzipielle Offenheit den anderen. Beide Pole sind eine Folge der phylogenetischen Voraus-

setzungen des Menschen. Nur in und durch die Gruppe kann sich der Mensch als autonom erleben, nicht ohne sie. Nur durch die gemeinsamen Symbole erkennt sich der Mensch im Anderen und den Anderen in ihm. Nur dadurch ist er fähig, sich zu einer bestimmten Form des Handelns zu entscheiden. Kein Widerspruch also, sondern eine Dialektik, die im Menschen so, wie er ist, seine Synthese findet.

Dies ist der Punkt, der bei der Lektüre Meads nicht nachvollzogen werden kann: daß man sich in der Gruppe niemals nur als deren Teil erkennt, vielmehr immer als in sich integriertes, durch und durch eigenständiges Individuum mit relativ stabiler Identität, ungeachtet der Vielzahl von Rollenkonflikten, denen man ausgesetzt ist. Inmitten des Gruppenlebens, ob nun Familie, Arbeitsplatz, Sportverein, kann der Mensch sich durchaus einsam fühlen, verloren, verlassen, aber als Person, als eine auf sich selbst gestellte Person. Oder umgekehrt: bei der umfassendsten Identifikation mit der Gruppe, in der größten Verbundenheit, bleibt trotzdem das Bewußtsein bestehen, eigener Mensch und autonome Person zu sein. Alle lückenlose Kommunikation kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir im tiefsten Kern Subjekt, Person bleiben. Es gibt einen absolut intimen Kern, der selbst von extremen Kommunikationsstrukturen nicht erreicht wird, der in sich konsistent bleibt.<sup>(1)</sup>

Dennoch ist die eigene Person ein Resultat des Hineingeworfenseins in die Gruppe, in den Betrieb, und selbstverständlich drückt sie sich aus mit den Mitteln, die diese Betriebsamkeit anbietet, denn es gibt keine anderen. Der personale Kern des Ich ist präsent, und in jedem Bewußtseinsaugenblick erleben wir uns immer in nicht näher zu bestimmender Weise mit. Der unmittelbaren Wirklichkeit wäre ihr eigentümlichster Wesenszug, der subjektiv empfundene Objektcharakter, beraubt, wenn man den reinen Ich-Charakter der Umwelterfassung negieren wollte.

---

<sup>1</sup> Selbst enthusiastische Gruppenerlebnisse werden als die eigenen erlebt, die Gruppe dient allerdings zur Verstärkung und evtl. auch als Auslöser solcher Erlebnisse.

Jedes Erlebnis bedeutet ein Ich-Erlebnis und wenn ein "Nicht-Ich" vorgestellt wird, dann ist es immer ein Nicht-Ich für mich. In jedem Bewußtseinsaugenblick ist also das Ich impliziert und zwar nicht als ein Bild davon oder als eine Vorstellung neben anderen, sondern als dasjenige, was an jeder Bewußtheit als deren Erlebnisseite erscheint – das primäre, das wirkliche Ich selbst. Lüth zitiert einen Ausspruch Döblins, der in diesen Rahmen gut zu passen scheint:

"Von einem merkwürdigen Gefühl, ich möchte es eine größenwahnsinnige Blendung nennen, muß ich sprechen. Ich meine das Gefühl: es ist wunderbar, es ist ein vollkommenes Wunder, daß ich bin, daß gerade dieses Ich es ist, das lebt..Ich muß es aussprechen ...meine Organe und Gefühle haben die riesigsten Erdumwälzungen mitgemacht, sind von ihnen geformt. Aber jetzt sind sie meine Gefühle, durch einen merkwürdigen, ganz unerklärlichen Glücksfall oder Unglücksfall sind sie in meine Hände geraten. Jetzt erleb' ich, erlebt gerade mein Ich, was alle diese Jahrmillionen hinterlassen haben, haben aufgeben müssen....Dieses, ich muß es schon nennen: monomanische Gefühl bildet einen integrierenden Bestandteil meines Ichs. Es ist das ehrlichste Glaubensbekenntnis des privaten Ichs". (1)

Setzt man so die soziale Gruppe als einen Pol, die grundsätzliche Offenheit des bipolaren Wesens Mensch als den anderen, kann auf Hilfstermini wie Drangüberschuß, Triebresiduen, archaischer Impuls ("I") u.ä. verzichtet werden. Solche Termini verhindern geradezu diejenige notwendige Dialektik einzuleiten, die den Menschen als Wesen zwischen Determiniertheit und Freiheit darzustellen vermag, die diese Widersprüche in einer sinnvollen Synthese aufzuheben vermag. Verhindern deshalb, weil all diese Termini im Grunde wiederum eine Bindung meinen, die Bindung an ein phylogenetisches Erbe, das den Menschen ebenso steuert, also unfrei läßt, wie seine Bindung an die Gruppe, in die er hineingestellt ist. Faßt man dagegen die prinzipielle Offenheit des Menschen als zweiten Pol seiner Wesensstruktur und erkennt man sie als Komplement zur Gruppenbindung, wird gerade diese Gruppenbindung die Grundlage der Selbsterkenntnis, zur Reflexivität und Ich-Bildung; einer Ich-Bildung allerdings, die durch die Gruppe zugleich Bindung und Freiheit erfährt.

---

1 Zitat aus Lüth, S.: Der Mensch ist kein Zufall, a.a.O., S. 354  
nach Döblin, A.: Ich über der Natur, 1927 (ohne Seitenangabe, Ort)

Noch einige Überlegungen zum Anteil der Kultur am menschlichen Personsein:

Es wurde dargestellt, daß der Mensch aufgrund bestimmter phylogenetischer Voraussetzungen zum Menschen wurde: dazu gehörte die Gruppenbildung mit den Gegebenheiten der Insulation wie die prinzipielle Offenheit, die primär eine physiologische durch Körperausschaltung war. Das Ich-Selbst-Erkennen im Anderen wurde möglich durch die Notwendigkeit des Aufeinander-Angewiesenseins (Körperausschaltung), damit aber auch Sprache und Symbolbildung. Es scheint außer Frage zu stehen, daß mit der Entwicklung der Symbolisierung eine Bewußtseinserweiterung einhergeht, indem das informationsverarbeitende Wahrnehmungsbewußtsein vor weit höhere Anforderungen gestellt wird als unter der Herrschaft der Instinktorganisation. Statt einem genetisch limitierten und legitimierten Bewußtseinsfeld sieht es sich einer phantastischen Vielfalt von Informationen gegenüber, die ihm aus bereits früheren Wahrnehmungsgestalten, verbunden mit lokomotorischen Gewohnheiten, aber auch durch dieses erweiterte, verunsicherte Bewußtsein zufließen. Aus den primär segmentierten Wahrnehmungen entstehen neue, subjektiv zu definierende Sinn- und Bedeutungszusammenhänge, also semiotische Systeme, eine Welt der Zeichen und Symbole. Diese neue Welt ist aber kein begrenztes Abbild der alten Welt mehr, wie Lorenz sie in seiner Auseinandersetzung mit einigen Gedanken Kants beschreibt, sie "passt" eben nicht mehr wie die zwar selektiv wahrgenommene, aber in diesem Ausschnitt reale Welt des Tieres. Die Immanenz des Tieres an die real vorgefundene Welt ist eben nicht vergleichbar mit der "Passung" des Menschen an die Welt, da der Mensch als "animal symbolicum" gruppenspezifisch-kulturell divergierende und sogar subjektiv unterschiedliche Bedeutungsgehalte dieser Welt zuweisen kann, "Sinn" daher erst auf einer von der Natur abgelösten Metaebene jeweils neu erschlossen werden muß. Die Sinnfrage stellt sich in dieser Weise für das Tier nicht: es ist bereits in seiner Natur und in seinem So-sein festgelegt. Der Mensch dagegen tritt weitgehend ungeschützt und ungesichert durch instinktgesteuerte Anpassung in "seine" Welt ein.

Zu den traditionellen Mißverständnissen der Tiefenpsychologie



und der Verhaltensbiologie gehört dabei, daß alle Wirklichkeit zunächst als eine Außenbeziehung zwischen Subjekt und Objekt gesehen wird, bestärkt in der Überzeugung, daß unser Erkenntnisvermögen, unsere kognitiven Fähigkeiten nach wie vor in naturhafter Weise mit dem korrespondieren, was wir Wirklichkeit und reale Lebenswelt nennen. Das Subjekt/Objektverhältnis ist so dargestellt m.E. aber ein Mißverständnis, weil Wirklichkeit in komplexen Wechselbeziehungen und Rückkoppelungsprozessen jeweils im Vollzug von Wahrnehmen, Erkennen und subjektiver Deutung spezifisch entsteht. Der Mensch ist gezwungen, seiner Fähigkeit nachzukommen, den Vorgängen der Außenwelt selektiv eine Bedeutung und damit eine Ordnung beizumessen und dieser Bedeutung gemäß sich zu verhalten.(1)

Damit ist aber bereits die Vorstufe zur Kultur erreicht. "Kulturelle Wirklichkeit" liegt dann aber in keiner Weise naturhaft vor, sondern entsteht und verwandelt sich in zyklischen Prozessen, an denen der Mensch teilnimmt wie der Akteur an der Handlung eines Dramas. Kulturelle Wirklichkeit muß daher unterschiedlich sein, was ja auch die ethnologischen Untersuchungen Meads, Benedicts u.a. belegen.(2) Das eigentliche Wesensmerkmal der Kulturen ist ihre Unterschiedlichkeit aufgrund der unterschiedlichen Sinndefinitionen, nicht ihre phylogenetische Gleichheit. Wenn die Symbolik in Denken und Verhalten das eigentliche Wesensmerkmal des Menschen darstellt, diese Symbolik aber abgelöst von der ursprünglichen Natur ist, dann entsteht Sinn aus dieser Symbolik und nicht aus archaischen Verhaltensresiduen. Die Ausdrucksmöglichkeiten dieser Symbolik mögen Ähnlichkeiten aufweisen, die zugewiesenen Sinngehalte dagegen müssen dies in keiner Weise. Um es noch einmal aus-

---

1 Die Axiome der Kommunikationstheorie - z.B. diejenigen Watzlawicks - belegen beispielsweise diesen Sachverhalt. Es ist nicht möglich, sich in bezug zu anderen "nicht" zu verhalten, d.h., es ist auch unmöglich, dem Verhalten den anderen keine Bedeutung zuzuschreiben und in subjektiver Weise darauf zu reagieren. Vgl. Watzlawick, P./Beavin, J./ Don Jackson, D.: Menschliche Kommunikation, Bern 1974, S. 50 - 53

2 Vgl. z.B.: Mead, M.: Leben in der Südsee, München 1965. Dies.: Mann und Weib, Hamburg 1974. Benedict, R.: Patterns of Culture, London 1934. Vgl. auch die Fülle der ethnologischen Hinweise und Untersuchungen in der verhaltensbiologischen Literatur, wie sie z.Teil angeführt wurde; z.B. Eibl-Eibesfeld, I.: Liebe und Haß, a.a.O.



zudrücken: Kultur bedeutet dann eine komplizierte Form differenziertester Symbolgehalte, nach denen gedacht und gehandelt wird, die aber doch innerhalb einer Gruppe (Gesellschaft) eine relative, von allen Individuen mehr oder weniger akzeptierte Einheit darstellt. "Entlastung" im Sinne Gehlens kann man jedoch weder der Vorstufe zur Kulturbildung (Symbolisierung durch Sprache - "kleine Entlastung") noch der eigentlichen Kultur (große Entlastung durch kulturelle Institutionalisierung) zuschreiben, da Entlastung ja Belastung voraussetzt. Sieht man die Offenheit des Menschen als axiomatisch an, war die Belastung im Sinne Gehlens eigentlich nie vorhanden; es können belastende Elemente, wie sie sich bei Gehlen ergeben, somit nicht in die Symbolbildung hineingenommen werden. Die Tendenz zur Institutionalisierung und zu einer gewissen Rigidität einer Gesellschaftsordnung ergibt sich demnach nicht aus eingeborenen leitenden Ideen oder auch Instinktresiduen, Trieben u.s.w., sondern allein aus der gemeinsamen Zustimmung der einzelnen Mitglieder einer gesellschaftlichen Gruppe zu dem selbsterstellten Symbolsystem. Hier muß nochmals daran erinnert werden, daß diese gemeinsame Zustimmung grundsätzlich erst einmal nötig ist, um sich im Anderen - und dann in der Gruppe - selbst widerzuerkennen und so Persönlichkeit und Identität erst einmal herauszubilden.(1)

Eine gewisse Rigidität und Trägheit des vorhandenen Systems ist dann zwar auch vorhanden, ist aber nicht so stark, als wenn endogene Steuerungsmechanismen angenommen werden; im Gegenteil: da der Mensch hier als fragendes Wesen dargestellt wurde, bildet sich ein - notwendiges - Gegengewicht zu dieser Erstarrungstendenz. Jede zu große Erstarrung ginge dann im letzteren Sinn gegen die "Natur" des Menschen.

Im folgenden sollen im Sinne des hier vorgestellten Personbegriffes noch einige Fragen geklärt werden, wie sie sich anhand einiger spezieller Aussagen der behandelten Autoren ergeben:

---

1 Diese Abfolge scheint kongenitaler Natur zu sein, wenn man die frühkindlichen Personalisationsanfänge zur Grundlage nimmt: danach ist die "Mutter-Kind-Dyade" das Primäre - am Du beginnt sich das Kind als Person zu begreifen. Erst danach wird die Familie als Ganzes relevant, wenn auch nach neueren Untersuchungen die anderen Familienmitglieder, besonders der Vater, bei diesem Prozess eine ebenfalls nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Vgl. dazu z.B.: Lehr, U.: Die Bedeutung von Mutter

#### 6.4. Das Menschenbild der konservativen Verhaltensbiologie im Lichte des hier vorgestellten Personbegriffs

Es scheint bezeichnend im Sinne des vorliegenden Ansatzes, was Cassirer in bezug zur Theorie der konservativen Verhaltensbiologie meint: "Ein erstaunlicher und sozusagen paradoxer Zug an den eben erwähnten Theorien ist der schroffe Gegensatz zwischen dem, was sie versprechen und dem, was sie uns wirklich geben. Die Denker, die diese Theorien aufstellten, waren sehr streng in bezug auf ihre methodischen Prinzipien. Sie gaben sich nicht damit zufrieden, über die menschliche Natur in den Worten unserer Alltagssprache zu reden, sondern sie strebten nach absoluter begrifflicher Exaktheit. Wenn wir aber ihre Ergebnisse mit ihren hohen Ansprüchen vergleichen, sind wir sehr enttäuscht. 'Instinkt' ist ein sehr unbestimmter Ausdruck. Für die Beschreibung mancher Verhaltensweisen mag er zwar einen gewissen Wert haben, er hat aber keinen eigentlichen Erkenntniswert. Indem wir einige Klassen tierischer oder menschlicher Verhaltensweisen auf Grundinstinkte zurückführen, haben wir noch nicht die Ursachen dieser Erscheinungen aufgezeigt. Wir haben bloß eine neue Bezeichnung eingeführt und ein neues Problem gestellt, statt eine Frage zu beantworten. Der Ausdruck 'Instinkt' ist weiter nichts als eine "Erklärung" idem per idem, in den meisten Fällen ist es aber ein *obscurum per obscurius*" (1)

Auch in Deweys "Human Nature and Conduct" findet sich ein Passus, der diesen Sachverhalt umreißt: "In erster Linie ist es unwissenschaftlich, die ursprünglichen Tätigkeiten auf eine bestimmte Anzahl scharf abgegrenzter Klassen von Instinkten einschränken zu wollen, und das praktische Ergebnis dieses Versuches ist allerdings ebenso wertvoll wie natürlich. Die unübersehbare Menge besonderer wechselnder Ereignisse wird vom Geist bewältigt durch Akte des Definierens, des Anlegens von Verzeichnissen und Listen des Unterordnens unter Oberbegriffe und Zusammenfassens in Abteilungen...wenn wir annehmen wollten, daß unsere Spaltungen und Zusammenfassungen ein Abbild starrer Trennungen

---

Vater für die Persönlichkeitsentwicklung des Kleinkindes in:  
Dollase, R. (Hrsg.): Handbuch der Früh- und Vorschulpädagogik,  
Bd. 1, Düsseldorf 1978, S. 119 - 142. Lamb, E.: The role of the  
father in child development, New York 1976. Hurrelmann, K./  
Ulrich, D. (Hrsg): Sozialisationsforschung, Basel/Weinheim 1982

1 Cassirer, E.: Was ist der Mensch, Stuttgart 1960, S. 87

und Verbindungen in rerum natura seien, so schaden wir unserem Umgang mit den Dingen mehr, als daß wir ihnen nützen. Wir machen uns einer Anmaßung schuldig, welche die Natur rasch bestraft. Wir bringen uns um die Fähigkeit, in wirksamer Weise mit dem Feineren und dem Neuen in Natur und Leben uns zu befassen.... Die Neigung, die ursprüngliche Bestimmung der Unterscheidungen und Klassenbildungen zu vergessen und sie so zu fassen, als ob sie Dinge an sich wären, das ist der landläufige Trugschluß des wissenschaftlichen Spezialistentums...."(1)

Dewey wendet sich in diesem Zusammenhang gegen die relativ willkürliche Ableitung und Einteilung von menschlichen Restinstinkten und kommt zu dem Schluß: "Tatsächlich aber gibt es ebenso viele Reaktionen auf die verschiedenen als Reize wirkenden Umstände, als Zeit dafür zur Verfügung ist, und unsere Listen sind bloße Klasseneinteilungen zu besonderen Zwecken".(2)

Diese Kritik, obwohl m.E. überzeichnet, hat nichts an ihrer Aktualität verloren; sie reiht sich nahtlos ein in den hier vorgestellten Personbegriff; dies kann an einigen Besonderheiten der Thesen Lorenz' und Eibl-Eibesfelds noch näher verdeutlicht werden:

Nach Lorenz sind Rituale durch Übersprungshandlungen und entleerte Instinkte bezüglich der Endhandlung entstanden. Das Ritual als echter Sekundärinstinkt verdeckt dabei allerdings nicht das Wesentliche, sondern macht erst das Wesentliche aus; ohne festliche Weihnachtsgestaltung beispielsweise wird das Wesentliche am Weihnachtsfest nicht erfaßt. Das Besondere dieser Subjekt/Objektrelation kommt vor allem auch in Lorenz' Bemerkungen zu Kant zum Ausdruck: er negiert, daß die Wirklichkeit an sich nicht erkannt werden kann; partielle Ausschnitte der Wirklichkeit können danach sehr wohl erfaßt werden und diese sind ein teilweises Abbild der Gesamtwirklichkeit. Rituale und Symbole repräsentieren nach dieser Definition einen Teil der menschlichen Wirklichkeit.

---

1 Dewey, J.: Human Nature and Conduct, New York 1922, Teil 2 S. 131, zitiert nach Cassirer, E.: Was ist der Mensch, a.a.O., S. 88

2 Ebenda

Diese Ansicht stimmt mit dem hier vorgestellten Ansatz insofern nicht überein, als der Mensch eben nicht mehr Teil dieser ursprünglichen Wirklichkeit, sondern davon abgelöst ist, d.h., daß die Symbole und Rituale eine völlig neue Wirklichkeit für den Menschen darstellen, die allerdings um nichts weniger wichtig und im Sinne der prinzipiellen Offenheit auch in anderer Weise "natürlich" ist. Die Subjekt-/Objektrelation ist hier aber eine völlig andere: Rituale, Symbole und letztlich Kultur sind nicht sektorale Ausdrücke der vorgefundenen Wirklichkeit "an sich", also nicht mehr "Objekte", sondern sie verbinden sich mit dem Menschen als kulturproduzierendem und gleichzeitig interpretierendem Subjekt.

Diese interdependente Komplementarität ist aber nicht mit einer Identifizierung von Mensch und Welt im Sinne des monistischen Idealismus zu verwechseln! Der zweite Pol des Menschseins, seine Offenheit, gibt ihm die Möglichkeit, die von ihm selbst geschaffene Welt immer wieder infrage zu stellen; gleichwohl bleibt er abhängig von ihr, da er ja selbst Teil von ihr (vor allem der kulturellen Welt) ist und sich nur in ihrem Rahmen selbst erkennen und interpretieren kann.

Nochmals zum vorigen Beispiel von Lorenz: das Ritual beim Weihnachtsfest ist also tatsächlich das Wesentliche, da nur dadurch "Sinn" vermittelt werden kann; soziologisch ausgedrückt: Werte müssen sich durch Normen bzw. Rollen darstellen, um als solche erkannt zu werden bzw. überhaupt zu existieren.<sup>(1)</sup> Dieser darzustellende Sinn ist aber keinesfalls Teil einer bereits vorgefundenen Wirklichkeit, sondern vom Menschen zugewiesener Sinn.

Ein weiterer Punkt: nach Lorenz ist nicht die Familie oder die soziale Gruppe die ursprüngliche Form des menschlichen Zusammenlebens, sondern die "anonyme Schar", die sich zur Verwirrung von Feinden gebildet hat. Moralische Tugenden wie Freundschaft, Ehrlichkeit, Verantwortlichkeit u.s.w. entstehen

---

<sup>1</sup> Werte ohne Handlungsvollzüge bleiben fiktiv; so ist zum Beispiel sogar das Beten an Handlungen gebunden, wie die Hände zu falten und einen stillen Ort aufzusuchen; vor allem ist das sprachliche oder gedankliche Formulieren des Gebetes bereits Handlung.

erst durch das Bekanntwerden und Zueinanderstehen in der gemeinsamen Feindabwehr. Bekanntwerden ermöglicht danach auch die Ritualisierung und Kultur; Moral entsteht also analog zu und in Verbindung mit Symbolisierung und Ritualisierung.

Im vorliegenden Ansatz wird nun nicht von der anonymen Schar - die einen Zusammenschluß primär vorhandener Einzelwesen bedeutet - ausgegangen, sondern von der sozialen Gruppe. Moral und Ethik entstand infolgedessen nicht durch intraspezifische Aggression (also funktional), sondern intentional im Sinne bewußt gewordener und gewollter Sinnfindung.

Wie dargestellt, ist Sinnfindung aber ein Wesenskriterium des Menschseins an sich, das sich aus dem dialektischen Verhältnis zwischen Offenheit und Gruppenbindung ergibt, und nicht die Folge eines physiologischen Notstands.(1) Sinn als kulturspezifisch definierter Sinn ist damit Wandlungen unterworfen, welche sicher Systemeigenschaften aufzeigen, wie Lorenz dies annimmt. Das total Neue gibt es dann nicht, sondern immer nur ein Neues in bezug zum Vorgefundenen, wobei sich meist nur einige Eigenschaften des Gesamtsystems verändern - damit natürlich aber auch das gesamte System.(2)

Als problematisch dagegen erweist sich die Aussage Lorenz', daß Kultur und Geschichte nie verstandesmäßig gesteuert, sondern den allgemeinen Evolutionsgesetzen unterworfen sind, d.h., Zufallscharakter haben. Hier dagegen wird deutlich, daß Kulturen und damit verbunden auch Wertvorstellungen durchaus, gemessen an bestimmten Prinzipien (z.B. religiösen) als

---

1 Offenheit bedeutet immer ein "offen zu etwas" und dieses "zu etwas" hat auch immer einen Bezug zur Gruppe. Verhalten ist z.B. nach Watzlawick immer personen-/gruppenbezogenes Verhalten.

2 Vgl. z.B. die Systemeigenschaften nach Bertalanffy, L.v.: General System Theorie, Yearbook 1, 1 1956 und Yearbook 7, 1, 1962 So gesehen ist Lernen aus der Geschichte nur bedingt möglich, da die damaligen Systeminhalte niemals vollständig mit den gegenwärtigen übereinstimmen; Zukunftsgestaltung bedeutet also immer eine nur durch den reflektierenden Geist zu bewältigende neuartige Situation. Ebenso wenig entspricht die Revolution dem sukzessiven Element der Theorie der offenen Systeme.



"gut" oder "schlecht" eingestuft werden können, daß Kultur und Geschichte aber immer von Menschen "gemacht" und nicht dem evolutiven Prinzip unterworfen sind.

In beiden Ansätzen wird der Mensch als antizipierendes Wesen dargestellt; nach Lorenz vermag der Mensch aber nicht wirklich etwas zu verändern, sondern nur Mutation und Selektion; erst rückwirkend kann der Mensch feststellen, welche Art der Handlungen "richtig" waren und welche nicht, welche Mutation evolutiv sinnlos war.

Dies kommt fast einer Entmündigung des Menschen gleich: antizipierendes Handeln reduziert sich auf "trial and error", die Natur bestimmt, was "richtig" ist und was nicht. "Richtig" bedeutet dann zum Nutzen der Arterhaltung und im Sinne einer Anpassung an eine vorgefundene Realität. Die Veränderungsmöglichkeit dieser Welt wird praktisch nicht zugestanden, der Mensch schafft sich seine Objekte nicht selbst, kann sich auch nicht in diesen Objekten wiederfinden.

Im vorliegenden Ansatz wird deutlich, daß es ein Existential des Menschseins darstellt, aus der Subjekt-/Objekttrennung herausgetreten zu sein, indem der Mensch sich in seiner Welt erkennt und ihr seinen Sinn vermittelt.

Ein letzter Gedanke zum Identitätsbegriff von Lorenz:

Identität ergibt sich danach nicht aus dem Bewußtsein eines individuellen Kontinuums, des Erkennens individueller Einzigartigkeit in jeder Situation, sondern aus dem Bewußtsein relativer Gleichartigkeit mit allen Menschen. Diese Gleichartigkeit resultiert aus dem stammesgeschichtlichen Erbe, welches seinen Niederschlag in analogen Instinktresiduen und damit verbundenem Verhalten findet.

Es wurde schon angedeutet, daß Identität das genaue Gegenteil bezeichnet, nämlich das Bewußtsein einer echten Einzigartigkeit, die zwar Entwicklungen und Veränderungen unterliegt, doch einen unverwechselbaren, zentralen Kern behält. Zu starke Identifikation schwächt doch gerade diesen Kern und ist Grundlage einer pathologischen Störung.(1)

---

1 Vgl. z.B. das nur massenpsychologisch zu erklärende Phänomen von z.Teil totalen Persönlichkeitsveränderungen in sog. Jugendsekten, bei "Fußballfans" oder anomischen Jugendgruppen. Erst im Einzelkontakt treten jene - meist positiven - Persönlichkeitsvariablen wieder auf, die durch die Gruppennivellierung überdeckt sind. Vgl. z.B. auch das pathologische Phänomen



Die Annahme der prinzipiellen Offenheit des Menschen ermöglicht, Identität gerade in Abhebung zu den anderen zu erfassen. Trotzdem bleibt die Bezugsgruppe, aus der der Mensch hervorgeht, immer auch die notwendige Voraussetzung zur Identitätsbildung; der Mensch wird am Du zum Ich, er kann sich nur im Anderen wiedererkennen. Dieses Wiedererkennen, immaniert im zweiten Pol des "bipolaren Wesens Mensch", ist aber nicht in der Gemeinsamkeit der Instinkte zu suchen, auch nicht außerhalb der individuellen Sphäre - wie Scheler das tut -, sondern allein intrapsychisch. Hier ist aber auch der zweite Pol lokalisiert - die prinzipielle Offenheit. Beides zusammen ermöglicht sowohl das Erkennen des eigenen Selbst als auch die Distanzierung zum Anderen, also personale Identität. Identität ist nur durch Reflexion möglich; Reflexion benötigt aber beide Pole: den der Gruppenbindung, des sich selbst Erkennens in der Gruppe und die Offenheit.(1)

Die Aussagen Gehlens z.B. suggerieren die Möglichkeit einer Gruppenidentität, eines Gruppenichs, ebenso die einiger Verhaltensbiologen.(2) Starke Identifikation mit der Gruppe bringt das eigene Identitätsgefühl aber nicht zum Schwinden: immer erlebe ich mich selbst als patriotisch, gläubig...die Gruppe kann zwar gewisse Potentiale und Bereitschaften verstärken oder auslösen, immer bleibt aber das Erlebte und Getane das eigene Erleben und Tun, und ich bin mir auch dessen bewußt.

Eibl-Eibesfeldt geht weniger vom Instinktschema aus, das auslösender Mechanismen weitgehend entbehrt, sondern rekuriert auf Primärtriebe unterschiedlichster Art, die, einmal aktiviert, in genetisch vorbestimmten Bahnen zur Auswirkung kommen müssen. Die Aktivierungsthese besagt, daß Triebe bei einer entsprechenden Umweltkonstellation gar nicht aktiviert werden müssen, während nach Lorenz die vorgegebenen Instinktresiduen auf alle Fälle

---

der "Identifikation mit dem Angreifer", das verschiedene Formen von Verhaltensstörungen zur Folge haben kann, z.B. Grimassieren bei Schulkindern als Rudiment der Ausdrucksbewegung des ängstlichen Lehrers.

| Eine Totalidentifikation bzw. Totalsymbiose mit der Gruppe macht Reflexion unmöglich, wie sich bei extrem normativ abweichenden Gruppen besonders deutlich zeigt; diese benötigen wegen der starken sozialen Sanktionierung ein extrem hohes Wir-Bewußtsein.

zu einer Endhandlung drängen.(1) Ritualisierung entsteht nach Eibl-Eibesfeld dann nicht durch Instinktüberformung, sondern durch Beschwichtigung auffallender Triebimpulse bei nicht komplementären Umweltgegebenheiten. Die Beschwichtigungs-gestik ist weitgehend aus dem Brutpflegeverhalten entstanden. Der primäre Trieb ist der Bindungstrieb, dem sogar der Nahrungstrieb untergeordnet ist.(2) Eibl-Eibesfeldt distanziert sich damit auch von der These, daß der Mensch ursprünglich einer "anonymen Schar" angehörte, sondern setzt die individuelle Bindung zwischen Mutter und Kind, damit aber auch die Familie - freilich eingeschlossen in der "Horde" - als Ursprung an. Dies kommt dem vorliegenden Ansatz wesentlich näher als die Theoreme Lorenz<sup>1</sup>.

Problematisch bleibt allerdings die grundlegende Annahme, daß der Mensch ein triebhaft vorbestimmtes Wesen sei.

Einen besonderen Aspekt stellt die Annahme dar, daß bei entsprechender Umweltgestaltung "negative" Triebäußerungen, z.B. Aggressivität, erst gar nicht in Erscheinung treten. Die Folge ist, daß nach entsprechender Kenntnis der Grundtriebe die Umweltgestaltung ausfallen muß, also der vorgefundenen Konstitution des Menschen angepaßt werden muß.

Es stellt sich hier die Frage, wieso sich die Welt dem Menschen entfremden konnte und jetzt wieder "passend gemacht" werden muß, da Kultur doch von seiner Natur abgeleitet wird. Außerdem wird das bei Lorenz vorgefundene Subjekt-/Objekt-verhältnis lediglich umgekehrt, ohne daß die dabei entstehenden Probleme gelöst werden können: Nicht mehr der Mensch "passt" - wenn auch nur sektoral - zu einer objektiv vorhandenen naturhaften Umwelt, sondern die Umwelt muß sich der Natur des Menschen anpassen. Offenheit im Sinne eines Interaktionismus, in dessen Prozess sich sowohl die Subjekthaftigkeit als auch die symbolischen Objekte selbst je nach Sinndefinition ändern, kann auch hier nicht gefunden werden. Es fehlt die Annahme

---

1 Lorenz gebraucht den - bereits angeführten - Vergleich mit dem Dampfkessel, dessen Druck automatisch ansteigt und der entweder explodiert oder in geregelter Weise Dampf abläßt.

2 Inwieweit die Bindung tatsächlich die wesentliche Grundlage sowohl der Menschwerdung im phylogenetischen Sinn als auch der Ontogenese darstellt, soll im weiteren noch angesprochen werden.

der prinzipiellen Offenheit des Menschen und die Annahme des Menschen als "animal symbolicum" von Natur aus.

Eibl-Eibesfeldt beschreitet hier einen Weg, der in die Richtung des vorliegenden Ansatzes führen könnte, geht ihn aber nicht zu Ende. Die Aussage, daß die Umwelt sich dem Menschen entfremdet hat, bedeutet doch, daß der Mensch selbst es war, der sie entfremdet hat. Nimmt man den Menschen als existentiell offen an, ist dies die Welt, die zu ihm "passt", sie ist ihm nicht entfremdet, eventuell aber dennoch voller Probleme und Schwierigkeiten, die selbstverschuldet sind.<sup>(1)</sup>

Eibl-Eibesfeldt definiert den Menschen zwar als "Kulturwesen von Natur aus", als "Spezialist auf Unspezialisiertsein", gesteht aber nicht die volle Bedeutung dieser Termini zu, sondern rekurriert doch wieder auf genetisch fixierte Impulse (hier: Triebe), die eine maßgebliche Rolle bei der Menschwerdung und Kulturbildung spielen. Wie Lorenz wendet er die Mechanismen der genetischen Evolution auch auf die Kultur an mit der Möglichkeit der "Pseudospeziation", die analog zur Artenbildung im Tierreich verstanden wird. Dies hilft nicht, die genetische Erblast zu überwinden, umsoweniger, als Eibl-Eibesfeldt den Menschen noch an viel mehr Triebe, die auch zur Endhandlung tendieren, gebunden sieht.

Noch einige Anmerkungen zu Plessner und Gehlen:

Der Hauptunterschied zwischen dem Tier und dem Menschen ist nach Plessner, daß das Tier einen Mangel echter Dinglichkeit aufweist, da es nur auf solche Triebe adäquat reagieren kann, die seiner Körpersphäre angehören; der Mensch dagegen "hat" Welt, sie steht ihm mit Objektcharakter gegenüber. Beim Tier ist danach die Subjekt-/Objekttrennung weitgehend aufgehoben, da Objekte lediglich bedürfniserfüllenden Reizwert haben und ganz in dem Funktionskreis aufgehen, der Tiersubjekt und Umfeld zu einer Einheit verbinden. Die exzentrische Positionalität des Menschen dagegen ermöglicht den echten Objektcharakter der Welt.

---

1 Gerade weil die "kulturelle Natur" des Menschen als stark abgelöst von der ihn umgebenden Umwelt zu verstehen ist, er aber doch dieser natürlichen Umwelt entwachsen ist und auf sie angewiesen ist, besteht das Problem einer disharmonischen Entwicklung, die in die Katastrophe führen könnte.

Im vorliegenden Ansatz ist deutlich geworden, daß die Welt für den Menschen eben nicht einen rein objektiven Charakter hat, sondern daß gerade durch die Bipolarität seines Wesens die Welt mit in das Zentrum seines Ichs hineingenommen wird. Die Empfindung der Welt im subjektiven Erleben ist durch die genannte Bipolarität objektiv – dies ist aber eine subjektiv empfundene Objektivität; sie verliert sofort ihren reinen Objektcharakter, wenn daran erinnert wird, daß diese verinnerlichte Welt eine von Grund auf symbolisierte ist, der dann individuell oder kulturell dieser oder jener Sinn zugewiesen ist.

Insulation, Körperrauschaltung und Gruppenbezug haben es von Anfang an ermöglicht, daß sich der Mensch seine Welt geschaffen hat. Sie hat ihren reinen Objektcharakter also gerade dadurch verloren, daß der Mensch zu sich selbst gekommen ist durch reflexives Denken.

Wo liegt also der Unterschied zum Tier, da die Welt für das Tier ebenfalls keinen reinen Objektcharakter hat?

Man kann sagen, daß die Welt – durchaus im Sinne Plessners – für das Tier überhaupt keinen Objektcharakter hat; für den Menschen hat sie jedoch subjektiv empfundenen Objektcharakter. Ein zweiter Unterschied liegt darin, daß für das Tier "Welt" die natürliche Umwelt ist, in die es hineingeboren wurde und auf die es kraft seiner Instinkte in artspezifischer Weise meist in der richtigen Weise reagiert, sie aber nicht gestaltet oder verändert. (1) Die Welt des Menschen dagegen ist eine von Anfang an gestaltete, kulturelle Welt, der dieser oder jener Sinn vermittelt wird, welcher in Symbolen zum Ausdruck kommt. Diese symbolische Welt ist aber eine ganz andere Welt als die des Tieres, wenn auch für den Menschen die "natürliche".

Hier stellt sich nun die Frage, ob nicht auch den Menschen die ursprüngliche Welt, die Welt des Tieres umgibt, sozusagen als zweite Welt, zusätzlich zur kulturell-symbolisierten.

Wo sollte die allerdings sein und wie sollte sie sich darstellen? Sie könnte nur dann als die natürliche Welt des Tieres bezeichnet werden, wenn der Mensch wieder zurückträte hinter die Stufe der Reflexion. In dem Moment nämlich, wo die Welt bewußt wahr-

---

1 Soweit Intentionalität beim Tier feststellbar ist, bedeutet diese ebenfalls Instinktsteuerung, keinesfalls bewußte Weltgestaltung. Domestizierte oder dressierte Tiere zeigen konditionierte Verhaltensweisen auf, die ebenfalls nicht reflexiv sind.

genommen und sie handelnd in Angriff genommen wird, wird der Wahrnehmung und dem Handeln immer ein bestimmter Sinn zugewiesen. Mit diesem zugewiesenen Bedeutungsgehalt ist sie aber nicht mehr die natürliche Welt des Tieres.

Eine weitere Frage lautet, ob diese Welt mit Bedeutungscharakter gleichzeitig auch schon eine symbolisierte Welt darstellt. Vordergründig ließe sich die Frage verneinen; wenn allerdings bedacht wird, daß menschliches Handeln immer Handeln in Bezug zu anderen Menschen ist, zugleich also immer Kommunikation, bekommt dieses Handeln auch symbolischen Charakter.(1)

Daß Plessner diesen hier aufgezeigten Weg nicht geht, liegt daran, daß auch er den Menschen im Grunde noch im Tierischen verhaftet sieht und die biologischen Postulate Schelers übernimmt.(2)

---

1 Vgl. eines der Axiome Watzlawicks: Menschliches Verhalten ist zugleich immer Kommunikation, ob sie sich nun verbal oder nonverbal darstellt. Watzlawick, P. u.a.: Menschliche Kommunikation, a.a.O., S. 50 ff

Beispielsweise setzt sich der Mensch, der ein Haus baut, sprachlich mit anderen Menschen darüber auseinander, vor allem zeigt er aber in symbolischer Form an, daß er dabei ist, eine durch Mauern begrenzte Privatsphäre aufzubauen, die nicht ohne weiteres verletzt werden darf.

2 Es soll hier nicht unsinnig behauptet werden, daß der Mensch sich nicht aus tierischen Vorformen entwickelt hat. Trotzdem ist das "menschliche Prinzip" ein grundsätzlich anderes als das "tierische Prinzip". So können Instinktreste keine tragende Bedeutung für das menschliche Dasein haben, weil sie eben nicht das menschliche Prinzip repräsentieren und – so stark sie auch sind – vom Menschen bewältigt werden können. Reine Basistriebe wie Hunger oder Sexualität haben demnach keine tragende Bedeutung für die menschliche Kulturentwicklung. Daß solche Triebe kulturell überformt oder integriert werden, ist eher ein Beleg dafür, daß das kulturelle Prinzip das dominierende darstellt, aber kein Argument dagegen.



Im Anschluß an Plessner kommt Gehlen zu der Hauptthese, daß der Mensch als nichtspezialisiertes Wesen diesen Mangel nur durch die Kultur ausgleichen kann, dieser Mangel dann aber auch die Möglichkeit der Höherentwicklung über die tierische Sphäre hinaus bietet. Nichtspezialisiertsein und die damit verbundene Offenheit wird primär als Belastung verstanden; Entlastung ist durch Symbolbildung und Kultur möglich.

Obwohl Gehlen, um die These des Nichtspezialisiertseins zu unterstreichen, den Menschen nicht als weiterentwickeltes Tier begreift, sondern als Wesen, das seit frühester Zeit den Weg zur Spezialisierung vermieden hat, geht auch er den eingeschlagenen Weg nicht zu Ende, sondern rekurriert mit der Annahme von "Drängen" und "leitenden Ideen" doch wieder auf die bekannte Grundlage des stammesgeschichtlichen Erbes. Nur indem dieses Erbe auch bei der Kulturbildung zur letzten Steuerungs-zentrale wird, kann die Offenheit des Menschen als Mangel gelten.

Im vorliegenden Modell ist die Offenheit des Menschen dagegen nicht als Mangel, sondern als positive Voraussetzung zur Menschwerdung begriffen worden.(1) Ein echter Mangel wäre sie nur dann, wenn nicht gleichzeitig die Fähigkeit zur Symbol- und Kultur angenommen wird. Der sukzessive Charakter, der bei Gehlen transparent wird, indem er die "kleine" und dann die "große" Entlastung erst infolge des Instinktmangels erklärt, wobei aus den Instinkten hervorgehende Leitideen der Kulturbildung eine bestimmte Richtung geben, macht die Darstellung der Offenheit als Mangel zu einer logischen Prämisse.(2)

Die rudimentären Resttriebe sind nach Gehlen auch nötig, um den Akt der Kulturschaffung von archaischem Material zu be-

---

1 Wenn Lorenz sich gegen die Mangelthese wendet, ist dies deswegen problematisch, weil er den Mangel lediglich durch mehr Instinkte ersetzt, wo Gehlen nur unspezifische Dränge annimmt. Der Aussage hingegen, daß der Mensch in seinen physischen Fähigkeiten kein Mängelwesen ist, sondern er zu mittleren Leistungen durchweg fähig ist, kann zugestimmt werden, da diese in keiner Weise spezialisiert sind.

2 Die latente Suche Gehlens nach dem "missing link" entgegen seiner eigenen Intention paßt in diesen Gesamtzusammenhang.



freien, indem die Triebe - im Unterschied zu Plessner - willentlich gehemmt werden und diese so zu unspezifischen Drängen umgeformt werden. Die Problematik dieser Annahme ist schon dargestellt worden; was hier im Vergleich zur vorliegenden These noch interessiert, ist in diesem Zusammenhang folgendes: Die Annahme der Triebhemmung durch einen Willensakt des Menschen, welche dann als relativ unspezifische Energie (1) zu Symbolbildung und Kultur führt, kommt der tiefenpsychologischen Sublimierungsthese recht nahe. Sie besagt, daß ein Ausleben der Grundtriebe, die im Menschen vorhanden sind, der Kulturbildung abträglich ist und der Mensch damit der tierischen Sphäre wieder näherkommt. (2) Da in vorliegender Hypothese Offenheit und Gruppenbindung als tragende Wesenskriterien des Menschen angenommen werden und nicht genetische Steuerungsmechanismen, ergibt sich eine relative Abgetrenntheit seiner noch verbliebenen archaischen Impulse - die z.Teil allerdings lebenswichtig sind - von seinem Seinsprinzip. Die Befriedigung dieser physiologischen Bedürfnisse ist ohne kulturelle Einbuße im Prinzip auch dann möglich, wenn diese nicht kulturell ausgestaltet sind. Macht man sich indessen bewußt, daß jedes menschliche Handeln - also auch das triebhafte - bereits in einen kommunikativen Bezug eingebettet ist, wird diese Aussage fiktiv; allerdings ist das Verhältnis der Triebstruktur zur Kultur ein genau umgekehrtes wie das von Gehlen, Freud oder Lorenz beschriebene: Nicht Triebe, Instinkte oder Dränge sind das eigentliche *movens* der Kulturbildung, sondern die jeweils vorhandene Kultur bestimmt, in welcher Weise auch Triebe u.s.w. - neben allen anderen Handlungsabläufen - zur Ausgestaltung kommen. Impliziert ist die Möglichkeit, daß manche (z.B. die

---

1 Nicht ganz unspezifisch - vgl. "leitende Ideen"

2 Das "Unbehagen an der Kultur" nach Freud erklärt sich auch dadurch, daß der Mensch zur für ihn notwendigen Kulturbildung sublimierte Triebenergie benötigt, das kulturelle Sein den Menschen aber nicht restlos befriedigen kann, da es nicht kongruent mit seiner ursprünglichen triebhaften Natur ist. Ein Ausweg aus diesem Dilemma gibt es nach Freud allerdings nicht.

Sexualität gar nicht handelnd zum Ausdruck kommen, dabei aber keine Umwandlung, Sublimierung oder bewußte Hemmung nötig ist, um Kultur aufrechtzuerhalten oder neu zu bilden. Hemmung ist dabei insofern notwendig, als ein Trieb immer zum spannungslösenden Handeln drängt: diese Hemmung ist aber eine rein kognitive (Offenheitsaspekt!), aber keine, die Kultur oder kognitive Prozesse auslöst.

Diese Aussagen nähern sich denen Gehlens insofern, als auch er die menschlichen Resttriebe bzw. Dränge kulturell überformt sieht. Der Zirkelschluß der Überlegung liegt aber darin, daß diese Dränge als movens zur Kulturbildung gesehen werden. Würde Gehlen den "Antriebsüberschuß" allein aus dem Prinzip der Offenheit ableiten, das bei einem zur Reflexion fähigen Wesen, das auf Gruppenbindung angewiesen ist, immer eine Offenheit zu etwas bedeuten muß, wären viele Schwierigkeiten ausgeräumt gewesen, und Gehlen wäre seinem eigenen, durchaus bestechenden Ansatz mehr gerecht geworden.

Zuletzt noch einige Gedanken zu den behandelten Psychoanalytikern und zur Theorie der Symbolischen Interaktion:

Es wurde dargestellt, daß Freud den Menschen triebhaft bestimmt, diese Triebstrukturen aber nicht zum vorhandenen Objektcharakter der Welt passen und sich deshalb aus dieser Disharmonie Ichstrukturen entwickeln (müssen), die nach dem Realitätsprinzip die triebhafte (libidinöse) Energie nicht eliminieren, sondern in den Dienst eines - leider - notwendigen pragmatischen Handelns stellen, um so doch noch, wenn auch auf andere Weise - zur Befriedigung zu gelangen. Offenheit des Ichs ist in diesem Zusammenhang das Resultat eines komplizierten Anpassungsmechanismus, keine Offenheit *sui generis*.

Auch Freud fällt es daher schwer, das Ich im Sinne des Personseins mit echter Autonomie auszustatten; es bleibt einerseits gebunden an die endogenen Triebstrukturen, andererseits an die Realität der vorgefundenen Welt. Intrapsychisch zeigt sich Offenheit nur im Zusammenhang des Reagierens auf Vorhandenes, wobei die Art des Reagierens durch die Abwehrmechanismen und das aus ihnen resultierende Handeln weitgehend festgelegt ist.

Gestaltung der Welt und kulturelle Weiterentwicklung ergeben sich dann durch die Art des Reagierens und sind kein echter schöpferischer Akt. Die relativ starre Subjek-/Objekttrennung läßt dem Menschen zudem keinen echten Anteil an der Kultur, nimmt sie nicht in seinen Wesenskern mit hinein. Andererseits wurde gezeigt, daß nicht genau geklärt ist, wie der Mensch zu Kultur kommt, wo er doch primär ein reagierendes Wesen und triebhaft an seine "alte" Natur gebunden ist.

Auch bei Hartmann und Rapaport läßt sich keine echte Ich-Autonomie feststellen. Der Begriff der "Alloplastik" bei Hartmann zielt auf eine prädisponierte Passung des Menschen zur objektiv vorgefundenen Welt aufgrund ererbter Ich-Anteile, die im Unterschied zu Freud nicht aus dem Es hervorgegangen sind und der "konfliktfreien Sphäre" angehören. Objektrezeption und Objektverständnis lassen sich aus dieser Sicht sicher schlüssig erklären, bei Hartmann bleibt aber unklar, wie echte Autonomie tatsächlich zustande kommt, wenn diese bereits in einer festgelegten Komplementarität zur Umwelt aufgefaßt wird. Auch die Annahme automatisch gewordener Sekundärfunktionen des Ich, die autark zu neuen Zwecken eingesetzt werden können, ist keine echte Lösung, da Autonomie nicht aus der Automatik des Einsatzes aber auch nicht aus einem bereits angepaßten Ich zur vollen Zufriedenheit erklärt werden kann.

Ebenso widerspricht das bei Hartmann zugrunde gelegte homöostatische Prinzip dem vorliegenden Ansatz: Homöostase bedeutet ein relativ geschlossenes System zwischen Ich und Umwelt, das immer wieder einen Ruhezustand anstrebt, während hier Mensch und Umwelt als eher offenes System verstanden wird, indem durch die prinzipielle Offenheit, kombiniert mit der existentiellen Suche des Menschen eine permanente Dynamik intendiert wird. Der Mensch erscheint bei Hartmann als bereits "befriedet", während er hier als ständig Suchender charakterisiert ist, als Wesen, das die Welt als Antwort bereits vorgegeben hat und aufgerufen ist, Fragen zu stellen; daß aber durch die Art des Fragens die Welt verändert wird, die für den Menschen immer eine vorgestellte, symbolisierte und kulturelle Welt bedeutet.

Hartmann begründet den Gedanken der Homöostase mit dem Argument, daß das neugeborene Kind bereits in einem Zustand der Angepaßtheit an seine Umgebung auf die Welt kommt; daß hier wie bei allen Organismen ein endogenes homöostatisches System für die Aufrechterhaltung des biologischen Gleichgewichts notwendig ist. Gerade dies ist aber die Frage: Wird der Mensch in Beziehung zu "seiner" Welt als qualitativ anderes Wesen aufgefaßt als das Tier, kann das homöostatische Prinzip eben nicht auf den Menschen angewandt werden; dies muß sich aber in irgendeiner Weise auch schon beim Säugling zeigen - es müssen hier ontogenetische Parallelen zur Phylogenese vorhanden sein; (1) daß dies nicht so der Fall ist, wird im weiteren Verlauf noch zu begründen sein.

Rapaport weitet den Autonomiebegriff lediglich aus, führt auch neue Termini ein, (2) geht aber grundsätzlich ebenfalls vom homöostatischen Prinzip aus. Eine weitere Stellungnahme zusätzlich zu der in Kapitel 3.4. scheint auch in bezug zum hier vorgestellten Personbegriff wenig effizient und soll daher weggelassen werden. Einige Aussagen der im Rahmen der TSI behandelten Autoren sind in dem Zusammenhang aber noch von Interesse:

Es wurde schon dargestellt, daß der interaktionistische Ansatz Meads sich von dem hier vorgestellten vor allem darin unterscheidet, daß die Offenheit des Menschen sich bei Mead aus zwei statischen Komponenten ergeben soll ("I" und "me"), während hier die Offenheit als existentielle Prämisse verstanden wird und nicht als Resultat. Der Interaktionismus im Sinne Meads tendiert aufgrund der größeren Valenz des me eindeutig zugunsten eines Angepaßtseins des Menschen an gesellschaftlich vorgegebene Strukturen. Eine weitere Schwierigkeit in

---

1 Dies kann im Rahmen dieser Arbeit nur ansatzweise geleistet werden; in den letzten Kapiteln der Arbeit wird allerdings die Homöostasethese im Bezug zum Personbegriff im Rahmen einiger pädagogischer Ableitungen noch etwas eingehender behandelt.

2 "Aktivität", "Passivität", "Nutriment": (vgl. o.)

der Subjekt-/Objektrelation ergibt sich aus der Annahme zweier, relativ gleichwertig nebeneinander existierender Welten,(1) welche den gleichen Realitätscharakter haben. Aus der physikalischen Welt wird in Anlehnung an die Evolutionstheorie die Residualkategorie I abgeleitet, aus der sozialen das me. Beide Welten stehen nebeneinander aber als objektiv gegeben und real fest, Interaktion im Sinne eines fließenden Prozesses ist hier entgegen der Intention Meads eigentlich nicht möglich

Im vorliegenden Modell wird bezüglich des Menschen nur eine Welt angenommen, die sowohl physikalisch als auch "sozial" insofern ist, als in der symbolischen Bedeutungszuweisung in jedem Handlungsakt und Verhalten des Menschen beide Welten untrennbar miteinander verschmolzen sind. Die rein physikalische Welt existiert für den Menschen nicht, sondern nur für Tiere und Pflanzen als nichtreflektiv gewordene Wesen. Die Polarität zwischen genetischer und gesellschaftlicher Abhängigkeit, die keine echte Dialektik möglich macht, wird hier durch die Polarität Offenheit / Gruppe (Gesellschaft) ersetzt, wobei die Gruppenangehörigkeit des Menschen bereits beide Welten umfaßt. Hinsichtlich der prinzipiellen Offenheit wird m.E. so eine echte Dialektik begründet, die eine Veränderung von Welt sozusagen als Synthese zwingend zur Folge hat. Der Begriff "Dialektik" ist auch deshalb gerechtfertigt, da der "Widerspruch" Offenheit und Gruppenbindung dadurch aufgelöst wird, daß die Offenheit nur durch Gruppenbindung möglich wurde.(2) Die Veränderungsmöglichkeit der Welt korrespondiert aber wiederum mit der dem Menschen eigenen Offenheit. Veränderung als zwingendes Prinzip hat aber "Neotonie" (3) zur Folge.

Aus der Besonderheit der Subjekt-/Objektbeziehung ergibt sich bei Mead auch die Schwierigkeit des Identitätsbegriffes: die Fähigkeit des Menschen, zu einem Bewußtsein von der eigenen Identität zu kommen, ist über den Begriff "signifikante Kommu-

---

1 Die "physical world" und die "social world"

2 Vgl. das "Körperausschaltungsprinzip" im Zusammenhang mit dem "Insulationsprinzip"

3 Ständiges Suchen und Fragenstellen des Menschen

nikation zu erklären. Die signifikanten Sprachsymbole werden für das Individuum zu einer inneren Sprache, dem Denken. Im Zusammenspiel mit genetischen Drängen (I) wird der Mensch befähigt, über sich selbst nachzudenken. Die Übernahme der in signifikanten Kommunikationsprozessen erworbenen Sprache als Mittel der Selbstinterpretation bildet die Grundlage des Identitätsbewußtseins. Die bewußte Identität des Menschen entwickelt sich demnach mit der Fähigkeit zur sprachlichen Kommunikation im Zuge der Ausweitung und Differenzierung der sozialen Beziehungen. Das Eigentümliche am Identitätsbegriff ist dabei, daß das Nachdenken über sich selbst und die dadurch stattfindende Bewußtwerdung von Identität mittels Kategorien geschieht, die ihrerseits im sozialen Kommunikationsprozess erworben sind. Deshalb bedeutet Identitätsbewußtsein nicht Identitätsautonomie; dazu kommt, daß das I ebenfalls eine nicht autarke Größe darstellt, die dann für die Bestimmung von Identität nicht konstitutiv sein kann. Das Verhältnis zwischen Determination und Autonomie wird damit zum Grundproblem der Meadschen Sozialphilosophie.

Im vorliegenden Ansatz wird Identität nicht als Folge von Kommunikation und sozialer Affinität verstanden, ebensowenig Kommunikation und Gruppenbindung infolge vorgegebener Autonomie und Identität *sui generis*; Identität ergibt sich aus der untrennbaren Verflochtenheit von kommunikativer Gruppenbindung und Autonomie *ex ovo*. Identität ist nicht ohne Gruppenbindung und symbolischen Austausch, ebensowenig aber ohne Autonomie, die auch nur im Rahmen der Gruppenbindung möglich ist, zu erklären.

Der Identitätsbegriff Meads läuft analog zu seiner Handlungstheorie und ist eher funktional. Identität ergibt sich aus der Residualkategorie I, das genetisch fixiert, organgebunden und - trotzdem - individuell unterschiedlich ist;(1) weiterhin aus der Entwicklung des *me*, das unterschiedliche Sozialisationsintrojekte beinhaltet; endgültig aus dem Interaktionsmuster zwischen I und *me*, das als *self* ebenfalls individuell verschieden

---

1 Wieso individuelle Unterschiede zustande kommen sollen, ist bereits behandelt, aber auch kritisiert worden.



ist. Hier kommt nun eine neue Kategorie dazu, die der prinzipiellen Offenheit. Wird diese Kategorie für das Meadsche I gesetzt, hat Identität dann sowohl funktionale Aspekte, ebenso aber wirkliche Freiheitsgrade.

Während Mead dem Menschen aufgrund der Möglichkeit, Identitätsbewußtsein zu erreichen, noch eine gewisse - funktionale - Freiheit der Identitätsgestaltung zuspricht, sieht Goffman das Individuum bei dessen Lösungen von Identitätsproblemen durchweg sozial determiniert. Er versucht, menschliches Verhalten ausschließlich aufgrund des Einflusses der jeweiligen realen sozialen Situation zu verstehen. Bei Mead war das Bestreben zu erkennen, einen allgemeinen Identitätsbegriff zu entwickeln, welcher wenig sensibel für besondere Identitätsprobleme in der sozialen Wirklichkeit ist; es handelt sich um eine philosophisch-anthropologische Konstruktion, welche einen allgemeinen Orientierungsrahmen bildet. Demgegenüber hat Goffman einen theoretischen Rahmen entwickelt, der die Analyse von Identitätsproblemen ermöglicht, welche in der sozialen Realität relativ häufig auftreten. Schon von diesem Ansatz her wird deutlich, daß es Goffman weniger um eine anthropologische Definition von Person und Identität geht, sondern mehr um die Beschreibung der Formen des Auftretens von Identitäts-"spielen" in der sozialen Realität.<sup>(1)</sup> Weil Identität nach Goffman immer eine sozial zugeschriebene ist, spielt die Stigmatisierung eine tragende Rolle. In seinem Identitätsbegriff wird das Verhältnis zwischen sozialer Determination und Autonomie anders gesehen als bei Mead: Strategien für die Lösung von Identitätsproblemen sind bei Goffman Reaktionen auf soziale Situationen; das darauf zurückführbare Verhalten ist somit sozial determiniert. Bei Goffman fehlt damit der Aspekt der reflexiven und intelligenten Verarbeitung, der bei Mead vorhanden ist, dort allerdings eher funktional. Echte Autonomie der Person ist damit noch weniger konstatierbar

---

<sup>1</sup> Es wurde schon dargestellt, daß bei Goffman das "darstellende Selbst" nur im Zusammenhang der zugewiesenen Rollen zu erklären ist; ebenso aber das "eigentliche Selbst", verbunden mit der persönlichen Biographie. Der Kern des Selbst bleibt dabei weitgehend unerkennbar.

als bei Mead. Die relative Autonomie der Person ergibt sich - Goffman gebraucht den Ausdruck "Ich-Identität" - demnach durch das subjektive Empfinden des Individuums hinsichtlich seiner eigenen Situation und Eigenart, die das Individuum allmählich als ein Resultat seiner verschiedenen sozialen Erfahrungen erwirbt. Während im Konzept Meads die Begründung der Reflexivität eine zentrale Rolle einnimmt, abgelöste Intelligenz zumindest in Ansätzen erkennbar ist, zielt die Ich-Identität Goffmans auf das gefühlshafte Reagieren einer Person auf seine rein sozial erklärten Identitätsprobleme ab. Die Offenheit reduziert sich auf mehr oder weniger unbewußte, emotionale Reaktionsweisen. Goffman selbst erklärt dazu: "Die Idee der Ich-Identität erlaubt uns, zu betrachten, was das Individuum über das Stigma und sein Management empfinden mag, und führt uns dazu, den Verhaltensregeln, die ihm hinsichtlich dieser Dinge gegeben werden, besondere Aufmerksamkeit zu widmen".(1)

Der Ansatz Goffmans steht dem hier vorgestellten damit diametral entgegen. Nicht mehr oder weniger bewußte Empfindungen machen die Grundlage des Personseins und der Identität aus, sondern die reflexive Intelligenz, die aus der Annahme der tatsächlichen Offenheit des Menschen begründet wird. Die Emotionalität ist damit eine der reflexiven Intelligenz untergeordnete Kategorie, während bei Goffman die Empfindung zu einer tragenden, allerdings wenig interessierenden Säule der Identität wird. Die reflexive Intelligenz spielt bei Goffman allerdings eine noch untergeordnetere Rolle: sie ist durch die Annahme begründet, daß Identität ohnehin nur im sozialen Kontext zu erklären ist, wobei die Empfindung ein individuelles, unwichtiges Regulativ darstellt. Reflexivität wäre hier evtl. noch als Bewußtwerden der Empfindung zu verstehen, kann so aber als tertiäre Ableitung kaum noch ein Plus an Autonomie erbringen. Im vorliegenden Ansatz ergibt sich Reflexivität nun nicht als

---

1 Goffman, E.: Stigma - über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt a. M. 1967, S. 133

segmentale Deduktion von Gruppenbindung, sondern als zweiter, grundlegender Pol zur Sozietät des Menschen infolge der prinzipiellen Offenheit. Gruppenbindung steht dabei zu dieser Offenheit nicht im Widerspruch, sondern ist die Prämisse dazu. Während Goffman vor allem "beschädigte" Identität aufgrund der realen sozialen Situation und Rollenzuweisung ("Stigmatisierung") zu verstehen sucht, ist Krappmanns Interesse primär auf die Frage gerichtet, unter welchen Bedingungen der sozialen Situation und besonders unter welchen Leistungsvoraussetzungen der interagierenden Personen Identität als nicht beschädigt behauptet und gefestigt werden kann.

Im Sinne der TSI behandelt Krappmann Identität nicht als fixes Persönlichkeitsmerkmal, sondern als eine Haltung, welche von einer Person in jeder Interaktionssituation von neuem gewonnen und behauptet werden muß. Eine Person findet nach Krappmann in der Interaktionssituation dann ihre unbeschädigte Identität, wenn ihr eine der Situation angemessene Selbstdarstellung gelingt, ohne daß sie Diskrepanzen und Konflikte verleugnet. Die unbeschädigte Identität zeichnet sich dadurch aus, daß eine Person jene interpretierenden, kreativen und abwägenden Leistungen erbringen kann, durch welche sie ihre persönlichen Erfahrungen und ihre eigene Lebensgeschichte unter den Bedingungen der jeweiligen aktuellen Situation verarbeiten kann. Mead hat das Handeln zwischen Menschen als Umgang mit signifikanten Symbolen zu erfassen versucht. Von signifikanten Symbolen spricht er dann, wenn sie für die an der Interaktion beteiligten Menschen die gleiche Bedeutung haben; danach gibt es bei der gegenseitigen Interpretation von Symbolen keine Mißverständnisse. Krappmann geht nun davon aus, daß dieser widerspruchsfreie Dialog hypothetisch ist und daß ein real ablaufender Kommunikationsprozess mit dieser hypothetischen Annahme nicht adäquat analysiert werden kann. Damit eine echte Interaktion trotzdem zustande kommt, muß das Individuum den bereits beschriebenen Balanceakt zwischen den Erwartungen und Situationsdefinitionen der Kommunikationspartner und den Darstellungen der eigenen Situationsdefinition und Erwartung vollbringen. Das Individuum "soll divergierende Erwartungen

in seinem Auftreten berücksichtigen und dennoch Konsistenz und Kontinuität behaupten. Es soll einem vorläufigen Konsens über die Interpretation der Situation zustimmen, aber seine Vorbehalte gleichfalls deutlich machen. Es soll sich um gemeinsame eindeutige Handlungsorientierungen durch identifizierbare Präsentation seiner eigenen Erwartungen bemühen und zugleich anzeigen, daß vollständige Übereinstimmung gar nicht denkbar ist".(1)

Identität wird also bei Krappmann als eine in jeder Situation zu erbringende, interpretierende – damit kreative – und balancierende Leistung des Individuums verstanden, das seine eigene Lebensgeschichte, Erfahrungen u.s.w. in die spezielle Kommunikationssituation einbringt und aufarbeitet.

Wie gezeigt wurde, ist bei Krappmann der durch die eigene Sozialisation gewonnene Teil der Identität letztlich – ähnlich wie bei Goffman – ebenfalls zugewiesen, ist damit kein eigentlicher Persönlichkeitskern, sondern hat "als-ob"- Charakter. So sind auch die Hilftermini: Rollendistanz, Empathie und Ambiguitätstoleranz, die Krappmann verwendet, keine Begriffe, die einen originären autonomen Kern des Individuums bezeichnen können.(2)

Im vorliegenden Entwurf ergibt sich Identität nun aus den unmittelbaren Bedingungen des Personseins. Identität ist nicht die Folge des kommunikativen Prozesses, aber auch umgekehrt ist die Fähigkeit zur Kommunikation nicht die Folge von Personsein und Identität. Identität ist vielmehr derjenige Teilaspekt der Person, der das individuelle Kontinuum darstellt, das sich aus der Polarität und gleichzeitigen Immanenz zwischen Gruppenbindung und Offenheit ergibt. Die qua abgelöstem, subjektivem Denken mögliche individuelle Interpretation der jeweiligen sozialen Situation ermöglicht eine Rollendistanz

---

1 Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen der Identität. a.a.O., S. 56

2 Unter Rollendistanz versteht Krappmann die Fähigkeit, sich über die angetragenen Rollenerwartungen und Normen zu erheben, sie zum Gegenstand des Nachdenkens zu machen und verändern zu können. Dies wird durch sich widersprechende Erwartungen (Rollen-

und Ambiguitätstoleranz, die sich aus einem homogenen Kern des Personseins ergibt und deshalb eine echte, nicht nur eine Quasidistanz ermöglicht. Kommunikation und Gruppenbindung sind hier sowohl die Voraussetzung als auch die Folge für diese Möglichkeit, ja Notwendigkeit. Notwendigkeit deshalb, weil die Offenheit als menschliches Wesensmerkmal ebenso "erfüllt" werden muß wie die Gruppenbindung; wenn dies nicht geschieht, kann das nur als pathologisch angesehen werden.

Empathie erscheint hier als obligatorisch, um sich selbst im anderen zu erkennen. Empathie ist aber keine Größe, aus der sich Personsein und Identität ergibt, sondern nur eine Voraussetzung dazu, um den einen Pfeiler des Personseins, die Gruppenbindung, besser zu gewährleisten.

Der Begriff "balancierende Identität" kann auch hier verwendet werden, doch muß auch er um die wesentliche Kategorie der Offenheit erweitert werden. Die Interpretation der eigenen Lebensgeschichte im Kommunikationsprozess im Rahmen gemeingültiger signifikanter Symbolik ist hier nicht als ein letztlich wiederum von der Gesellschaft zugewiesener Modulationsrahmen zu verstehen, sondern als tatsächliche subjektive Interpretation. Die eigene Lebensgeschichte ist damit auch nicht mit dem Begriff "Sozialisation" identisch, sondern nur eine Hälfte davon: die der Gruppenanpassung. Der andere Teil der Lebensgeschichte kann nur mit dem Begriff "Personalisation" gefaßt werden.

Hier nähert man sich bereits den pädagogischen Implikationen eines so gefaßten Personbegriffs. Diese sollen im folgenden Teil noch als Ausblick behandelt werden.

---

konflikte) begünstigt. Es wird hier eine Verinnerlichung angenommen, die es ermöglicht, über Rollen / Normen nachzudenken - wie dies geschehen soll, bleibt unklar. Unter Empathie und "role-taking" wird die Fähigkeit im Sinne Meads verstanden, Normen, Erwartungen und Bedürfnisse aus der Perspektive des Interaktionspartners zu betrachten (vgl. diesbezügliche Kritik bei Mead). "Ambiguitätstoleranz" bedeutet die Fähigkeit, widersprüchliche Rollenerwartungen und Bedürfnisse durch individuelle Interpretation auszuhalten; die Bedingung dafür wird nicht analytisch abgeleitet, sondern wird als kommunikativ entstandener Identitätsinhalt implizit vorausgesetzt.

## 7. Freiheit und Determination: Versuch einer Erweiterung des sozialanthropologischen Personbegriffs für die Pädagogik

### 7.1. Zu Plessner:

Die These der exzentrischen Gebrochenheit des Menschen, dessen Bipolarität einerseits in der intrapsychischen Sphäre des Menschen, andererseits in der Kultur lokalisiert ist, bedingt eine Synonymsetzung des Personseins mit der den Menschen umgebenden Kultur; er stellt deren Ergebnis ebenso dar wie die Bedingung zu ihrer Weiterentwicklung. Die Notwendigkeit der Erziehung des Menschen resultiert somit aus der Definition des Menschen als Kulturwesen von Natur aus.

Dieser Definition kann jedenfalls zugestimmt werden; eine unterschiedliche Akzentuierung nach dem vorliegenden Ansatz ergibt sich allerdings aus der anderen Lokalisierung des zweiten Pols menschlichen Personseins: wird der zur Reflexion unvermeidliche zweite Pol ebenfalls intrapsychisch lokalisiert, bleiben kulturelle Einflüsse zwar eine notwendige Voraussetzung zur Entwicklung der menschlichen "Natur" und der Reflexivität, aber immer ein externes Angebot! Ein Angebot, das in einer späteren Stufe der Ontogenese auch abgelehnt werden kann, wobei sich durch die Ablehnung nicht lediglich eine Negation mit einem darauffolgenden kulturellen Vakuum ergibt, sondern immer ein neuer bzw. anderer kultureller Inhalt.(1)

Man muß hier also zweierlei unterscheiden: Das kulturelle Angebot "Erziehung" bleibt eine notwendige Voraussetzung zur Entwicklung der Bipolarität als Wesensmerkmal des Menschseins,(2) doch nur solange, wie diese Bipolarität als Reflexionsmöglichkeit noch so unausgebildet ist, daß dieses Angebot nicht wesentlich verändert oder gar abgelehnt werden kann. Dies ist aber

---

1 Vgl. nochmals Watzlawick: "Jedes Verhalten ist zugleich Kommunikation" und löst spezifische Reaktionen, also auch neue kulturelle Inhalte aus.

2 Die Wölfskinderuntersuchungen wie die Hospitalismusuntersuchungen machen deutlich, daß das "spezifisch Menschliche" (Reflexionsfähigkeit, Identität und Personalität) ohne dieses Angebot kaum entwickelt werden kann. Vgl. zu den Wölfskinderuntersuchungen z.B.: Singh, J.: Die "Wölfskinder" von Midnapore, Heidelberg 1964  
Brezinka, W.: Verwilderte Kinder, in: Die Sammlung 1958, S. 521 ff



eine Alters- und Intelligenzfrage, auf die im Folgenden noch näher eingegangen wird.

Geht man von den Voraussetzungen Plessners aus, bleibt der Mensch zeitlebens mit seiner "kulturellen Natur" so eng verquickt, daß er "Sinn" erst immer nach der Konstituierung von geschaffenen kulturellen Inhalten erfährt, Reflexion als Einsicht also erst nach dem vollzogenen Handeln möglich ist. Die Freiheit des Menschen zeigt sich hier als eine "retrospektive Freiheit", weniger als Freiheit des vorausschauenden Willensaktes.

Genau dies ist aber die Freiheit des kleinen Kindes: Zu erkennen, was richtiges oder falsches Handeln war aufgrund der Reaktionen der Umwelt (Eltern, Erzieher), durch darauffolgende Sanktionierung. Eine vorangegangene Reflexion der Handlung - z.B. eine moralische Prüfung - ist nicht möglich. Einsicht auf zukünftiges Handeln bezogen bedeutet höchstens konditionierte Einsicht hinsichtlich der zu erwartenden Folgen, die dieses Handeln in der Umwelt auslöst, aber keine relativ davon abgelöste Einsicht.(1) Konditionierte Einsicht ist aber mit dem in der Verhaltenspsychologie bekannten "aha-Effekt" vergleichbar; sie bedeutet keinesfalls Reflexion.

Die Freiheit des Erwachsenen muß eine andere sein: auf der Basis eines konditionierten oder durch Modellernen übernommenen Verhaltensschemas entwickeln sich langsam - rein intrapsychisch - jene kognitiven Strukturen, die echte Reflexion und damit Autonomie wirklich möglich machen. Das angelernte Verhalten ist dafür eine Voraussetzung, an der die nun reflektierte eigene Position gemessen und ausgebildet werden kann.(2)

- 
- 1 Der Ausdruck "relativ" ist hier deshalb angebracht, da reflektiertes Handeln immer auf die Gruppe bezogen bleibt - auch in der Ablehnung von kulturellen Konventionen und sonstigen Inhalten. Es ist ja gerade die Kernthese dieser Arbeit, daß Offenheit und Gruppenbindung die beiden Wesenskerne des Personseins ausmachen.
  - 2 Über das Modellernen und die Konditionierung hinaus ist vor allem das klärende und begründende Gespräch als weiterer Zwischenschritt obligatorisch.

Reflexionsfähigkeit und Personsein sind also eine Folge von Kultur, nicht aber mit ihr teillidentisch, auch wenn die kulturelle Bezogenheit des Menschen ein Wesensmerkmal des Personseins ausmacht. Die hier aufgezeigte Dialektik (s.o.) bedingt eine analoge Dialektik im pädagogischen Bezug: Erziehung ist gleichermaßen notwendig wie gefährlich. Notwendig, da sich ohne Beziehung bzw. Erziehung die spezifisch menschliche Bipolarität und exzentrische Positionalität nicht herausentwickeln kann, gefährlich, wenn Erziehung nicht immer auch - und mit zunehmendem Alter des Kindes immer mehr - zugleich Zurücknehmen des erzieherischen Einflusses und mehr Angebot bedeutet; keinesfalls darf Erziehung nur vorprogrammierte Führung sein!(1)

Erziehung ist dann im Rahmen von interpersonalem Bezogensein zu definieren, wo je nach dem Grad der Reflexionsfähigkeit sich aus der Situation heraus unterschiedliche Beeinflussungen und Reaktionsweisen ergeben.(2) Da die Offenheit - und damit die Freiheit - ebenso zu seiner Natur gehört wie die Gebundenheit, ist diese Offenheit in der Erziehung als "humanum spezificum" zu achten, und zwar ab dann, wenn das Kind zu einem "offen sein zu etwas", also zu einer überlegten Entscheidung fähig ist. Achtung bedeutet in diesem Zusammenhang nicht, daß vom Erzieher jegliche überdachte Handlungsentscheidung kritiklos zu akzeptieren ist; doch muß der monokausalen Lenkung nun mehr und mehr die kommunikative Auseinandersetzung folgen und zwar soweit die Reflexionsfähigkeit des Kindes reicht.(3)

Ein weiterer, für die Pädagogik höchst bedeutsamer Aspekt ergibt sich aus der Handlungstheorie Plessners: Nach Plessner kann der Mensch nur erfinden, was er entdeckt; Erfinden heißt dann Umsetzung der Möglichkeit in die Wirklichkeit. Der schöpferische Griff ist demnach eine Ausdrucksleistung des

---

1 Dies ist vor allem bei der verhaltenspsychologischen Sicht von Erziehung der Fall; trotz der praktischen Verwertbarkeit vieler Einzelerkenntnisse ist daher vor allem das dahinterstehende Menschenbild problematisch.

2 "Interpersonales Bezogensein" ist nicht mit der Interaktionistischen Sichtweise der TSI zu verwechseln (vgl.o.).

3 Dieses Konzept ist eine klare Absage an alle über Jahre hinaus geplanten und oft bis ins Detail operationalisierten Erzie-

Menschen in dem Sinne, daß die Möglichkeit der Erfindung als Potenz sowohl in der Natur (Umwelt) als auch im Menschen als evolutiv entstandenen Kulturwesen aus der Natur heraus bereits vorgegeben ist.

Die hier vorgefundenen pädagogischen Implikationen legen einen Gedanken nahe, wie er in der präformativ orientierten Pädagogik häufig zu finden ist: (1) den der Umweltgestaltung. Speziell über diese Thematik gibt es eine Vielzahl an Literatur; es kann hier keine eingehendere Stellungnahme erfolgen. Was thematisch interessiert, ist der Gedanke der vorgegebenen Richtung und Stringenz bei der Entfaltung des Kindes; eine Pädagogik, die ihre Parallele bei der vorgegebenen Richtung und Stringenz in ihrem spezifischen Menschenbild hat. Der schöpferische Akt ist weniger als intrapsychische und personale Leistung denn als zur Endhandlung drängende, potentiell präformative Subjekt-/Objektrelation zu verstehen, wobei nur eine Pseudosubjekthaftigkeit vorhanden ist, da der zweite Subjektpol ja in der Objektwelt (Kultur) angenommen wird.

Ohne das Prinzip der Umweltgestaltung in der Pädagogik entwerfen zu wollen, ist der Schwerpunkt nach dem vorliegenden Ansatz ein anderer: Nicht der Erzieher hat die Umwelt so vorzubereiten, daß das Kind eine von diesem vorausberechnete und vorausgeplante Kreativität entfaltet – also keine originäre Kreativität –, sondern das Kind selbst findet mit den ungestalteten, wohl aber nach didaktischen Kriterien ausgewählten Mitteln Handlungsmöglichkeiten und entwickelt eine subjektiv unterschiedliche, personenbezogene Kreativität. Der Erzieher nun hilft bei der Entfaltung dieser Art von Kreativität durch eventuelle weitere Anregungen und Korrekturen, steuert aber weder die Richtung noch kennt er das Ergebnis. Wichtig dabei ist, daß das Ergebnis in irgend einer Weise logisch, sinnvoll und ethisch vertretbar erscheint. (2)

---

hungsziele, wie sie gerade in den schulischen Lehrplänen häufig vorfindlich sind und wie sie die Stufe des Angebots weit übersteigend mit mehr oder weniger direkter oder struktureller Gewalt durchgesetzt werden sollen.

1 Vgl. z.B. die Pädagogik Rousseaus, Fröbels oder Montessoris

2 So ausgedrückt steht die Fröbelpädagogik dem vorliegenden Ansatz näher als die Montessoripädagogik

Um das Prinzip der prinzipiellen Offenheit nicht zu verletzen, darf es nicht so wichtig sein, ob das Ergebnis dieses Prozesses in das normativ vorgegebene kulturelle Muster paßt oder nicht.(1) Die Angst vor völliger kultureller Entfremdung, die sich hier einschleichen könnte, ist wahrscheinlich unrealistisch, da das Kind von Anfang an mit dem vorhandenen kulturellen Angebot konfrontiert ist. Die Offenheit zu etwas und die Gruppenbindung als zweites menschliches Wesensmerkmal bewirken damit eine konstruktive Auseinandersetzung mit eben dieser Kultur. Eine tiefere Befähigung zu dieser Auseinandersetzung scheint mir auch das edelste Ziel jedes pädagogischen Bemühens zu sein. Das Lernen dieser kulturellen Inhalte läuft selbstverständlich mit dieser Auseinandersetzung einher, darf aber nicht primäres Ziel der Pädagogik sein!

In diesem Zusammenhang scheint noch ein Umstand von Interesse: Die Verlagerung des zweiten Pols der menschlichen Natur in die Kultur macht nach Plessner ein tieferes Erkennen der Kultur möglich. Wie in der Stellungnahme zu Plessner behandelt, scheint hier eine Unlogik vorzuliegen, da tieferes Erkennen nicht durch Teilidentität, sondern nur aus einer gewissen Distanz heraus möglich ist. In der pädagogischen Soziologie unterscheidet man die Begriffe: Enkulturation, Sozialisation und Personalisation. (2) Enkulturation und Sozialisation bezeichnen mehr das funktionale Hineinwachsen des Kindes in eine vorgezeichnete Gesellschaftsstruktur als soziales Gebilde, während mit Personalisation mehr das aus der persönlichen Distanz heraus mögliche Verfügbarmachen der vorgefundenen Kultur bedeutet; Verfügbarmachen bezeichnet aber nicht nur Aneignung, sondern vor allem die Möglichkeit der Modifizierung durch den subjektiven Eingriff. Diese letzte Möglichkeit scheint mir in der Anthropologie Plessners zu kurz zu kommen; Kulturaneignung und -verfügbarmachung scheint bei Plessner eher konsumptiv und funktional

---

1 Hier ist daran zu erinnern, wieviel Kreativität beim Kind oft dadurch unterdrückt wird, daß seine originären und häufig originellen Impulse mit unzureichenden normativen Maßstäben gemessen und so z.B. als "Störung" negativ sanktioniert werden.

2 Vgl. z.B. Wurzbacher, G.: Der Mensch als soziales und personales Wesen, Stuttgart 1963. Weber, E.: Pädagogik, Bd. 1, Donauwörth 1976, S. 37 - 45

zu sein. Erziehung würde dann eher Sozialisations- und Enkulturationshilfe bedeuten, weniger Personalisationshilfe. Gerade letztere Hilfe ist aber identisch mit dem hier abgeleiteten Erziehungsbegriff. Erziehung muß sowohl Kultur an das Kind herantragen, es befähigen, in dieser Kultur zu leben, als auch parallel dazu die Fähigkeit zur kritischen Distanz wie zum konstruktiven Eingriff aus dieser Distanz heraus entwickeln helfen. Wenn Plessner meint, daß eine Veränderung von "Welt" schon durch das bipolare "Paktieren" gegeben ist, meint dies eben wieder jene unreflektierte Veränderung, deren Qualität erst im Nachhinein erkennbar ist, während hier eine Pädagogik propagiert wird, die Veränderung als willkürlichen, vorher reflektierten Akt ermöglichen helfen soll. Reflexivität wird hier als intrapsychischer, hirnephysiologisch lokalisierbarer Vorgang vorgestellt und nicht als Bipolarität Mensch/Kultur. Die Folge davon ist, daß Erziehung vor allem Förderung der kognitiven Fähigkeiten zu sein hat, dies allerdings nicht einseitig verstanden: es geht hier mehr um die Förderung des divergenten Denkens, weniger des konvergenten. Divergentes Denken umfaßt dabei vor allem die kreativ-konstruktiven Möglichkeiten, die sich beim Kind nur durch eine ganzheitliche Beeinflussung entwickeln. Ganzheitlichkeit bedeutet in diesem Zusammenhang, daß kognitive Förderung nur gelingen kann, wenn das Kind auch auf emotionaler, motorischer und sozialer Ebene angesprochen wird. (1) Soziale Interaktion (Gruppenbindung) ist hier neben der Offenheit als zweiter Pol der menschlichen Natur gesehen, insofern zur Förderung der kognitiven Fähigkeiten "naturnotwendig". Soziale Interaktion ist aber - vor allem beim Kind - nicht von emotionalen und motorischen Inhalten

---

1 Z.B. müssen im Kindergarten kognitive Inhalte nicht nur rezipiert, sondern vor allem selbst erarbeitet werden, und zwar so, daß damit Bewegung, Kommunikation und evtl. auch ästhetisches Empfinden verbunden werden und das Ganze vor allem Spielcharakter bekommt - evtl. allerdings Ernstspielcharakter.

trennbar, (1) die Förderung emotionaler und motorischer Inhalte im Rahmen der kognitiven Förderung also eine Notwendigkeit. (2) Dieser Gedanke soll im Folgenden noch weitergeführt werden.

---

1 In der Kommunikationstheorie wird zwar eine Trennung zwischen Inhalts- und Beziehungsaspekt vorgenommen, betont wird aber gleichzeitig die reine arbeitshypothetische Grundlage dieser Trennung. In der Praxis läßt sich also die soziale Komponente nicht eliminieren, ja sie bestimmt nach Watzlawick u.a. sogar den Inhalt.

Vgl. dazu Watzlawick u.a.: Menschliche Kommunikation, a.a.O., S. 53 ff. Vgl. auch die Kritik an Watzlawick von Ziegler: Ziegler J.: Kommunikation als paradoxer Mythos, Weinheim/Basel 1977.

Ziegler wendet sich vor allem gegen die Trennung von Beziehungs- und Inhaltsaspekt und die Trennung von Kommunikation und Interaktion. Es kann auf diese Kritik nicht näher eingegangen werden, doch scheint sie insofern nicht ganz gerechtfertigt, als diese Trennungen von Watzlawick ausdrücklich theoretisch und hypothetisch begründet werden und so für eine genauere Beziehungsanalyse sehr wohl ihre Bedeutung haben.

2 Beispielsweise können Lerninhalte wie Farb- oder Mengenunterscheidungen im Kindergarten dadurch interessant werden, daß damit Bewegungsspiele und sozialer Austausch verbunden werden.



## 7.2. Zu Gehlen:

Der Grundgedanke des Menschen als organisches und instinkthafes Mängelwesen, das diese Mängel gerade zu Mitteln seiner Existenz macht, indem es sich seine Lebensbedingungen erst selbst schaffen muß, hat weitreichende pädagogische Bedeutung. Die Ausgangsthese Gehlens von der Möglichkeit der bewußten Handhabung seiner existentiellen Offenheit entspricht weitgehend dem vorliegenden Modell. Zwar werden von Gehlen Instinktresiden beim Menschen angenommen, doch sind sie keine direkte Ursache für gezielte Handlungen, sondern sind lediglich als unspezifischer Handlungsimpuls wirksam, deren Zielrichtung noch nicht im Einzelnen vorgegeben ist. Nach Gehlen bauen bewußte Akte auf der primär ungesteuerten Erfahrung auf, wobei die Sprache einen wesentlichen Beitrag leistet. Pädagogisch gesehen sind danach die Möglichkeit des Erfahrungssammelns und die Sprachschulung in der Kindheit von wesentlicher Bedeutung als Grundlage des späteren reflexiven Lernens. Dem ist durchaus zuzustimmen, sofern beide Aspekte nicht als ausschließliche Grundlage für die selbstgesteuerte Offenheit des Menschen angesehen werden. Die Analogiebildung von Sprache und Denkfähigkeit war ja z.B. in den vorschulischen Sprachförderungsprogrammen der 60-er Jahre mit der damit verbundenen häufigen Überforderung der Vorschulkinder ein Problem.<sup>(1)</sup> Auch die selbständige Erfahrungsbildung hat ihre Grenze spätestens dort, wo moralische Probleme oder Gefahren für das Kind auftauchen; nicht jede Erfahrung hat einen positiven Lerneffekt zur Folge. Im vorliegenden Ansatz ist durch die Annahme der prinzipiellen Offenheit des Menschen von Anfang an reflexives Denken nicht nur von motorischer Erfahrung abhängig, sondern ist als Disposition phylogenetisch intrapsychisch repräsentiert. Die Entfaltung dieser Disposition zur Fähigkeit geschieht dann sowohl durch – meist motorisch bedingte – Erfahrungen und Sprache, darüber hinaus aber auch durch die Ontogenese inner-

---

<sup>1</sup> Vor allem wurde die These Piagets aufgegriffen, daß Sprache und Denken unterschiedliche Ausdrücke desselben Vorgangs bedeuten, Denken also "inneres Sprechen" darstellt. Wygotzki, Labov u.a. haben demgegenüber allerdings plausibel gemacht, daß es bildfreies Denken und ad hoc-Erfassungen gibt, die keine sprachanaloge Syntax oder Semantik aufweisen (a.a.O.). Vgl. dazu: Wygotzki, L.: Denken und Sprechen, a.a.O.. Labov, W.:

halb eines sozialen Gebildes. Die Gruppenbezogenheit des Menschen als zweites Existential legt einen wesentlichen Schwerpunkt auf die kommunikative Vermittlung im pädagogischen Bezug. Bezogenheit auf ein "Du" hin, auf eine Gruppe hin, bedeutet aber immer zugleich Kommunikation – aber eben nicht nur verbale Kommunikation. So konnte anhand von Hospitalismus- und Deprivationsuntersuchungen seit Spitz gezeigt werden, daß Zuwendung gerade beim Kleinkind sich im wesentlichen nonverbal äußern muß, soll eine normale Entwicklung gewährleistet sein. Trotzdem hat die sprachliche Kommunikation einen hohen Stellenwert. Im Anschluß an Gehlen argumentiert z.B. Hargasser, daß Sprache hilft, zwischen den willentlichen, "sensomotorischen" (Piaget) Abläufen und der Dingwelt ein objektivierendes Mittelglied einzuschieben, indem sie die Dinge benennt, reflexiv werden läßt und ein über die Dinge hinausreichendes Symbolsystem entfaltet. Bei einer "einschnappenden Zuordnung eines auftretenden Eindruckes mit einem Bewegungsansatz, die selber Niederschlag und Resultat früherer Erfahrungen und Kommunikationen ist, in der Pädagogik als 'Aha-Erlebnis' bezeichnet, schiebt sich in der Anamnese stets das lautliche Moment in den Vordergrund. Zunächst reagiert der Mensch gesamtmotorisch. 'Aber man merkt sehr bald: die Reaktion ist nicht mehr eine solche des ganzen Leibes, sondern sie tritt unter die Führung der Lautbewegung. Das ist ein sehr erfolgreiches und rein menschliches, wieder typisches Entlastungserlebnis'".(1)

Soweit kann zugestimmt werden; auch darin, daß Spracherziehung einen hohen Stellenwert in der Pädagogik haben muß, da sie im Sinne der Gesamterziehung zu verstehen ist, wenn durch Sprache Weltverständnis, Distanz zur Welt und aus dieser Distanz heraus bewußter Umgang mit der Welt erst möglich wird.

Obwohl in der Anthropologie Gehlens sehr die Rede von Mitteilung und Kommunikation in bezug zur Handbarmachung der Welt ist, wird aber nicht jener Grad an

---

The Study of Language in Its Social Context, in: Studium Generale 23, Kap. I, 1970, S. 30 – 87

Vgl. z.B. auch die kritische Überarbeitung der "schichtspezifischen Sprachcodes": Dittmar, N.: Soziolinguistik, Frankfurt a.M. 1975

1 Hargasser, F: Mensch und Kultur; die pädagogische Dimension der Anthropologie A. Gehlens, Regensburg 1976, S. 70, Unterzitate nach Gehlen, A.: Der Mensch, a.a.O., S. 197, 198

Mitmenschlichkeit erreicht, den z.B. Martin Buber mit "Begegnung" und "Dialog" meint.(1) Kommunikation bleibt bei Gehlen immer an die Sachwelt gebunden und betont zu wenig den Beziehungsaspekt. Hargasser schreibt dazu: "Über diese Identifikation aller mit allen in der Intention auf die Sache, entsteht das Gruppenbewußtsein einer Gemeinschaft. Den unmittelbaren Bezug von Ich und Du...scheint diese Anthropologie nicht zu kennen".(2) Dieser Bezug ist m.E. aber gerade eine Voraussetzung für sachliches Lernen! Sicherlich äußert sich dieser "pädagogische Bezug" vornehmlich auch durch Sprache, aber eben auch nonverbal. Watzlawick, Cohn u.a.(3) haben deutlich gemacht, daß die sachliche Auseinandersetzung durch Sprache erst voll gelingt, wenn die Beziehungsebene geklärt ist. Die Beziehung ist nach dem hier vorgelegten Modell auch deswegen so wichtig, weil sie aus dem existentiell notwendigen Gruppenbezug des Menschen hervorgeht. Eine Klärung der Beziehungsebenen ist also gleichbedeutend mit einer Darlegung der anthropologischen Voraussetzungen, die das Kind als Erbgut mitbringt. Diese Überlegung deckt sich auch mit den folgenden Gedanken:(4)

Ein Unterschied zu den Ausführungen Gehlens ergibt sich im Weiteren aus der verschiedenen Sichtweise der Triebgrundlage des Menschen. Gehlen erkennt im Menschen einen unspezifischen Drangüberschuß, der kraft Willensakten in vernünftiges Handeln umgesetzt werden muß. Im vorliegenden Modell sind Triebe/Instinkte/Grundbedürfnisse (5) spezifisch faßbar, sie spielen

---

1 Vgl. z.B. Buber, M.: Reden über Erziehung, Heidelberg 1953

2 Hargasser, F.: Mensch und Kultur, a.a.O., S. 75

3 Watzlawick P.u.a.: Menschliche Kommunikation, a.a.O.

Cohn, R.: Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion, Stuttgart 1975

4 Da der Mensch auf die Gruppe und auf das "Du" hin angelegt ist, muß eine Existenz unter ungeklärten und amorphen Beziehungen zu pathogenen Erscheinungen führen.

5 Diese sind: Liebe / Zuwendung / Geborgenheit, Nahrung, Schlaf, Exploration und Spiel, Anerkennung und gewisse Formen des Eigentums - z.B. auch "geistiges Eigentum"

vgl. dazu z.B.: Riemann, F.: Grundformen der Angst, München 1977  
 Dührssen, A.: Psychogene Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen  
 Göttingen 1976, bes. S. 29 - 47. Ohlmeier, D.: Psychoanalytische  
 Entwicklungspsychologie, Freiburg 1973. Maslow, A.: Motivation  
 and personality, New York 1954. Euler, H./Mandl, H.: Emotions-  
 psychologie, München/Wien/Baltimore 1983, bes. S. 147 ff

aber für das Werden des Kulturwesens Mensch eine untergeordnete Rolle, sofern sie in der Kindheit befriedigt oder mit dem Einsetzen eines tiefergehenden reflexiven Denkens ebenfalls befriedigt oder bewußt gehemmt werden. Die Befriedigung der Primärbedürfnisse ist nach allen entwicklungspsychologischen Erkenntnissen beim Kind von wesentlicher Bedeutung, (1) die Hemmung kann erst darauf aufbauend im Rahmen des reflexiven Denkens, der individuellen Willensakte und der kulturellen Einordnung erfolgen.

Nach Gehlen verläuft dieser Prozess gerade umgekehrt: Die Hemmung der unspezifischen Antriebe ist die Grundlage für alles zielgerichtete Lernen und die kulturelle Entfaltung! Hier muß auch Hargasser widersprochen werden, wenn er im Anschluß an Gehlen die pädagogische Forderung erstellt, Gewohnheit, Zucht und Willensbildung zur Unterdrückung des "Drangüberschusses" seien die Schwerpunkte jeder pädagogischen Intervention. (2) Hierauf muß etwas genauer eingegangen werden:

Die Gewohnheit spielt ohne Zweifel eine große Rolle im menschlichen Verhalten; jede "gekonnte" Bewegung des Kindes ist bereits eine Gewohnheit. Die Gewohnheitsbildung hat ihre Grenze aber dort, wo sie dem Prinzip der prinzipiellen Offenheit des Menschen widerspricht; in der Terminologie Gehlens vor allem innerhalb der "großen Entlastung" des Menschen. Nicht nur die Verfestigung negativer - z.B. unterdrückender - sondern auch positiver Institutionalisierungen ist hier eine Gefahr, da der Mensch durch seine Offenheit auf Weiterentwicklung hin angelegt ist. Gewohnheitsbildung und Bändigung des Willens durch Kanalisierung kann also kein übergeordneter Wert sein, sondern darf nur ein Vehikel für eine größere Selbständigkeit durch autonome Erkundung neuer Möglichkeiten darstellen. Da die

1 Vgl. z.B. Dührssen, A.: Psychogene Erkrankungen...a.a.O.

Toman, W. Tiefenpsychologie, Stuttgart 1978, S. 60 ff

Ohlmeier, D.: Psychoanalytische Entwicklungspsychologie, a.a.O.

Oerter, R.: Moderne Entwicklungspsychologie, Donauwörth 1974, bes.

S. 64 ff. S. 106 ff. Helzer, H., Todt, E./Seiffge-Krenke, I (Hrsg.): Angewandte Ent-

wicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters, Heidelberg 1979

Kaplan, L.: Die zweite Geburt, München/Zürich 1981

Erikson, E.: Jugend und Krise, Stuttgart 1974

Erikson, E.: Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1965

Novak, F. u.a.: Psychologie, Bd. 2, München 1981, S. 81 ff, S. 109 ff

2 Vgl. Hargasser, F.: Mensch und Kultur, a.a.O., S. 40 ff

große Entlastung nach Gehlen aber ein auf der kleinen Entlastung aufbauendes Prinzip darstellt, birgt Gewohnheitsbildung immer auch schon hier die potentielle Gefahr der Erstarrung. Richtiges Abwägen zwischen der Gefahr der Verunsicherung einerseits und frühzeitiger Verfestigung andererseits ist hier die pädagogische Aufgabe.

Analoges zur Gewohnheitsbildung gilt für das exemplarische Lernen: Hargasser hebt nach Gehlen hervor, daß der Mensch aufgrund seiner Plastizität fähig ist, nur das für ihn Typische zu sehen und die Nebensächlichkeiten zu übersehen und zwar in dem Sinne, Übersicht im Großen zu haben, wobei ein bloß symbolisches Angedeutetsein der Dinge genügt.(1) Der Mensch lernt demnach exemplarisch - er nimmt nur die wesentlichen Eigenschaften auf und vernachlässigt die anderen. "Der Mut zur Lücke" besteht von Anfang an, da es sonst dem Menschen nicht möglich wäre, sich über die Banalität des Tieres zu erheben, das in den Kausalnexus von Stimulus und Reflex hineingebunden ist. Ohne diese exemplarische Möglichkeit käme der Mensch nicht über sich selbst hinaus. Sie ermöglicht ihm erst das, was wir Phantasie nennen". (2)

M.E. muß das exemplarische Lernen von der Pädagogik unterstützt, aber auch als gefährlich dort erkannt und vermieden werden, wo Zusammenhänge vereinfacht und Urteile dadurch verfälscht werden. Unterstützt z.B. innerhalb des schulischen Lernens dort, wo aufgrund einer kaum faßbaren Stofffülle Exempel, Transfer und Generalisierung eine tragende Rolle beim Lernen spielen müssen; vermieden vor allem da, wo Denk- und Einstellungsschemata in ihrer ohnehin zur Trägheit tendierenden Beschaffenheit unterstützt werden.(3)

---

1 Vgl. Hargasser, F.: Mensch und Kultur, a.a.O., S. 44

2 Ebenda

3 Festinger hat in diesem Zusammenhang vor allem das Problem der "kognitiven Dissonanz" behandelt: es besagt, daß differierende kognitive Denkmuster solange wie nur möglich abgewehrt werden und so eine Trägheitstendenz der eigenen Denkstrukturen entsteht.

Vgl. Festinger, L.: A Theory of Cognitive Dissonance, Stanford 1962



Um intellektuelle Überlastung zu vermeiden, sind erfahrungsbildung, Gewohnheitsbildung, exemplarisches Lernen und vor allem symbolisches Weiterfassen von zentraler Bedeutung. Andererseits ist es geradezu gefährlich, bei diesem Postulat stehenzubleiben und die prinzipielle Weltoffenheit in der kindlichen Entwicklung in ihrer ganzen Tiefe nicht zu erkennen. Wenn Hargasser beispielsweise anführt, daß als Folge des exemplarischen Lernens Spezialisierung in von der Gesellschaft relativ abgelösten Gruppen mit eigenen Symbolsystemen eine Notwendigkeit darstellt und Spezialisierung von der Pädagogik frühzeitig unterstützt werden muß, so ist dies eben eine problematische pädagogische Konsequenz.(1) Spezialisierung kann nach dem Prinzip der Offenheit nur als eine unabwendbare Notwendigkeit in der Entwicklung des Kindes gelten, soweit dies in einer pluralistischen arbeitsteiligen Gesellschaft – z.B. für die Berufsfindung – unumgänglich ist, nicht aber als grundsätzliches pädagogisches Prinzip. Dieses muß gerade umgekehrt lauten: soweit wie möglich und solange wie möglich ein breitgefächertes Bildungsangebot an das Kind heranzutragen und Spezialisierung solange wie möglich zu vermeiden. Wenn Spezialisierung notwendigerweise dennoch einsetzen muß, darf aber kein isoliertes Symbolsystem erlernt werden, sondern es kann nur ein auf der Grundlage des allgemein bekannten weiterentwickeltes sein, das mit dem allgemeinen immer wieder in Beziehung gesetzt wird. Das Prinzip der übergreifenden Gruppenbindung muß auch in der heutigen Zeit Gültigkeit haben – die Probleme der Zeit machen dies besonders relevant. Es ist ja gerade ein Hauptproblem in unserer überaus vielschichtigen und komplexen Welt, daß symbolischer, kommunikativer Austausch so schwierig geworden ist. "Sprachlosigkeit" zwischen den verschiedenen, spezialisierten Gruppen bedeutet eine permanente manifeste Gefahr, ganz zu schweigen von der menschlichen Problematik, die damit verbunden ist.(2) Vorurteilen, Unkenntnis, Ignoranz und eindimen-

---

1 Vgl. Hargasser, F.: Mensch und Kultur, a.a.O., S. 45 f

2 Ein subsumptiver Aspekt wäre hier auch, daß Spezialwissen immer dem Laien zugänglich sein und von den Spezialisten verständlich gemacht werden muß, soll das sog. "Elfenbeinturmsyndrom" vermieden werden.



sionalem Denken werden hier Vorschub geleistet.

Phantasieentwicklung kann daher weniger in der Spezialisierung gesehen werden, sondern eher in der Möglichkeit, Spezialwissen und spezialisierte Symbolik auf die Ebene der generalisierten Symbolik zu transformieren und für größere Gruppen verständlich und verwertbar zu machen.

Allgemeinbildung hat in diesem Zusammenhang einen hohen Stellenwert; Spezialbildung muß auf dieser aufbauen und in diese integriert sein. Hier hat die Pädagogik einen großen Aufgabenbereich.

Was die Zucht- und Willensbildung anbelangt, muß nochmals auf das Theorem des Drangüberschusses zurückgegangen werden: Es wurde betont, daß dem Kind die Möglichkeit gegeben werden muß, seine Grundbedürfnisse / Triebe zu befriedigen und daß die Askese für das Kind gerade keine geeignete Grundlage für kulturelles Lernen und kulturelle Einordnung darstellt. Der häufige Fehler in der Pädagogik, das Kind als kleinen Erwachsenen zu behandeln,(1) sollte nicht wiederholt werden. Kulturfähigkeit ist nicht, wie Hargasser meint, eine Folge der kindlichen Triebhemmung, sondern die bewußte Triebhemmung oder -befriedigung ist eine Folge des kulturellen Lernens und hat eine bewußt gewollte, nicht oktroyierte Entscheidung zu sein.

Nach der Anthropologie Gehlens dagegen muß das kulturelle Lernen von Anfang an stark betont werden und könnte so leicht zu einer massiven Überforderung gedeihen, besonders dann, wenn damit eine Beschneidung der Bedürfnisbefriedigung verbunden ist. Die psychoanalytische Literatur belegt,(2) daß das kulturelle Lernen geradezu behindert wird, wenn die Grundbedürfnisse des Kindes nicht befriedigt werden können, da diese als unbefriedigte dominant bleiben, ein pathologisches "Triebschicksal" einleiten, Verhaltensstörungen aller Art auslösen können und damit die kulturelle Entfaltung der Persönlichkeit behindern.

---

1 Wie es z.B. in der viktorianischen Epoche üblich war und auch heute noch in vielen Familien praktiziert wird;  
vgl. dazu z.B.: Miller, A.: Am Anfang war Erziehung, Frankfurt 1980. Rutschky, K.: Schwarze Pädagogik, Berlin 1977  
Zenz, G.: Kindesmißhandlung und Kindesrechte, Frankfurt 1979

2 Vgl. die a.a.O. genannte diesbezügliche Literatur

Sachinteresse und Lernmotivation können nicht als "Hiatus" (Gehlen) vorausgesetzt werden, sind aber auch keine aufgesetzten Bedürfnisse; es sind Bedürfnisse, die als Disposition vorhanden erst im Laufe der Entwicklung und nur dann frei werden, wenn primär die Grundbedürfnisse des Kindes befriedigt werden. Diese Grundbedürfnisse sind allerdings nicht außerhalb der Sozietät zu sehen, sondern sind nur im sozialen Milieu zu befriedigen. In diesem Sinne ist der Mensch bereits als Kind Kulturwesen.

Die "chronische Bedürftigkeit" des Menschen nach Kultur ergibt sich demnach nicht aus dem Antriebsüberschuß rudimentärer Instinkte, sondern allein aus dem dialektischen Verhältnis Offenheit / Gruppenbindung (Sozietät). Sowohl die Offenheit als auch die Gruppenbezogenheit haben als komplementäre Bestimmungen die Tendenz, das Verhalten zueinander zu reglementieren und das "In die Welt gesetzt-sein" mit Inhalt zu füllen. Hier hat auch die Willensentscheidung ihren Ursprung. Die Annahme eines Drangüberschusses, der zum Handeln führt und dem instinkthafte Richtlinien zumindest in Ansätzen eingegeben sind, ist hier unnötig. Gerade hierin liegt aber auch die Gefahr: Grundsätzlich ist jede Kultur, jede Konvention, jedes Handeln denkbar; ob es moralisch wertvoll und sachlich opportun ist, kann nur die gemeinsame Reflexion der Mitglieder ergeben. Eine Richtschnur ist dann aber nicht endogen vorgegeben, sondern evtl. nur in religiösen oder anderen weltanschaulichen Überzeugungen, begrenzt vielleicht auch in wissenschaftlichen Erkenntnissen zu finden.(1) Diese Überzeugungen dürfen aber auch nur - in Form von Wertorientierungen - an das Kind als Angebote herangetragen und nicht aufgedrängt werden, um das Prinzip der Offenheit nicht zu verletzen.(2)

---

1 Wissenschaftliche Erkenntnisse können meist nur Sachinformationen liefern, aber keine ethisch-moralische Einordnung.

2 In diesem Zusammenhang wäre z.B. erneut über die Schulpflicht nachzudenken; evtl. könnte die "Pflicht" zumindest teilweise durch bessere motivationale Bedingungen in ihren negativen Gehalten entschärft werden - das "Prinzip Summerhill" scheint allerdings nicht ohne weiteres auf größere Schulsysteme übertragbar.

Vgl. dazu: Neill, A.: Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung, Hamburg 1969, S. 21 ff

Während sich die Willensbildung hier aus dem Spannungsverhältnis zwischen Offenheit und Gruppenbindung ergibt, ist sie in Hargassers Interpretation Gehlens ein Produkt der Zucht, von Autorität und Lenkung. Die "niedrigen" Dränge müssen in "höhere" Bedürfnisse und Interessen umgeleitet werden.(1)

"Durchgezüchtete Hemmungen" (Gehlen) des chronischen Antriebsüberschusses sind demnach eine menschliche und pädagogische Notwendigkeit. Das "Gesetz der Zucht" (2) stellt nach Hargasser keinen Luxus dar, keine Repression, sondern ist in der menschlichen Physis grundgelegt. Zucht hat "persönlich-existentielle Bedeutung".(3)

Vieles an diesem Zucht- und Willensbegriff bleibt unklar. Zunächst ist zu fragen, inwieweit unspezifischer Drangüberschuß der Hemmung bedarf, wenn er doch unspezifisch und prinzipiell nach allen Seiten hin offen ist. Nimmt man nach Gehlen an, daß zumindest rudimentär durch die "idees directrices" eine grobe Richtung vorgegeben ist, so wird diese doch von Gehlen selbst als "natürlich" und damit als gut angenommen. Wieso hier Hemmung und Züchtigung nötig sind, kann auch von da her nicht recht eingesehen werden. Würde eine solche Hemmung nicht auch Hemmung menschlicher Existenz Erfahrung bedeuten?

"Triebumwandlung" - dies erinnert sehr an die tiefenpsychologische Sublimierungsthese - ist m.E. nicht das richtige pädagogische Mittel, vielmehr geht es darum, die kindlichen Primärbedürfnisse zu befriedigen und so die existentielle Offenheit für weitere kulturelle Inhalte / Ziele zu erhalten bzw. auszubauen.

Hargasser unterscheidet ebenfalls zu wenig zwischen Selbstzucht und erzieherischer Zucht. Bei ihm liegt der entscheidende Akzent auf der erzieherischen Zucht, die dann - eine mehr implizite Aussage - zur Selbstzucht führen soll.

---

1 Vgl. Hargasser, F.: Mensch und Kultur, a.a.O., S. 50 ff

2 Ebenda, S. 51

3 Ebenda

Die Notwendigkeit von Zucht oder Autorität ergibt sich auch aus dem vorliegenden Ansatz, doch fällt das Moment der Unterdrückung fort. Unterdrückung von Trieben bzw. Grundbedürfnissen bedeutet doch immer eine Unterdrückung des ganzen Menschen, der Person. Dies widerspricht dem Prinzip der Offenheit, welche ein Wesensmerkmal der Person darstellt. Um es nochmals zu betonen: Kindliche Triebe und Grundbedürfnisse müssen befriedigt werden, soll eine freie und nicht-pathologische Entfaltung der Person gewährleistet werden. Damit wird erst die Voraussetzung geschaffen, "höhere" Motive überhaupt - intrinsisch - zu entwickeln!(1)

Der Schwerpunkt der pädagogischen Arbeit hat nicht auf der erzieherischen Zucht zu liegen, sondern auf der Förderung der Selbstdisziplin ("Selbstzucht"). Obwohl durch die Gruppenbindung des Menschen und die intellektuelle Unfertigkeit des Kindes erzieherische Autorität notwendig ist, darf sie den prinzipiellen Freiraum nie zu sehr einengen, da dies gegen das Existential der kindlichen Person verstoßen würde. Mit zunehmender Willensbildung des Kindes (ab "Trotzalter") hat die äußere "Zucht" lediglich Unterstützungsfunktion der inneren "Zuchtentwicklung", die Willensbildung ist (!), zu sein. Äußere Zucht im Sinne von nicht unterdrückender Autorität hat dann emanzipatorischen Charakter, nicht unterdrückenden. Willensbildung ist dann weniger das Resultat von äußerer, triebunterdrückender Zucht, sondern von autonomen Strebungen und Selbstdisziplin.

Wenn Selbstdisziplin mit Willenskraft gleichzusetzen ist, wird deutlich, daß Autorität als Mittel dazu nicht Erziehung zur Normkonformität und Anpassung an vom Erzieher diktierte Bedingungen bedeuten darf. Willenserziehung bedeutet aber andererseits auch nicht ständiges Gewährenlassen, da der Wille ja nur am Widerstand - der vom Erzieher begründet sein muß - reifen kann.(2) Dieser Widerstand darf aber eben nicht unterdrückenden

---

1 Vgl. z.B. Maslow, A.: Motivation and personality, a.a.O.

Man spricht auch von der Maslowschen "Bedürfnispyramide".

2 In der *laissez-faire*, der sozialistisch geprägten antiautoritären Bewegung oder in der antipädagogischen Bewegung wird dieser Sachverhalt zu wenig beachtet, Desorientierung bei gleichzeitiger Aggressivität sind eine häufige Folgeerscheinung.

Vgl. dazu z.B. Meves, Ch./Illies, J.: Mit der Aggression leben, Freiburg 1975, S. 22 ff. Ellner, A.: Konrad, sprach die Frau

Mama, Berlin 1982, bes. S. 61 ff

Charakter haben, sondern emanzipatorischen; er muß dem Wohle des Kindes dienen,(1) was in diesem Zusammenhang bedeutet, daß er der Willensschulung und Willensentwicklung dienen muß. Widerstand und Führung des Erziehers sind vor allem dann angebracht, wenn der Wille des Kindes bei mangelnder Einsichtsfähigkeit zu Handlungen tendiert, die gefährlich, moralisch problematisch sind oder die gesunde Entwicklung des Kindes stark behindern würden. Die - kindgemäße - Erklärung und Verdeutlichung der erzieherischen Intervention ist in solchen Fällen obligatorisch.

Auch ein Abwägen, inwieweit der kindliche Wille pädagogisch fruchtbar um- bzw. eingesetzt werden kann, ist hier von Bedeutung. Dies zieht unter Umständen eine Veränderung der pädagogischen Konzeption nach sich.(2)

Verzicht und Askese erwachsen also nicht aus unterdrückten Grundbedürfnissen, sondern auf der Grundlage einer bedürfnisbefriedigten Persönlichkeitsentwicklung durch bewußtes Wollen. (3) Allerdings gibt es dann auch die Möglichkeit einer weiteren, vielleicht sogar exzessiven Bedürfnisbefriedigung im Erwachsenenalter (z.B. Promiskuität), doch kann eine solche Entwicklung im Sinne einer so verstandenen emanzipatorischen Erziehung pädagogisch nicht mehr interessieren. Eine solche Entscheidung liegt einzig in der bewußten Verantwortung des abgelösten - auch schuldfähigen - Erwachsenen. Abgesehen davon zeigt die psychoanalytische Literatur, daß letztere Entwicklung wesentlich häufiger eine Folge früher Trieb- /Bedürfnisunterdrückung ist als von deren Befriedigung.

- 
- 1 "Wohl des Kindes" kann nach Huppertz/Schinzler nur schwer und unklar umschrieben werden: sich zum "Anwalt" des Kindes machen, gleichermaßen seine Gegenwartsinteressen und Zukunftschancen vor Augen haben u.s.w.  
vgl. dazu: Huppertz, N./Schinzler, E.: Grundfragen der Pädagogik, München 1983, S. 19 - 22
  - 2 Hier stellt sich wieder die Frage der "richtigen" Motivierung. Emanzipatorische Erziehung in diesem Sinne bedeutet grundsätzlich ein Einbeziehen des Kindes in die pädagogische Konzeption.
  - 3 Psychoanalytisch gesehen gibt es zwar die Möglichkeit der Askese aufgrund von unterdrückten Bedürfnissen in der frühen Kindheit; diese Form der Askese hat aber eine neurotische Grundlage und

Im Zusammenhang mit dem Zuchtgedanken Gehlens schreibt Hargasser dem Spiel das Kindes eher funktionalen Charakter zu. (1) Das Spiel soll Vorübung sein, Sachgehorsam, Kontrolle und Disziplin fördern. Dies erinnert stark an die überholten Spieltheorien -z.B. die Vorübungstheorie nach Gross (2)- und steht gegen die Überzeugung modernerer Entwicklungspsychologen/-pädagogen, (3) wonach das Spiel in erster Linie zweckfrei ist und auch sein soll - sonst ist es kein Spiel mehr, sondern Arbeit. Zwar gibt es auch das "Ernstspiel", (4) doch baut dieses auf dem zweckfreien Spiel auf und darf nur durch intrinsische Motivation entstehen - auch ein häufiger Unterschied zur Arbeit -, darf also nicht gefordert werden.

Auch hier wird deutlich, daß der Wille zum sachbezogenen Spiel wie zum kulturellen Lernen ein Reifungskriterium darstellt, das allerdings nur dann von der Disposition zur Fähigkeit gelangt, wenn dem Kind ein großer Freiraum (Offenheit!) erhalten bleibt und die Grundbedürfnisse / Triebe des Kindes im sozialen Kontext befriedigt werden können. Ein Grundbedürfnis des Kindes ist eben auch das freie, un gelenkte Spiel. Neben dem triebunterdrückenden Einfluß der Erziehung ist nach Hargasser die Willensbildung auch eine Folge der Gewohnheitsbildung (s.o.). Obwohl die Wichtigkeit der Gewohnheitsbildung für die Entwicklung des Kindes nicht infrage gestellt wurde, ist sie für die Willensbildung nach dem vorliegenden Modell ohne allzugroße Bedeutung. Gewohnheitsbildung hat mit Willensausdruck wenig gemeinsam. Willensäußerungen haben m. E. einen weit größeren Bezug zu Offenheit, relativer Unabhängigkeit und Originalität als zum Festhalten an Gewohntem. Nimmt man die Wil-

---

häufig problematische Auswirkungen, z.B. die Tendenz, sich für andere "aufzuopfern", sich dabei aber unbewußt unentbehrlich machen zu wollen mit dem Ziel der Abhängigmachung u.s.w.

vgl. dazu z.B.: Riemann, F.: Grundformen der Angst, a.a.O., S. 59 ff. Bräutigam, W.: Reaktionen, Neurosen, abnorme Persönlichkeiten, Stuttgart 1978, S. 175 ff

1 Vgl. Hargasser, F.: Mensch und Kultur, a.a.O., S. 55 ff

2 Gross, K.: Die Spiele des Menschen, Jena 1899

3 Vgl. z.B. Heckhausen, H.: Entwurf einer Psychologie des Spiels, Psychol. Forsch. Nr. 27 1963/64, S. 225 - 243. Scheuerl, H.: Das Spiel, Weinheim 1965. Kluge, N.: Spielpädagogik, Bad Heilbrunn 1980. Dets.: Spielen und Erfahren, Bad Heilbrunn 1981



lensleistung des Menschen als anthropologisch begründete Möglichkeit der prinzipiellen Offenheit, wird sie Ausdruck des bewußt entschiedenen "offen zu etwas", Ausdruck der Person und auch Ausdruck der individuellen Persönlichkeit. Diese Willensentscheidung kann durchaus auch eine Entscheidung zum konformen Verhalten sein, aber sie ist eben bewußt überlegte, reflektierte Entscheidung, relativ unabhängig von Gewohntem.

Auch bei Gehlen gelangt der Mensch - neben anderem - durch Gewohnheit zur Reflexivität. Neben der bereits in der Kritik behandelten Frage, wie dies möglich ist, bleibt hier doch eine Affinität zur Anpassung und Einordnung aus der begrenzten Möglichkeit heraus, andere Handlungsmöglichkeiten überhaupt in Betracht ziehen zu können. Dies wird auch in der pädagogischen Folgerung Hargassers transparent: Wird das Kind nur lange genug an bestimmte Verhaltensweisen und Normen gewöhnt, will es die auch.<sup>(1)</sup> Die Frage drängt sich auf, ob dieser so verstandene Wille überhaupt noch freier Wille ist. Sicher ist der Wille auch im vorliegenden Ansatz nicht absolut frei, da er sich immer nur bezugnehmend zu einer gesellschaftlichen Einbindung von Anfang an entfalten kann. Willensfreiheit der Person wird hier aber so verstanden, daß sie diese gesellschaftliche Einbindung wesentlich bedingter und distanzierter erlebt, eben durch ihre prinzipielle Offenheit; dies hat auch die Pädagogik zu berücksichtigen. Wille hat eher eine Funktion der individuellen Persönlichkeit als eine Funktion des gesellschaftlichen bzw. erzieherischen Einflusses zu sein! Willensentscheidung kann aber auch nicht als Folge genetisch fixierter Variablen verstanden werden, Willensentscheidungen sind - wenn sie nicht pathogenen Ursprungs sind - nicht primär abhängig vom Triebvolumen, sondern von den Persönlichkeitseigenschaften, vor allem den kognitiven Möglichkeiten.

---

<sup>1</sup> Vgl. Hargasser, F.: Mensch und Kultur, a.a.O., S. 57 ff

So schreibt Hargasser zu Unrecht, daß im sogenannten Trotzalter die Triebe im Höchstmaß gestaut sind und so das Kind zu starken Willensäußerungen befähigt ist.(1) "Trotz" als Willensleistung ist eine Funktion der kindlichen Person, die sich zum erstenmal seiner Unabhängigkeit (prinzipielle Offenheit!) bewußt wird und nicht die Funktion seiner gestauten Antriebe. Daß dem Trotzalter keine gestauten Antriebe zugrunde liegen, kann man auch daran erkennen, daß bei vielen Naturvölkern die kindliche Trotzphase nicht oder nur rudimentär auftritt.(2) Sieht man den Willensakt eher als Ausdruck der Person an denn als Folge von Triebhemmung und Gewohnheitsbildung, kann man im Falle problematischer - z.B. krimineller - Handlungen nicht mehr nur vom Versagen der Erziehung sprechen. Scheitern ist dann vor allem individuelles Scheitern, persönliche "Schuld". Die "Urdistanz" in den individuellen Beziehungen, bedingt durch die prinzipielle Offenheit, macht ein individuelles Scheitern auch dann möglich, wenn das erzieherische Angebot durchaus positiv war. Ebenso zeigt sich in der Praxis immer wieder, daß trotz "schlechter" Erziehung(3) durchaus positive Persönlichkeitsentwicklungen möglich sind; natürlich ist dies nicht die Regel, es erklärt aber die Ausnahmen.

Sobald sich das präkognitive, noch weitgehend unreflektive, aber sich seiner Persönlichkeit mehr und mehr bewußtwerdende Ich herausentwickelt, ist auch zugleich die Möglichkeit der Erkenntnis des "Nicht-Ich" (Fichte) gegeben. Mit dieser Erkenntnis kann auch auf die Beziehung zum anderen, zum Erzieher und auf dessen pädagogische Gestaltung Einfluß genommen werden, im Extremfall kann dieser Einfluß auch negiert oder abgelehnt

---

1 Vgl. Hargasser, F.: Mensch und Kultur, a.a.O., S. 58

2 Vgl. z.B. die Arapesh nach den Untersuchungen von M. Mead: Wegen der relativ hohen Freiheit und Zuwendung, welche die Kinder in dieser Kultur genießen, braucht das beginnende Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit und Individualität nach außen hin kaum dokumentiert zu werden.

Mead, M.: Geschlecht und Temperament in primitiven Gesellschaften, Hamburg 1959

3 Totale Lieblosigkeit und Deprivation bieten dabei anscheinend die geringsten Chancen zu einer positiven Entwicklung.

werden, wie sich bei sehr erziehungsschwierigen Kindern und Jugendlichen immer wieder zeigt. Freilich ist diese Ablehnung auch nur innerhalb eines Beziehungsgefüges möglich, die Willensentscheidung also nicht außerhalb des erzieherischen Angebots zu definieren. Erziehung ist zugleich immer Kommunikation, also aufeinander bezogenes Verhalten. Ein Nichtverhalten ohne Reaktionswirkung auf den Anderen ist nicht möglich.<sup>(1)</sup> Hier erfährt die Offenheit des Menschen ihre Bedingtheit in dem Existential der Gruppenbindung. Der Kreis schließt sich: Verbale und nonverbale Kommunikation, gemeinsames Symbolverständnis und personale Entwicklung sind nur innerhalb einer intentional und funktional einwirkenden Umwelt möglich. Nicht die Triebe, Dränge u.s.w. sind dabei das wesentliche Komplement zu dieser soziokulturellen Eingebundenheit des Menschen, sondern seine konstituelle Offenheit und Distanzierungsmöglichkeit.

### 7.3. Zu Lorenz:

Im Unterschied zu Gehlen sieht Lorenz den Menschen als stärker instinktgesteuert an, wenn er ihn auch als "domestiziert" und als "neotonisch" definiert: ein Wesen, das sich im Rahmen seiner kulturellen Entwicklung die Instinktauslöser selbst sucht und nach "Appetenz" handelt. Darüberhinaus bleiben gewisse, z.Teil klar benennbare Grundinstinkte erhalten, z.B. der Aggressionstrieb.

Triebe bzw. Instinkte haben bei Lorenz im Unterschied zu Gehlen aber durchaus eine positive Valenz: der Mensch wird zum Kulturwesen nicht durch Triebunterdrückung, sondern durch Triebausgestaltung. Die Kultur "paßt" als evolutive Fortsetzung der den Menschen umgebenden Natur, transzendiert diese aber auch in gewisser Weise durch reflexives Denken und ist daher bedingt von ihr abgelöst. Evolutive Tendenzen und trieb-

---

<sup>1</sup> Vgl. oben

hafte Grundlagen gelten allerdings auch für die Kultur und müssen bewußt gemacht werden, damit der Mensch sich seiner Natur entsprechend weiterentwickeln kann. Plastizität im Sinne selbst intendierten Appetenzverhaltens ist allerdings nur jenseits der von Lorenz genannten Triebe möglich.

Da Denken, Sprache und Handeln in diesem Zusammenhang eine Form natürlicher Angepaßtheit an die evolutiven Grundlagen des Menschen zu erlangen bzw. zu erhalten haben, heißt dies für die Pädagogik, die Erziehung hat als primäre Aufgabe die phylogenetischen Grundlagen des Menschen zu erforschen, um durch dieses Bewußtsein seiner eigenen Natur eine möglichst kongruente Umwelt zu schaffen, in der das Kind "natürlich" aufwachsen kann.

Wie dies geschehen soll, bleibt weitgehend unklar, da Lorenz selbst postuliert, daß das Angeborene größtenteils erst durch Lernen sichtbar wird.<sup>(1)</sup> Zudem ergibt sich ein Widerspruch daraus, daß der Mensch über etwas Bescheid wissen soll, dessen kulturelle Auswirkungen er bei der angenommenen Lernresistenz der Grundtriebe ohnehin kaum zu steuern in der Lage wäre. Lorenz selbst nimmt doch an, daß die kulturelle Entwicklung letztlich nicht verstandesmäßig gesteuert werden kann, daß Denken und Wissenschaft eher nach dem Zufallsprinzip der allgemeinen Mutation ablaufen.

Im Einzelnen lassen sich folgende pädagogische Implikationen in der Theorie Lorenz erkennen:

Die Annahme der Trieb- und Instinktlenkung beim Menschen gibt den Lernmöglichkeiten zu wenig Raum, da nach Lorenz weniger danach gefragt werden darf, was am Menschen angeboren oder umweltbedingt ist, sondern mehr danach, ob das zu untersuchende Verhaltenselement aufgrund genomgebundener Information völlig funktionsfähig ist oder ob es zusätzlicher Lernvorgänge bedarf. So bedeuten pädagogische Lernhilfen eher Differenzierungshilfen bereits vorweg als gegeben angenommener Verhaltensweisen als Neubildung von solchen. Selbst hier bleibt noch die

---

<sup>1</sup> Vgl. Lorenz, K.: Über tierisches und menschliches Verhalten, a.a.O., S. 340 f, Bd. 2

Frage offen, ob diese Differenzierungshilfen bei den angenommenen Postulaten überhaupt gelingen können, da nicht genau geklärt ist, wie genomgebundene Informationen mit Lernvorgängen korrespondieren oder sich gegenseitig ergänzen können.

Die Pädagogik hat danach also nicht die Möglichkeit, etwas tatsächlich Neues im Menschen hervorzubringen, sondern mehr kanalisierende Funktion sowie die bereits erwähnte Aufgabe der Bereitstellung geeigneter Umweltbedingungen, die "natürlich" sein sollen. Die instinktmäßige selektive Determinierung des Menschen widerlegt nach Lorenz alle behavioristischen Theorien. Im Gegensatz zu der Behauptung, der Mensch sei nach allen Seiten hin manipulierbar, läßt Lorenz nur gewisse Bandbreiten der Manipulation gelten, die im Rahmen der genetisch vorgegebenen Verhaltensmöglichkeiten bleiben. Alle Manipulationsversuche, die darüber hinausgingen, müßten danach zu neurotischem Verhalten führen.(1)

Die pädagogischen Möglichkeiten sind demnach begrenzt. Der grundsätzliche Unterschied zwischen dem vorliegenden Ansatz und der Theorie Lorenz' ist der, daß der Mensch hier zwar ebenfalls mit Trieben und Grundbedürfnissen ausgestattet angenommen wird, diese aber bei primärer Befriedigung die Voraussetzung zur größeren Offenheit und damit auch "Manipulierbarkeit" in der Entwicklung bilden, während bei Lorenz das Lernen und selbst die kulturelle Entwicklung als Ganzes von der phylogenetischen Grundlage gesteuert wird.(2)

Für die Pädagogik bedeutet dies z.B., daß es je nach der Stärke des Grundinstinkts mehr oder weniger schwierig ist, diesen durch Lernen zu überformen. So ist es z.B. ebenso hoffnungslos, Reizauslöser für mögliche Aggressionen dem Menschen fernzuhalten wie moralisch motivierte Verbote. Im Zusammenhang mit der Aggressionserziehung hat die Pädagogik dann vor allem für sozial adäquate Abreaktionsmöglichkeiten der Aggression zu sorgen.

---

1 Vgl. Lorenz, K.: Das Wirkungsgefüge, a.a.O., S. 25 f

2 Gerade durch deren Befriedigung in der Kindheit ist eine weitgehende Abgelöstheit in späterem Alter möglich (vgl. o.)

Dies scheint ein problematisches Postulat zu sein, da gerade die Verhaltenspsychologie nachgewiesen hat, daß durch immer wiederkehrende Abreaktion der Aggressivität sich diese selbst positiv verstärkt.(1)

Im vorliegenden Konzept stellt die Aggression kein Grundbedürfnis oder Trieb des Menschen dar, sondern sie ergibt sich aus der komplizierten Situation der konstitutionellen Gruppenbindung, welche an sich konflikträchtig ist und die Aggressionsbereitschaft fördert. Erziehung hat dann das Ziel, Aggression als Mittel der Konfliktlösung zu ersetzen durch andere geeignete Möglichkeiten,(2) eine durch die heutige aktuelle Forderung nach Friedenserziehung evtl. geeignetere pädagogische Implikation als die Suche nach Möglichkeiten sozial tolerierter Abreaktion von Aggressionen.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich durch die Annahme, daß die Bindung des Menschen eine ritualisierte Form intraspezifischer Aggression darstellt und nicht ein originäres, vitales Bedürfnis. Das "individuelle Band" (Freundschaft, Liebe) sowie die Bindung zur Gruppe (Familie, Volk) ist nach Lorenz nur durch das aggressive Pendant nach außen zu verstehen. Moral ist dann zugleich immer Gruppenmoral: Liebe zur eigenen Frau bedeutet Ablehnung anderer Frauen, Freundschaft zur Gruppe wie Gruppenmoral bedeuten immer Gegnerschaft zu anderen Gruppen etc. Dies ist m.E. wahrlich eine doppelte Moral. Nach Lorenz hat die Werterziehung allerdings immer diese beiden Seiten, wobei man die negative nur bedingt abbauen kann, sollen positive Werte überhaupt gelernt werden können.

Werterziehung kann m.E. allerdings nur im generalisierten Sinn verstanden werden: als gruppenübergreifend. Bindung zum Partner, zur Gruppe, muß nicht mit Ablehnung anderer Menschen oder

- 
- 1 Vgl. z.B.: Edelmann, W.: Einführung in die Lernpsychologie Bd. 1, München 1978, S. 72 ff. Corell, W.: Pädagogische Verhaltenspsychologie, München/Basel 1971, S. 61 ff. Liebel, H./Ziegler, G.: Psychologisches Grundwissen für päd. Berufe, Weinheim 1984, S. 33 ff.
- 2 Z.B.: Kompromiß, klare Entscheidung, Integration; dabei ist vor allem das offene Gespräch, wie es z.B. Gordon in der sog. "niederlagelosen Methode" vorgestellt hat, von großer Bedeutung. Vgl. Gordon, Th.: Familienkonferenz, Hamburg 1977, S. 104 ff.



Menschengruppenkombiniert sein. Gerade hier hat die Pädagogik eine in der heutigen Zeit überaus wichtige Funktion. Die Offenheit des Menschen zielt über die Gruppenbindung und personale Bindung hinaus, indem ein universell gültiger ethisch-moralischer Grundkonsens als langfristig wünschenswert erfaßt werden will.<sup>(1)</sup> Die Schaffung von gruppenübergreifenden Angeboten wie der Abbau von Vorurteilen, Feindbildern, Stereotypen etc. anderen Menschen / Menschengruppen gegenüber sind doch gerade in der heutigen Zeit, in der immer dichtere gruppen- und länder-übergreifende Kommunikationssysteme und Abhängigkeiten entstehen, eine wichtige pädagogische Aufgabe.

Noch ein Unterschied in diesem Zusammenhang: Lorenz sieht als einzigen gruppenübergreifenden und somit friedensstiftenden Faktor die Identität des gentischen Erbes, die interkulturell bewußt gemacht werden könnte; er setzt diese phylogenetische Egalität des Menschen mit personaler Identität gleich. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß personale Identität das genaue Gegenteil von "Gruppenidentität" sein muß, daß das Wesenskriterium der Identität die Abgrenzung und nicht die Identifizierung darstellt. Erziehung zu einer wie immer gearbeteten Identifikation mit der "Menschheitsfamilie" widerspricht dem hier vorgestellten Ansatz erstens darin, daß das Prinzip der menschlichen Offenheit verletzt und damit echte Identitätsfindung behindert wird; sie stellt aber zweitens auch ein realitätsfernes Bewußtsein auf einer Metaebene her, das konkrete Probleme innerhalb des eigenen Lebensbereiches nicht

---

1 Daß dieser universell weder theoretisch noch gar praktisch vorzufinden ist - wie z. B. Dilthey dies auch konstatiert - darf kein Indiz dafür sein, daß dieser Konsens nicht langfristig und immer wieder neu angestrebt werden muß, soll das Ziel "friedliche Koexistenz" als Leitgedanke nicht völlig aufgegeben werden. Vgl. dazu z.B.: Gerosa, K. (Hrsg.): Große Schritte wagen, München 1984. Lutz, R.: Die sanfte Wende, München 1984. Galtung, J.: Es gibt Alternativen, Opladen 1984. Es stellt sich hier die heute so zentrale Frage, ob Leitideen oder "Ideale" allgemein als unrealistisch und "blauäugig" zu gelten haben oder ob sie nicht doch die Basis für langfristige Veränderungen darstellen können, wenn nur genügend Menschen - vor allem Politiker - daran glauben; (leider sind diese meist "Realisten".)

lösen hilft. Nur Erziehung zum Mut zur individuellen Unterscheidung bei gleichzeitiger Toleranz andersdenkender Individuen und Gruppen kann förderlich sein, neuartige Ideen und Handlungskonzeptionen im kulturellen Lebenszusammenhang so sachlich wie möglich auf ihre ethischen Aspekte und ihre Brauchbarkeit hin zu überprüfen. Es wurde schon betont, daß Originalität des eigenständigen Denkens in der heutigen Zeit mehr gebraucht wird als Anpassung an vorgefundene Lebensbedingungen. Der Hinweis auf identisches gesamt menschliches Erbgut ist aber auch deswegen problematisch, weil manches ethisch fragliche Handeln als genetisch determiniert und nicht veränderbar ausgelegt werden könnte, (1) wie es bei Lorenz in den Bereichen: Aggression, Bindung und Flucht teilweise auch geschieht. So ist z.B. die Übertragung der Liebeswerbung von Graugänsen oder gar von Buntbarschen auf den Menschen nicht nur problematisch, sondern inhuman. (3)

Erzieherisch würde dies bedeuten, daß veraltete Rollenklischees in der Geschlechterbeziehung reaktiviert werden müßten und das generell eine Geschlechtererziehung nach überholt geglaubten Stereotypen stattfinden müßte.

- 
- 1 Wenn die Fahne fliegt, hat der Verstand eben nicht in der Trompete zu sein, wie Lorenz dies meint, sondern gerade dann ist kritische und distanzierte Besinnung nötig!
  - 2 Bei den Buntbarschen bedingt die Aggressivität des Männchens die Paarungsbereitschaft des Weibchens; die weibliche Graugans ist nach aggressiven Attacken des Männchens gegen einen - evtl. imaginären - Feind paarungsbereit.
  - 3 Z. B. würden dann zum Mannesverhalten Imponiergehabe, Rivalenkämpfe und ein gewisses demütigendes Verhalten der Frau gegenüber gehören; man müßte im Gegenteil - vor allem schon erzieherisch - alles tun, um solche Verhaltensweisen - wie sie leider noch häufig genug zu beobachten sind - abzubauen.  
(Männliche Graugänse pflegen vor der Kopulation reale oder imaginäre Feinde anzugreifen und mit einem Triumphgeschrei zum Weibchen zurückzukehren, das sich dann paarungsbereit zeigt. Auch bei Buntbarschen geht aggressives Verhalten in geschlechtliches über. Vgl. Lorenz, K.: Das sogenannte Böse, a.a.O., S. 241 ff).

Auch aus der Handlungstheorie Lorenz<sup>1</sup> ergeben sich einige problematische Inhalte: da die Ritualisierung danach den Charakter einer selbständigen Instinktbewegung hat, welche einen echten Sekundärinstinkt darstellt, ist das Ritual für den Menschen ebenso wesentlich und natürlich wie der durch das Ritual zu vermittelnde Inhalt. Die sich verdichtenden Handlungsresiduen und Gewohnheiten zu Ritualen und Kultur sind also relativ losgelöst von individuellen Erfahrungen und pädagogisch-steuernden Einflüssen. Selbst Kommunikation und Interaktion sind als Essenz erzieherischer Inhalte eine Ritualisierung höherer Ordnung und daher ebenfalls genom-gebunden.

Bei der Entwicklung des Menschen zum Kulturwesen und innerhalb der kulturellen Entwicklung selbst herrschen nach Lorenz dieselben evolutiven Gesetzmäßigkeiten vor - Selektion und Mutation - welche, wie gezeigt, wiederum vom Zufall bestimmt werden. Obwohl die Fähigkeit zur rationalen Steuerung des Menschen dennoch angenommen wird und hier ein psychologisch-pädagogisches Feld der kognitiven Entwicklungshilfe sich auf-tun könnte, wird durch die Annahme, daß erst im Nachhinein überprüft werden kann, ob diese Steuerung sich in einer evolutiven Sackgasse befindet oder nicht, Denken doch wieder konstitutuell untermauert und der Pädagogik die andedeuteten Chancen entzogen. (1)

Pädagogisch bedeutet dies zudem:

Einmal kann nach den Lorenzschen Postulaten die Erziehung zum eigenständigen Denken keine Priorität besitzen und zum anderen verbindet sich mit dieser Implikation ein gewisser pädago-

---

1 Es soll nicht behauptet werden, daß es in der geschichtlichen bzw. kulturellen Entwicklung keine Zufälle gibt. Doch haben diese leider zu häufig schicksalhaft gewirkt; so müßte erst recht darüber nachgedacht werden, wie die Zukunft besser antizipiert und kognitiv vorbereitend bewältigt werden könnte - heute mehr denn je. Hier sollte gerade nichts dem Zufall oder der psychischen Konstitution einzelner Führer überlassen werden.

gischer Fatalismus, der eher auf den Eigenwert der bestehenden Kultur hofft als auf die Möglichkeit der Ermunterung zur positiven Veränderung bzw. Weiterentwicklung. Vermittlung der kulturellen Rituale und Inhalte, so hoch diese eingeschätzt werden müssen, dürfen nach dem vorliegenden Modell aber nicht Priorität haben und damit das Denken bestimmen, sondern umgekehrt muß die Hinführung zum eigenständigen Denken mit den Mitteln der vorhandenen Kultur angestrebt werden – denn es gibt keine anderen –, selbst auf die Gefahr hin, daß diese abgelehnt oder zumindest relativiert wird.

Nach Lorenz ist die Neugierde (Neotomie) der Triebfaktor der kulturellen Weiterentwicklung. Die Neugierde ist nicht ziellos, sondern sie treibt zur Erfahrung durch Handeln und entwickelt sich fort durch Erfahrung aus Handeln. Der Neugierdetrieb hat damit eine enge Sachbezogenheit durch die permanente "Antwort des Objekts", welche wiederum zukünftiges Handeln antizipieren hilft. Hier zeigt sich die von Lorenz angenommene Kongruenz des Denkens mit der partizipuell vorgefundenen Wirklichkeit. Reflexion des Handelns kann nach Lorenz nur aus der gegenwärtigen Erfahrung hergeleitet werden – und so wird Zukunft antizipiert – nicht aber durch die gedankliche Konstruktion einer anderen Wirklichkeit. Wenn Denken ein Segment der Realität ist, kann diese Realität durch Denken nicht wirklich verändert werden.

Pädagogisch gesehen bedeutet dies: die Vermittlung der Welt, wie sie ist und das Sich-darin-zurechtfinden-Können sind die vorrangigen Aufgaben, da die Welt als objektiv gegeben postuliert wird; weniger wichtig und de facto unmöglich ist es, ein Denken zu schulen, das die Welt verändern hilft, das die Welt als relativ und damit manipulierbar und interpretierbar erlebt. Genau letzterer Denkstil entspricht aber der Definition des Menschen als tatsächlich weltoffenem Wesen, das gleichzeitig der Gruppenbindung verhaftet bleibt. Kultur und kulturelles Handeln bedeuten dann nicht eine Fortsetzung der biologischen Natur, sondern bewußtes Finden von adäquaten Möglichkeiten des Zusammenlebens und positiver Sinngehalte. Daß dies

durch Sprache und Rituale, also durch Symbolik geschieht, welche pädagogisch vermittelt wird, ist selbstverständlich. Die so verstandene Symbolik ist aber eine Funktion des Denkens und nicht umgekehrt; das Denken hat die kulturelle Symbolik neben der Aneignung auch immer wieder infrage zu stellen und so einen permanenten Innovationsprozeß zu gewährleisten, um deren Inhalte und Sinngehalte an einem als human erfaßten Prinzip des Zusammenlebens messen zu können. Daß dieses Denken nur durch die vom Kind vorgefundene Symbolik innerhalb einer bereits existierenden Kultur sich entfalten kann bedeutet nicht, daß es sich nicht von ihr bedingt ablösen kann.(1)

Denkschulung hat in der Erziehung eine kontinuierlich wachsende Größe zu sein, die dann bedeutsamer als die reine kulturelle Vermittlung wird, wenn die Offenheit des Menschen über die kulturelle Gebundenheit hinauswirken kann, also mit dem Beginn der kritischen, formalen Denkmöglichkeit.(2)

Es wurde bereits betont, daß eine solche Denkentwicklung nur dann möglich ist, wenn zu Anfang die Grundbedürfnisse / Triebe des Kindes befriedigt werden können; hier hat der Erzieher entsprechende Hilfen zu leisten. Dabei ist es positiv, daß Lorenz - im Unterschied zu Gehlen - zumindest einige Triebe / Instinkte benennt und deren Befriedigung fordert. Allerdings entspricht es nicht dem Prinzip der konstitutionellen, beim Kind großenteils noch potentiellen Offenheit, Triebe als so weitreichend determinierend zu sehen. Mit dem Beginn des reflexiven Denkens ist es sehr wohl möglich, den Triebdruck mehr und mehr zu beherrschen.(3) So ist - um noch-

---

1 Der Gruppenbezug hat sein Pendant in der konstitutionellen Offenheit

2 Vgl. Piaget, J: Theorien und Methoden der modernen Erziehung, Frankfurt 1984, 202 ff

3 Darüber wurde bereits referiert, vgl. o.

mals ein Beispiel zu nennen, Leistungsstreben eben nicht immer mit Aggression und Konkurrenz verschwistert, sondern kann durchaus auch altruistischen Motiven entspringen – evtl. um tatsächlich für jemand (Familie, Betrieb...) das Beste geben zu wollen.

Auch die Sprache ist nach Lorenz kein eigentliches Mittel der Reflexion, da sie im unmittelbaren Zusammenhang mit Denkprozessen steht und damit wie diese biologisch-evolutiven Mechanismen unterworfen ist. Lorenz hat keine eigene Sprachtheorie entwickelt und er stützt sich in seinen Aussagen weitgehend auf Gehlen; damit brauchen die Aussagen zur Sprache hier nicht mehr gesondert behandelt zu werden.

Grundsätzlich kann festgehalten werden, daß nach Lorenz der "arterhaltende Zweck" der Kultur darin besteht, einmal als nützlich erkannte Gewohnheiten zu stabilisieren. Die wesentliche Aufgabe der Pädagogik besteht dann darin, kulturelle Inhalte so zu vermitteln, daß diese Gewohnheiten herausbilden und sich so selbst stabilisieren. Lernen und Einüben von Vorgegebenem, das faktisch als objektiv angesehen wird ist zumindest wesentlicher als individuelle Förderung und Mut zu machen zum eigenständigen Denken – auch deswegen, weil Individualität mit Identifikation mit der sozialen Gruppe synonym gesetzt wird und weil Denken letztlich "trial and error" bedeutet, den Gesetzen der Evolution unterworfen.

Im hier vorgestellten Modell werden die Akzente aber genau umgekehrt gesetzt.

#### 7.4. Zu Eibl-Eibesfeldt und einigen weiteren Autoren:

Im Unterschied zu Lorenz nimmt Eibl-Eibesfeldt im Menschen eine größere Anzahl von primären Trieben an, die, einmal aktiviert, in genetisch vorgezeichneter Richtung, Stringenz und Stärke zur Auswirkung kommen. Neben den Grundtrieben: Aggression, Angst und Flucht nennt er vor allem noch den Brutpflegeinstinkt, aber auch relativ autonome Triebe wie den Lerntrieb und den Rangordnungstrieb. Diese Triebe sind nicht – wie nach Lorenz – durch mangelnde fixierte Auslöser relativ ziellos



und daher durch Lernen überformbar geworden, sondern sie wirken relativ selbständig nach immanenten mechanistischen Abläufen, sobald die entsprechenden Umweltauslöser diese induzieren.

Obwohl das Konzept Eibl-Eibesfeldts auf den ersten Blick rigider scheint als das von Lorenz, kommt es dem vorliegenden Entwurf dennoch näher: die Annahme von Grundbedürfnissen bzw. Primärtrieben, die klar zu definieren sind, gilt hier als wesentliche Voraussetzung für die prinzipielle Offenheit, nämlich dann, wenn sie in der Kindheit zur Befriedigung gelangen.<sup>(1)</sup>

Ein Unterscheid zeigt sich allerdings darin, daß hier mit zunehmendem Alter die kognitive Möglichkeit der relativen Ablösung und Triebbewältigung und damit eine Zunahme der tatsächlichen Offenheit angenommen wird, während Eibl-Eibesfeldt den Menschen auch als Erwachsenen durch und durch triebbestimmt definiert. Damit wird die Ratio durch die Triebe bedingt - im vorliegenden Modell ist das genaue Gegenteil der Fall.

Im Einzelnen lassen sich im Zusammenhang mit der Trieblehre von Eibl-Eibesfeldt folgende pädagogische Inhalte ausmachen:

Es kommt wesentlich darauf an, die "richtigen", d.h. artershaltenden, ethisch wertvollen Triebe zur Entfaltung kommen zu lassen. Dies geschieht durch die Konzipierung einer Umweltkonstellation, welche die passenden Auslöser zur Verfügung stellt. Ebenso wichtig ist, "schädliche" Triebe, welche ein der heutigen Kultur nicht mehr äquivalentes Relikt darstellen, "abzutöten" bzw. die Umwelt so zu gestalten, daß solche Triebe keine entsprechenden Auslöser mehr finden.

Negatives pädagogisches Vorgehen wäre umgekehrt eine Hemmung oder Extinktion "positiver" Triebe, wie z.B. des Lern- oder der Spieltriebes.

Wie besonders die Tiefenpsychologie nachgewiesen hat und dies auch in anderen psychologischen Richtungen seine Bestätigung

---

<sup>1</sup> Diese Befriedigung muß nicht immer sofort eine totale sein; das Kind muß sukzessiv und kontinuierlich lernen, Bedürfnisse aufzuschieben; es ist aber noch nicht in der Lage, sie zu beherrschen, d.h., unter Umständen gar nicht zu befriedigen, oder sie kulturell zu "überhöhen". Vgl. dazu z.B.: Fraiberg, S.: Die magischen Jahre, Hamburg 1977. Mahler, M.: Die psychische Geburt des Menschen, Frankfurt 1982, S. 55 ff

gefunden hat, (1) ist es allerdings problematisch, über gewisse unmittelbar erlebbare, vitale Basistriebe und Grundbedürfnisse hinaus weitere, relativ autonom fungierende Triebe isolieren zu wollen. Eibl-Eibesfeldt nimmt beispielsweise einen eigenen Lerntrieb an; diesen könnte man ohne weiteres der allgemeinen kindlichen Intentionalität (2) zuordnen, welche normalerweise in veränderter Form auch im Erwachsenenalter erhalten bleibt. Weiterhin ist die These, man könne Basistriebe bzw. Grundbedürfnisse "abtöten", ohne daß diese in anderer Weise wieder zum Vorschein kommen, zumindest nach tiefenpsychologischen und allgemeinen entwicklungspsychologischen Erkenntnissen nicht haltbar. (3)

Wie bereits im Zusammenhang mit dem Askesege Gedanken Hargassers ausgeführt, kann es in der Kindererziehung nicht darum gehen, natürliche Bedürfnisse, wenn sie in der Begriffswelt der Erwachsenen nicht opportun erscheinen, abzutöten oder zu eliminieren, sondern die Möglichkeit zu bieten, sie in einem sozial ausgewogenen Kontext so auszuleben, daß kulturell wichtige Lerninhalte damit verbunden werden. So ist z.B. das "spielerische Lernen" im Kindergarten von wesentlicher Bedeutung; das Bedürfnis nach Anerkennung, das nach tiefenpsychologischer Sicht in der anal-retentiven Phase relevant wird, kann durchaus mit pädagogisch kindgemäß gesteuerter Leistung harmonieren u.s.f.. Hier besteht dann bei normaler Entwicklung (4) doch die Möglichkeit – entsprechend der These der prinzipiellen Offenheit –, daß z.B. Leistungsstreben als intrinsische Motivation sich von dem ursprünglichen Bedürfnis ablöst und zu einem

- 
- 1 Vgl. z.B. die bereits erwähnte tiefenpsychologische Literatur. Daneben war es in der Psychologie lange von Bedeutung, Triebe möglichst zu isolieren; so wollte z.B. Mc. Dougall eine Vielzahl autonomer Triebe nachweisen; heute sind solche Versuche überholt.
  - 2 Das intentionale Bedürfnis ist nach Riemann das sich zuerst entwickelnde und ist relativ umfassend. Vgl. Riemann, F.: Grundformen der Angst. 1956.
  - 3 Vgl. die psychoanalytische Ätiologie der pathologischen Phänomene, z.B. Dührssen, A.: Psychogene Erkrankungen...a.a.O.
  - 4 "normal" bedeutet hier nach kulturspezifischer Definition "nicht pathogen". Die Problematik des Normbegriffs an sich bleibt dabei unberührt.

echten Sekundärbedürfnis ausweitet. Analoges ließe sich zu allen Grundbedürfnissen / Trieben anführen: Spielverhalten kann in Arbeitsverhalten übergehen, Behalten und Hergebenwollen in adäquates Besitzdenken und Hilfsbereitschaft, Zuwendung in allgemeine Nächstenliebe oder Altruismus, Durchsetzungsbedürfnis in Sozialverhalten u.s.f..(1) Voraussetzung dazu ist allerdings die Möglichkeit der prinzipiellen Befriedigung des originären Grundbedürfnisses / Triebes.

Anders als bei Eibl-Eibesfeldt angenommen, bleiben diese Grundbedürfnisse /-triebe mit zunehmender Weiterentwicklung aber nicht unverändert konstant, sondern werden beherrschbar im Sinne des kulturell tolerierten Auslebens wie individuell gewollten Hemmens, oder sie differenzieren sich aus zu einer Vielzahl von Sekundärbedürfnissen. Wie die Tiefenpsychologie zur Genüge nachgewiesen hat, erfahren sie aber dann ein anderes - meist problematisches - "Schicksal", wenn die Befriedigung in der Kindheit nicht möglich war. Sie treten dann zwar auch in veränderter, aber meist pathologischer Weise in Erscheinung. (2)

Bedeutsam beim pädagogischen Vorgehen in diesem Zusammenhang scheint, daß die Grundbedürfnisse / Triebe mit zunehmendem Alter nicht mehr völlig "offen", also ungebunden und frei fluktuierend befriedigt werden sollten, sondern nach der konstitutiven sozialen Bindung des Menschen immer stärker verbunden mit sozialem und kulturellem Lernen ausgelebt werden. Dies ist nach dem vorliegenden Modell gerade kein Zwang (Gruppenbindung)! Allerdings ist es von entscheidender Bedeutung, Überforderungen zu vermeiden; anders ausgedrückt hat die Bedürfnisbefriedigung Priorität vor dem intensivierten sozialen Lernen, weil die Gruppenbindung nur im Zusammenhang mit dem kognitiv - vom Kind noch nicht voll - erfaßbaren Kulturverständnis zu verstehen ist. Weiterhin ist wichtig, daß auch die kulturell gebundene

---

1 Wenn ein echtes, stark abgelöstes Sekundärbedürfnis angenommen wird, muß das "Unbehagen in der Kultur" andere Gründe haben als die in diesem Zusammenhang von Freud angenommenen.

Freud nahm entgegen der obigen Aussage an, daß Kultur und positives Sozialverhalten nur durch einen großen Teil unbefriedigter und "sublimierter" Primärbedürfnisse möglich sind (vgl. o

2 Eine teilweise Befriedigung der Primärbedürfnisse sieht also auch die Tiefenpsychologie als notwendig an; hier allerdings eine vollständige, wenn evtl. auch zeitversetzte oder funktionell

Trieb-/Bedürfnisbefriedigung als solche vom Kind erlebt wird; so muß "spielerisches Lernen" für das Kind immer Spiel bedeuten, solange sich noch nicht eine davon abgelöste Lernmotivation herausgebildet hat. (1)

Versteht man die existentielle Offenheit des Menschen so, daß die meisten Triebe / Grundbedürfnisse bei "richtiger" Erziehung und Entwicklung mit zunehmendem Alter immer mehr an Bedeutung verlieren und gelernten, intellektuell bejahten Bedürfnissen Platz machen, (2) so hat die Trieblehre von Eibl-Eibesfeldt zumindest für das Erwachsenenalter keine volle Gültigkeit mehr. Abgesehen davon sind einige Aussagen in diesem Zusammenhang pädagogisch bedenklich. Einige Beispiele sollen dies belegen: Nach Eibl-Eibesfeldt wäre darauf zu achten, daß die instinktiv vorgegebene, rangmäßig individuell passende Einordnung in die Gruppe gewährleistet wird, um Aggressionen erst gar nicht auftreten zu lassen.

Abgesehen davon, daß im Unterschied zu Lorenz erfreulicherweise keine situationsunabhängige Aggressionsautomatik angenommen wird, hätte diese Aussage pädagogisch weitreichende Bedeutung; so dürfte in die sich selbst regulierende "Hackordnung" nicht eingegriffen werden - der Führer würde Führer, der Außenseiter Außenseiter bleiben. Hilfen, um aus einer sozial negativen, entwicklungsbehindernden Rolle herauszukommen, dürfte es nicht geben. Dies entspricht ganz sicher nicht dem allgemein akzeptierten pädagogischen Grundsatz, daß Erziehung immer zum Wohle des Kindes zu geschehen habe. Zudem wird es sich pädagogisch

---

eingebundene mit zunehmendem Alter (vgl. o.).

- 1 Das Kind muß seine Grundbedürfnisse auch im kulturell-funktional eingebundenen Kontext noch als solche erkennen und Befriedigungserlebnisse damit in direkten Zusammenhang bringen können, unter anderem auch, um später ebenfalls die eigenen Bedürfnisse von oktroyierten Fremdbedürfnissen trennen zu können. So sind offenbar auch Leistungen wie bei den Nikitinkindern möglich. Nikitin, B. und L.: Die Nikitinkinder, Köln 1978
- 2 Der Wandel der Bedürfnisstruktur tritt nur ein, wenn eine entsprechende pädagogische Unterstützung gewährt wird (positive Verstärkung, Modellverhalten, Förderung der Einsicht durch gezielte Gespräche u.s.w.), um vor allem die Ichstärke des Kindes anzuheben. Vgl. dazu die Definition nach Müller, K.: Kinder- und Jugendpsychologie für Erzieher, München 1977, S. 272

Vgl. auch die Aussagen Adlors zur Ichstärke. Danach bedarf der

nicht realisieren lassen, Aggressionen durch bestimmte Umfeldbedingungen ganz zu eliminieren. Es muß immer auch darum gehen, das Kind zu befähigen, mit seinen Aggressionen richtig, d.h. sozial angemessen umzugehen, sie konstruktiv und nicht destruktiv auszuagieren.(1)

Die Annahme, daß die Subordination unter Autoritäten ein vitales, instinktives Bedürfnis sei, ist so offensichtlich problematisch, daß sich weitere Ausführungen erübrigen; sie entspricht in keiner Weise der prinzipiellen Offenheit des Menschen und behindert pädagogisch umgesetzt die Selbständigkeitsentwicklung des Kindes.

Eine weitere wichtige Annahme Eibl-Eibesfeldts ist, daß die Sexualität im Dienste der Brutpflege steht, welche wiederum mit dem Bindungsbedürfnis korrespondiert. Die Brutpflege als originärer Instinkt will danach in der individualisierten Kleingruppe ausgelebt werden, in welcher face-to-face-Beziehungen möglich sind. Dennoch steht nach Eibl-Eibesfeldt die "Hypersexualität" des Menschen nicht im Dienste einer singulären Partnerbindung, sondern analog zur Möglichkeit gleichstarker Liebe zu mehreren leiblichen Kindern sind auch sexualisierte Liebesbeziehungen zu mehreren Personen möglich.

Hiervon ließen sich eine Fülle von pädagogischen Aussagen ableiten, die m.E. alle problematisch sind. Eine Analogie Kindesliebe / Partnerliebe läßt sich schon deshalb nicht konstatieren, da hier zwei völlig unterschiedliche Liebestypen vorliegen, welche nicht miteinander vergleichbar sind.(2) Den Jugendlichen zu einer "multipersonalen" erotischen Liebesfähigkeit erziehen zu wollen, ist sowohl moralisch als auch psychologisch bedenklich, zumindest was unseren Kulturkreis anbelangt.

---

"organminderwertige" Kind der Selbstidealisierung durch die positive Verstärkung der Erwachsenen

- 1 Neben den bereits erwähnten Konfliktlösungsmöglichkeiten (Kompromiß...) sind auch sozial tolerierte Formen des kanalisierten Aggressionsverhaltens denkbar, soweit diese ethisch zu vertreten sind, z.B. Konkurrenzverhalten; Leistungsverhalten mit dem Ziel des Überflügelnwollens und Anerkanntseins u.s.f.
- 2 Vgl. dazu z.B. Fromm, E.: Die Kunst des Liebens, Frankfurt 1971
- 3 Versuche in dieser Hinsicht zeigen immer wieder, daß Eifersucht, Neid und andere Probleme immer wieder Leid verursachen. In der

Weiterhin hat die Freud zu Recht korrigierende Aussage, daß die Sexualität im Dienste der Partnerbindung und Brutpflege steht ihre Problematik dort, wo Bindung nur in der Kleingruppe, im Individualisierten Verband gesehen wird. Sämtliche sozial wertvollen Verhaltensweisen, die mit dem Bindungsbewußtsein korrespondieren, werden hier vor allem im Zusammenhang mit der Kleingruppe bzw. mit dem Familienverband gesehen, Bindungsbewußtsein, das darüber hinausgeht, wird analog zu Lorenz lediglich auf der Basis gemeinsamer genetischer Variablen angenommen. Ebenfalls mit Lorenz kann hier das Argument gelten, daß die Erziehung zu gruppenübergreifender Interaktion und allen damit verbundenen Werten – z.B. Toleranz, Friedensliebe, Nächstenliebe – gerade unter dem Aspekt der prinzipiellen Offenheit und gerade in der heutigen Zeit einen hohen Stellenwert einnehmen muß. Dies kommt bei Eibl-Eibesfeldt ebenso zu kurz wie bei Lorenz. Wohl versucht Eibl-Eibesfeldt über den individualisierten Verband hinauszugehen, indem er da eine Gegensteuerung für nötig befindet, wo eine historische Belastung durch Verhaltensstrukturen besteht – wo diese zwar einst ihren arterhaltenden Zweck hatten, jetzt aber durch die Veränderung der Umwelt realitätsinadäquat geworden sind; (1) wie diese Veränderungsmöglichkeit allerdings aussehen soll, wo doch – mehr noch als bei Lorenz – gleichzeitig eine Resistenz genetisch bedingter Verhaltensweisen angenommen wird, bleibt weitgehend ungeklärt.

Dem vorliegenden anthropologischen Ansatz näher kommen allerdings die Aussagen über die Entwicklung des Menschen zum Kulturwesen, soweit sich diese von denen Lorenz unterscheiden. Dies ist auch für die Erziehung von Bedeutung:

Nach Eibl-Eibesfeldt kommt der Mensch vor allem durch die "Bindetribe", weniger durch die sachimmanente Entfaltung wie bei Lorenz zu Kultur. Die relative Gefühlsleere, welche in der

---

jugendlichen Orientierungsphase scheint allerdings ein zeitweises erotisches Gefühlssplitting "normal" zu sein. Vgl. dazu z.B. Ziehe, T.: Pubertät und Narzismus, Frankfurt a. M. 1981, S. 133 ff. Erikson, E.: Jugend und Krise, a.a.O., S. 131 ff, 216 ff  
 1 Z.B. der Kampf gegen Minoritäten oder die Ablehnung anderer Völker



Entfaltung von sensomotorischen Gewohnheiten über die Symbolbildung bis hin zu erst retrospektiv bewußten Kulturgehalten bei Lorenz mitschwingt, macht bei Eibl-Eibesfeldt einem größeren emotionalen und auch reflexiv-bewußten Gehalt in der kulturellen Entfaltung Platz. Die positive Bedeutung der Mutter-Kind-Bindung und der individualisierten Gruppe "Familie" für die Entwicklung des Kindes werden stark hervorgehoben. Soziales und kulturelles Lernen sind danach nur in der Geborgenheit der Kleingruppe möglich. Ergänzt werden müßte allerdings: für das Kind! Dies entspricht dann auch dem vorliegenden Ansatz: der zweite Pol des bipolaren Wesens Mensch, die Gruppenbezogenheit, kann sich für das Kind nur in einer überschaubaren Kleingruppe, in der Familie, konstituieren. Eine intakte Familie wie eine primäre Bezugsperson haben sich ja auch in allen einschlägigen Untersuchungen als ideale Voraussetzung für eine positive Entwicklung des Kindes herausgestellt.(1) Auch in Kindergarten und Schule findet Lernen noch vielfach auf der emotionalen Grundlage des akzeptierten, überschaubaren Gruppenverhaltens statt, in welchem sich das Kind integriert und geborgen fühlen kann. (2) Dies ändert sich allerdings bei normaler vorangegangener Entwicklung im Jugend- und Erwachsenenalter, mit zunehmender Identitätsfindung.(3) Sachliches Lernen und sachliche Interessen

- 
- 1 Die Literaturfülle dazu ist übergroß; vgl. z.B. Spitz, R.: Die Entstehung der ersten Objektbeziehung, Stuttgart 1973. Ders.: Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1967. Bateson, G.: Schizophrenie und Familie, Psyche 1962. Bowlby, J.: Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit, Regensburg 1973. Claessens D.: Familie und Wertsystem, Berlin 1972. Kaplan, L.: Die zweite Geburt, a.a.O. Rechte Eltern, Kind, Neurose. Stuttgart 1963. Ders.: Patient Familie, Hamburg 1962. Winkel, R.: Pädagogische Psychiatrie, Frankfurt 1980. Hurrelmann, K./Ulrich, D.: Sozialisationsforschung, Basel 1982. Reimer, M.: Verhaltensänderung in der Familie, Forum der Psych. 1
  - 2 Die Entwicklung geht von der individualisierten Beziehung zum Wir-Gefühl in einer überschaubaren Kleingruppe.
  - 3 Die Identitätsfindung läuft nach Erikson über Gruppenbeziehungen, die auch im Jugendalter noch sehr wichtig sind, Identitätsfindung bedeutet dann aber auch eine sukzessive personale Ablösung - die keine emotionale Ablösung bedeuten muß - von der Gruppe. Vgl. Erikson, E.: Jugend und Krise, Stuttgart 1974, S. 41 ff, S. 131 ff, S. 170 ff, S. 216 ff, S. 242 ff. Ders.: Das Problem der Ich-Identität, in: Ders.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1966, S. 123 ff

sind nicht mehr so angewiesen auf den emotionalen Rückhalt personaler Beziehungen, vormals extrinsische Lernmotivation geht mehr und mehr in intrinsische über; positive Verstärkung von außen wird abgelöst durch das Lernen am Erfolg.(1) Dies bedeutet allerdings nicht, daß sich die Gruppenbezogenheit des Menschen an sich abschwächt, sie wirkt allerdings mit zunehmender Reife über den engen Familien- und Freundesverband hinaus (Offenheit!).

Für die Pädagogik bedeutet dies, daß der Erzieher je deutlicher darauf achten muß, daß ein positiver pädagogischer Bezug zu ihm und zur Bezugsgruppe (2) vorliegt, desto jünger das Kind ist - weil nur dann inhaltliches Lernen positiv möglich ist. Das Prinzip des "Sich-entbehrlich-Machens" in der Pädagogik bedeutet dann umgekehrt bei zunehmender Reife und Selbständigkeit des Kindes aber auch Unabhängigmachen von der Person des Erziehers und der Bezugsgruppe.(3) Eibl-Eibesfeldt schreibt ganz in diesem Sinne, daß bei zunehmendem Alter mehr und mehr

- 
- 1 Die Frage bleibt, wie weit dieser Vorgang in unserem Ausbildungssystem gefördert wird
  - 2 Sozial-integrative Maßnahmen bei "Außenseibern" sind hier von besonderer Bedeutung; fühlt sich das Kind von der Gruppe abgelehnt, sind häufig auch die Lernerfolge gering, da das Bedürfnis nach Anerkennung ein Primärbedürfnis darstellt, das Einlernen eines vorgegebenen Lernstoffes dagegen nicht.
  - 3 Auch hier gilt: damit muß keine emotionale Lösung verbunden sein, im Gegenteil: die emotionale Verbundenheit ist meist desto stärker, je mehr die Person des Edukanden respektiert und personale Lösung ermöglicht wird.
- Hier besteht m.E. auch eine nicht zu unterschätzende Gefahr in den heute so beliebten Gruppentherapien; diese therapeutischen Gruppen werden von den Klienten häufig nicht nur als Personalisationshilfen und Hilfen zur besseren Identitätsfindung verstanden, sondern als Selbstzweck. Ein "Kleben" an solchen Gruppen sowie die Tendenz, sich psychisch offenbaren zu wollen - oft bis zur Auslieferung - sind typische Folgeerscheinungen. Pädagogisch gesehen lassen sich in diesem Zusammenhang noch weitere Probleme ausmachen: z.B. das Phänomen der "overprotection"-Erziehung, wo die personale Unabgelöstheit mit emotionaler Distanz und Aggressivität einherzugehen pflegt und zwar sowohl

auf die Einhaltung sozialer Distanzen zu achten ist. Der Jugendliche zumindest hat ein Recht auf einen individuellen Freiraum! Die Existentialien des Menschen: Offenheit und Gruppenbindung liefern ein Spannungsverhältnis, das in der Pädagogik auch in diesem Sinne seinen Ausdruck finden muß: Aktionen in der Gruppe müssen sich ablösen mit Phasen des individuellen Rückzugs - mehr noch: auch im tätigen Umgang mit der Gruppe ist auf Individualisierung zu achten und ebenfalls darauf, daß die Identifizierung mit der Gruppe nicht ein Maß annimmt, das individuelle Unterschiede verschwimmen läßt. (1)

Nach diesen paradigmatisch extrahierten Überlegungen zur Pädagogik soll noch kurz auf die im selben Kapitel behandelten weiteren Autoren eingegangen werden:

Luckmann überbetont den Pol Gruppenbindung zu stark, wenn er Identität ausschließlich aus dem "mirror-image" ableitet; wie bereits an anderer Stelle betont, sind individuelle Identität und "Gruppenidentität" eher Gegensätze. Die prinzipielle Offenheit des Menschen bleibt bei Luckmann weitgehend unberücksichtigt. Pädagogisch umgesetzt hätte nach Luckmann wohl die Integration in die Gruppe für den Erzieher Priorität; die Einseitigkeit dieses Vorgehens wurde bereits kritisiert.

Auch bei Vogel und Freemann sind wenig Möglichkeiten der autonomen Steuerung zu erkennen. Die Betonung der Ritualisierung als Reduktionsmöglichkeit von Handlungsketten ohne Sinn- und Informationsverlust ist zwar wichtig und paßt im Prinzip in den vorliegenden Entwurf. Doch es fehlt auch hier weitgehend die Möglichkeit der rationalen Aufarbeitung, Reflexion und Selbststeuerung von Symbolik und Kultur. Ein reines Einlernen kultureller Inhalte wurde aber schon als zu einseitig herausge-

---

beim Edukanden als auch bei der "schizophrenogenen" Bezugsperson der Edukand wird oft bei äußerer überschwenglicher Zuwendung unbewußt abgelehnt. Vgl. Grigat, R.: Psychologie für Erzieher, München 1976, S. 146 ff.  
Noch ein Beispiel: Der z.Teil konstatierte Leistungsabfall in einigen Gesamtschulen kommt neben anderen Faktoren evtl. auch dadurch zustande, daß die individualisierten Klassenverbände - in umgekehrter Sicht - größtenteils aufgelöst sind und das Kind den emotionalen Rückhalt der Gruppe, den es noch braucht, verloren hat.

1 Das Lernen der richtigen sozialen Distanzen ist für das Kind

stellt. Gerade die Überprüfung des sinnhaften Hintergrunds der tradierten Symbolik auf ihren sachlichen oder ethischen Wert im Zusammenhang des aktuellen Zeitgeschehens muß zumindest eine ebenso bedeutsame Aufgabe in der Pädagogik sein.

Dem vorliegenden Modell am nächsten scheint Tinbergen zu kommen, wenn er betont, daß Instinkte durch Erfahrung und Lernen veränderbar sind bzw. an Wirkung verlieren. Hier hätten die pädagogischen Möglichkeiten ein stärkeres Gewicht. Diese Möglichkeiten werden allerdings dadurch wieder eingeschränkt, daß auch Tinbergen nur gewisse, genetisch fixierte Bandbreiten des Lernens zugesteht. Der Schritt, daß anlagebedingte, steuernde Mechanismen gerade aus sich selbst heraus überwunden werden können - durch Befriedigung der Primärbedürfnisse in der Kindheit - wird nicht gemacht.

Hassenstein und Neumann sehen das Lernen des Menschen als bedingte Appetenz an, wobei die Art der Appetenz als kulturbedingt, die Lerngesetze aber als genetisch programmiert gelten. Dies wäre auch im Sinne des vorliegenden Ansatzes ein positiver Ausgangspunkt, der ja auch durch die Gestaltpsychologie grundsätzlich bestätigt wurde. Allerdings sind die Lerninhalte bei Hassenstein dann doch qualitativ und quantitativ begrenzt und zwar wiederum durch genetisch fixierte Bandbreiten und nicht nur durch die Mechanik der Lerngesetze.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Hauptschwierigkeit der Verhaltensbiologie, welche sich auch in der pädagogischen Umsetzung auswirkt, darin besteht, daß eine lineare Fortsetzung der Evolution in den menschlichen Bereich hinein angenommen wird. So bleibt der Mensch trotz allen Bemühens, autonome Spielräume auszumachen, seiner triebhaften bzw. instinkthaften, tierischen Natur verbunden. Menschliche Fähigkeiten und Eigen-

---

von Anfang an von äußerster Wichtigkeit. Selbst in der Kleinkindzeit ist trotz der Mutter-Kindsymbiotik bereits auf die Respektierung individueller, abgelöster Lebensimpulse zu achten, die nicht unterdrückt werden dürfen. Vgl. dazu z.B. auch: Bateson, G.: Minimal Requirements for a Theorie of the Schizophrenia. Archives of General Psychiatrie, 1960. Laing, R./ Phillipson, H./ Lee, A.: Interpersonal Perception, London 1966 (das Problem der sozialen Distanzen in der Schizophrenieforschung)

schaften unterscheiden sich nur quantitativ, nicht qualitativ von tierischen. Im vorliegenden Entwurf soll demgegenüber deutlich werden, daß die Polarität Offenheit und Gruppenbindung auch ein qualitatives Anderssein des Menschen ausmacht, was dann auch für die Pädagogik bedeutsam wird.

In der pädagogischen Literatur werden unter dem sinngemäßen Kapitel "anthropologische Voraussetzungen der Erziehung" die Aussagen und Erkenntnisse der verhaltensbiologisch orientierten Anthropologie meist relativ unreflektiert deskribiert oder zugunsten der - scheinbaren - Offenheit und Lernmöglichkeit des Menschen interpretiert.<sup>(1)</sup> Eine etwas eingehendere Beschäftigung mit dieser Thematik sollte helfen, den Menschen als unabhängiger und selbstverantwortlicher zu erkennen als dies dort - zumindest implizit - geschieht.

In diesem Zusammenhang muß einem Mißverständnis vorgebeugt werden: es geht hier ausschließlich um die anthropologische Phylogenese, nicht um das individuelle Erbgut. Letzteres gewinnt in den letzten Jahren in der pädagogischen Einschätzung wiederum mehr an Bedeutung, m.E. zu Recht.

#### 7.5. Zu Freud:

Die tiefenpsychologisch orientierte Erziehungslehre ist so umfassend, daß hier nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht. Vielmehr sollen, ausgehend vom Trieb- und Instanzenmodell nur jene Aspekte extrahiert werden, welche charakteristisch für das tiefenpsychologische Menschenbild sind und welche dabei eine allgemeine pädagogische Bedeutung haben. Zunächst zu Freud:

Freuds Überzeugung, daß das menschliche Wesen mit Hilfe einer Psychologie erkennbar sei, die physikalisch exakte Begriffe erarbeiten und Wirkungszusammenhänge von Elementarfunktionen

---

<sup>1</sup> Vgl. z.B.: Roth, H.: Pädagogische Anthropologie, Bd. 1, Hannover 1976, S. 111 ff. Huppertz, N./Schinzler, E.: Grundfragen der Pädagogik, München 1983, S. 40 ff. Weber, E.: Pädagogik, Bd. 1, Donauwörth 1976, S. 11 ff. Weber, E.: Erziehungsstile, Donauwörth 1973, S. 17 ff

erkennen kann, formt auch sein eher mechanistisches, phasentheoretisches Menschenbild. Der Erziehung wird eine wesentliche Bedeutung nur insofern beigemessen, als sie sich an den genetisch gesteuerten, quasi autonom auftretenden Reifungsphasen orientiert und die dazu "passenden" erzieherischen Inhalte liefert. Daß bestimmte Entwicklungsschritte evtl. gar nicht in Erscheinung treten, wenn durch die Erziehung nicht vorher schon die entsprechenden Voraussetzungen geschaffen werden, wird zuwenig beachtet; dies wird erst in der Neopsychoanalyse seit Schultz-Hencke stärker in Betracht gezogen.

So braucht das Kind in der analen Phase erst Besitz, um einen "Besitztrieb" zu entwickeln (retentiver Trieb). Geschieht dies nicht, bildet sich kaum ein Besitzstreben heraus, wie z.B. die Untersuchungen in den Kibbutzim zeigten.<sup>(1)</sup> Oder: das Kind trotzt nicht, weil es in der "Trotzphase" ist, sondern weil bestimmte, kultur- und erziehungsspezifisch vorgefundene Hemmnisse das Autonomiestreben behindern; ethnologische Untersuchungen zeigen, daß die "Trotzphase" keine endogen bedingte Selbstverständlichkeit ist - allerdings zeigen sich dann auch entsprechende Persönlichkeitsvariablen.<sup>(2)</sup> Ähnliche Beispiele ließen sich noch weitere finden.

Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß, um es nochmals zu betonen, bestimmte Triebe / Grundbedürfnisse tatsächlich relativ autonom ausreifen. Wie bereits dargestellt, sind die beim Kind vor allem: Zuwendung, Geborgenheit, Hunger, Durst, Schlaf, Sexualität, Spiel, Exploration und Anerkennung. Die Reduktion dieser menschlichen Basistriebe /-bedürfnisse auf die Begriffe "Eros" und "Thanatos" ist allerdings ebenso problematisch wie die Ableitung sämtlicher Sekundärbedürfnisse daraus. Unabhängig davon ist es sicher ein wesentliches Ver-

---

1 Vgl. z.B. Bettelheim, B.: Die Kinder der Zukunft, München 1973, S. 187 ff

Liegle, L.: Familie und Kollektiv im Kibbutz, Weinheim 1973

2 Vgl. die Arapesh nach den Untersuchungen von M. Mead (vgl. o.); die Arapesh gelten als friedfertig, eher musisch orientiert und wenig leistungsbezogen, dabei von einer spontanen Fröhlichkeit. Ähnliche Strukturen wurden z.B. bei den Hopi oder Eskimos festgestellt.



dienst Freuds, so stark auf die Sexualität des Kindes hingewiesen zu haben; die Sexualerziehung hat daraus wesentliche Impulse entnommen. So sind z.B. die kindlichen Äußerungsformen der Sexualität, die Freud von der Erwachsenensexualität her betrachtet und als "polymorph pervers" bezeichnet, (1) heute wohlbekannt und als normale sexuelle Äußerungen angesehen - entsprechend kann dann pädagogisch darauf eingegangen werden.

Was das psychische Instanzenmodell anbelangt, können seine Entwicklung und die damit gekoppelten pädagogischen Interventionen kurz so dargestellt werden: Das "Es" ist die älteste Instanz, rein unbewußt und bereits beim Säugling vorhanden. Im Es ist das Lustprinzip, d.h. sind die Triebe verankert. Das Kind nimmt durch die coenästhetische Wahrnehmung (2) selektive Reize auf und kategorisiert sie in lustbetont/befriedigend und unlustbetont/nichtbefriedigend. Pädagogisch wichtig wäre in dieser Altersstufe, die Bedürfnisse des Kindes zu befriedigen, vor allem diejenigen nach Wärme, Zuwendung, Nahrung und Schlaf. Mit der Befriedigung dieser Grundbedürfnisse werden bereits intentionale und moralische Kategorien grundgelegt; Erikson spricht von der Entwicklung des Urvertrauens, Claessens von der emotionalen Fundierung und Sozialisierung des Kindes. (3) Das "Ich" ist in dieser Phase nach Freud noch nicht ausgebildet, nach neopsychoanalytischer Ansicht nur rudimentär. Das "Über-Ich" ist überhaupt noch nicht vorhanden.

Soweit kann auch nach dem vorliegenden Ansatz zugestimmt werden - wenn auch nicht übersehen werden darf, daß das Kind auch schon in dieser Altersstufe Kommunikationspartner ist. Die prinzipielle

---

1 Vgl. Freud, S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Frankfurt 1975, S. 47 ff

2 Nach Spitz, R.: Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1967, vgl. S. 90 ff

3 Vgl. Claessens, D.: Familie und Wertsystem, Berlin 1972, S. 79 ff  
Erikson, E.: Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1979, S. 241 ff

Offenheit des Menschen zeigt sich auch hier schon darin, daß jedes Kind bereits als Säugling individuelle Verhaltensweisen aufweist und die Eltern in ihren Handlungen und Reaktionen beeinflusst.<sup>(1)</sup> Jedenfalls ist auch im vorliegenden Modell Personsein nicht als vollendete Größe von Anfang an verstanden, sondern zuerst als Potenz.

Was die zweite, die orale Phase (neopsychoanalytisch: oral-kaptative Phase) anbelangt, herrscht nach Freud hier vor allem der einverleibende Modus vor, d.h., libidinös besetzte Objekte werden der eigenen Person zugeordnet, "einverleibt". Pädagogisch wichtig ist in dieser Zeit, daß das Kind über die Bezugsperson hinaus vor allem sensorische Reize erfährt und daran lernt. Das Kind erlebt sich der Mutter zugehörig und "verleibt" sich libidinös besetzte Dinge "ein", die Subjekt-/Objekttrennung gelingt noch nicht.

Bereits hier fällt auf, daß die Pädagogik mehr als reaktiv, "bereitstellend" verstanden wird und die Komponente des Austauschs, aus dem sich Ziele oft erst durch die situative Konstellation ergeben, zu kurz kommt.

Noch deutlicher wird dies in der analen (anal-retentiven) und der phallischen (ödiipalen, prägenitalen) Phase. Die beginnende Ichentwicklung in der analen Zeit (zurückhaltender Modus) wird, wie schon behandelt, nicht als personal abgelöste, individuelle Entwicklung verstanden, sondern sie bleibt elementar gebunden an die Automatik der Abwehrmechanismen einerseits und die Eltern als negatives Ziel der Ablösung andererseits.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß in verschiedenen Kulturen die in unserer Kultur typische "Trotzphase" als Folge der Ichentwicklung nicht auftaucht; trotzdem kann man nicht davon sprechen, daß sich dann keine unterschiedlichen Individuen entwickeln

---

<sup>1</sup> Vgl. z.B.: Chapman, A.: Kinder sind doch die besseren Psychologen, Bern/München 1971

Besonders Adler hat den Aspekt der kindlichen Intentionalität und Autonomie hervorgehoben, ohne allerdings genauere psychologische Analyse der Ich-strukturen.

Vgl. dazu: Adler, S.: Psychotherapie und Erziehung, Frankfurt 1983

oder daß das Fehlen der Trotzzeit pathologischen Charakter habe. Nicht die Phase an sich mit ihren endogen-psychischen Abläufen bestimmt also entscheidend das Verhalten des Kindes, sondern die durch die Umwelt bedingten mehr oder weniger großen Einengungen, die das Kind mit zunehmender Offenheit erfährt. Die Subjekt-/Objekttrennung, die das Kind in der Phase der Ich- und Willensentwicklung leistet, geht über die eher mechanistisch-funktionale Trennung im Sinne Freuds hinaus. Sie ist der erste Schritt zu jener Offenheit, die nicht mehr als relative innerhalb eines Konnex von festgeschriebenen Sachverhalten zu verstehen ist, sondern als abgelöst davon: das Kind beginnt sich als Person im phylogenetisch-anthropologischen Sinn und als Individuum im ontogenetischen Sinn zu begreifen und erlebt sich nicht nur reaktiv. Pädagogisch gesehen bedeutet dies, daß sowohl der Wille der Eltern deutlich werden muß und Grenzen gesetzt werden müssen, daß das Kind in diesem Alter aber bereits die Chance erhält, sein eigenes Wollen so weit zur Geltung bringen zu können, wie die reifungsbedingten Entscheidungsmöglichkeiten reichen. Das Kind wird zum bedingt abgelösten Partner, der zwar gerade in diesem Alter – noch – in einem permanenten Ambivalenzkonflikt zwischen dem Gefühl der Abhängigkeit und dem Willen zur Selbständigkeit steht, der aber bereits seine eigenen Persönlichkeitsvariablen in das Familiensystem (1) mit einbringt, die respektiert werden wollen und müssen. Zu dem Bedürfnis nach Liebe und Geborgenheit kommt nun vor allem das Bedürfnis nach Größe, Stärke und Anerkennung hinzu, das in einer kindgemäßen Weise befriedigt werden will.(2) Ein wesent-

- 
- 1 Diese Variablen sind zumindest teilweise als wirklich autogen zu deuten. Nach Adler u.a. wird das Kind hier stark egozentrisch was aber dann nicht zu einem fixierten Egoismus eskaliert, wenn sich simultan dazu ein starkes Gemeinschaftsgefühl entwickeln kann; eine in dieser Hinsicht für das Kind förderliche Familien- oder Kindergartengruppe ist dann obligatorisch. Vgl. dazu z.B. Adler, A.: Psychotherapie...a.a.O., S. 21 ff  
Vgl. z.B. auch: Zöpfl, H.: Einführung in Grundfragen der Pädagogik Donauwörth 1961, S. 56 ff
- 2 Z.B. das Loben nach dem "Geschäft" in der hier sehr wichtigen Sauberkeitserziehung, die keinesfalls forciert sein darf; grundsätzlich das sofortige positive Verstärken nach kleinsten Lern-

liches Grundbedürfnis, das hier dominant wird, ist auch das Spiel. Altersgerechtes, "natürliches" und multifunktionales Spielzeug ist hier von wesentlicher Bedeutung, das auch hinreichende Möglichkeiten zur Exploration bieten sollte.(1)

In der ödipalen Phase des Kindes richtet sich die Libido nach Freudscher Theorie auf den heterosexuellen Elternteil, nachdem in früher Kindheit eine libidinös-symbiotische Beziehung mit der Mutter bestand. Die bis zum 5./6. Lebensjahr vorhandene narzistische Autoerotik wird nun von heterosexuellen Wünschen bezogen auf den gegengeschlechtlichen Elternteil abgelöst, welcher natürlich nur in der Phantasie erreichbar ist. Gleichwohl setzt nach Freud ein Konkurrenzempfinden dem gleichgeschlechtlichen Elternteil gegenüber ein, was Schulddruck auslöst, welcher durch die anschließende Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil abgebaut wird und den Weg zur Über-Ich-Bildung freigibt. Das Genetisch-phasenspezifische und Mechanistische des Freudschen Modells wird hier besonders transparent.

Während das Kind bislang nach dem Lustprinzip lebte ist es nach Abschluß der ödipalen Phase gezwungen, sich den gegebenen Realitäten anzupassen und zu unterwerfen. Nicht es ist Partner des geliebten Elternteils, sondern der andere Elternteil! Wahrnehmung und Erfahrung werden nun primäre Notwendigkeiten zum Leben in einer immer wieder vorgefundenen und nicht veränderbaren Weltstruktur. Den Zwang zur Wahrnehmung und Erfahrung setzt das nicht eliminierbare Luststreben ("Lustprinzip"), den Zwang zum realitätsadäquaten Handeln setzt die unverrückbare Realität ("Realitätsprinzip"); ergo findet ein modifiziertes und kanalisiertes Luststreben statt, die Triebenergie als solche bleibt aber erhalten.

Wesentlich für die Pädagogik ist in diesem Zusammenhang, daß die Umweltgegebenheiten und vor allem die Eltern als Identifikationsfiguren – besonders der gegengeschlechtliche Elternteil –

---

und Leistungsfortschritten, wobei – z.B. im Kindergarten – ein subjektiver Wertmaßstab angelegt werden muß.

- 1 Z.B. Spielmaterial im Sinne Fröbels oder Ähnliches; auf keinen Fall darf das Material phantasieflos sein oder das Kind mit Spielmaterial überfüttert werden. Daneben gibt es wichtige materialfreie Spielformen, z.B. das Rollenspiel.

als objektive Größen gesetzt werden; an welchen sich das Kind orientiert, deren Werte und Normen es internalisiert. Nach dem vorliegenden Modell wäre dies zu einseitig: zu wenig Wert wird dabei auf kognitiv erfaßbare Begründungszusammenhänge gelegt, welche über ein rein konsumptiv übernommenes "Gewissen" hinaus das reflektive Denken anregen und bereits hier die Möglichkeit des Andersentscheidens im engeren Bereich ermöglichen. Übersehen wird auch, daß das Kind in diesem Alter bereits so weltoffen ist (1), daß es über die Elternnormen hinaus auch die Normen anderer Bezugspersonen und vor allem der Gleichaltrigen - teilweise - übernimmt. Nach Erikson, Ohlmeier u.a. bilden sich in diesem Alter über die heteroerotischen Bedürfnisse hinaus auch weitere aus, nämlich die Bedürfnisse nach Leistung und Gruppenbezug, denen auch in der Pädagogik entsprochen werden müßte.(2)

Es wurde schon ausgeführt, daß sich aus der entwicklungspsychologischen Sicht Freuds kaum Momente tatsächlicher personaler Freiheit beim Kind ergeben, weder, was die intrapsychischen Abläufe anbelangt, noch, was die Veränderbarkeit der Umweltgegebenheiten betrifft. Damit entsteht die Gefahr einer "Konzeptpädagogik", welche vor allem die Eltern als gewissensbildende Instanz zu Leitfiguren hochstilisiert. Einerseits liefert gerade die tiefenpsychologisch orientierte Pädagogik eine Fülle von als richtig erkannten Verhaltensweisen für jede Entwicklungsphase, von denen hier nur die wesentlichsten angeführt werden konnten; der pädagogische Bezug als interaktionistischer Prozess wird andererseits aber zu wenig beachtet.

- 
- 1 Vgl. dazu die Relevanz der peer-group für die Entwicklung des Kindes, z.B. nach Wurzbacher, G.: Soziologie für Erzieher, München 1982, S. 145 ff. Wendeler, J.: Forschung im Bereich der Kindergartenerziehung, in: Ingenkamp, K. (Hrsg.): Handbuch der Unterrichtsforschung, Teil 3, S. 2330 ff. Hetzer, H./Todt, E. u.a.: Angewandte Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters, Heidelberg 1979, S. 254 ff.
- 2 Vgl. Erikson, E.: Kindheit und Gesellschaft, a.a.O., S. 253 ff. Vgl. z.B. auch: Ohlmeier, D.: Psychoanalytische Entwicklungspsychologie, Freiburg 1973, S. 85 ff. Schiefele, H.: Lernmotivation und Motivlernen, München 1974, bes. S. 184 ff. Schenk-Danzinger, L.: Entwicklungspsychologie, Wien 1980, S. 140 ff, S. 255 ff, S. 129 ff

Thematisch scheint zu Freud noch einiges wichtig zu sein: Was seine Trieblehre betrifft, werden die Triebe – auch der Todestrieb – als von Natur aus gut begriffen, wodurch sich ein gewisser Unterschied zu Gehlen oder auch zu den Verhaltensbiologen ergibt. Allerdings erkennt Freud ebenso wie diese die unverfälschten Triebe als archaisch und häufig in ihrer Wirkung inadäquat, weshalb sie der Sublimierung oder anderer Abwehrmechanismen bedürfen, welche die Triebenergien dann in sozial akzeptierte Bahnen leiten. Die Pädagogik hat demnach also die grundsätzliche Aufgabe, die Triebe des Kindes einerseits als gegeben zu akzeptieren, diese aber auch nicht frei fluktuieren zu lassen; einmal deswegen nicht, weil Freud das Triebziel ohnehin nicht genetisch fixiert sieht, sodaß die ungezügelte Triebenergie chaotisch und destruktiv wirken könnte, andererseits, weil den als notwendig erkannten kulturellen Fortschritt nur umgewandelte und kanalisierte Energie leisten kann. Hier ergeben sich Unterschiede in der pädagogischen Bewertung sowohl zur Verhaltensbiologie als auch zum vorliegenden Entwurf:

Ist es im Sinne Lorenz' von erzieherischer Wichtigkeit, Aggressivität in sozial akzeptabler Weise ausagieren zu dürfen, so betont Freud die Notwendigkeit, Aggressivität z.B. in Leistungsstreben oder sportlichen Wettkampf umzuwandeln. Analoges läßt sich zur Libido feststellen: Sexuelle Anteile können und sollten danach zu "Höherem" sublimiert werden, was bereits in der "Latenzzeit" zu beginnen hat.<sup>(1)</sup>

Die Theorie der Triebumwandlung entspricht jedenfalls nicht dem Prinzip der menschlichen Offenheit. Hier wird davon ausgegangen, daß Triebe / Grundbedürfnisse mit ihrer primären Befriedigung zumindest teilweise überwunden werden und daß der Mensch mit zunehmender kognitiver Selbststeuerung auch

---

1 Die Latenzzeit wird als Zeit relativer Ruhe beschrieben, in der die Sexualität nur noch latent vorhanden ist und – vor allem durch den Schulbeginn – zu Lern- und Leistungsstreben sublimiert wird. Vgl. dazu z.B. Freud, S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, a.a.O., S. 51 ff. Erikson, E.: Kindheit und Gesellschaft, a.a.O., S. 253 ff. Ohlmeier, D.: Psychoanalytische Entwicklungspsychologie, Freiburg 1973, S. 75 ff, S. 85 ff



jene Triebe beherrschen kann, welche ihn zeitlebens begleiten - z.B. die Sexualität. Sublimierung bzw. der Einsatz von unbewußten und nicht reflektierten Abwehrmechanismen ist damit unnötig.(1) So hat es beispielsweise weit mehr von pädagogischem Interesse zu sein, das Leben des Kindes so gestalten zu helfen, daß Aggressionen gar nicht in Erscheinung zu treten brauchen oder konstruktiv bewältigt werden können (2) als dafür zu sorgen, Aggressionen in einem Schonraum Abreaktionsmöglichkeiten zu schaffen oder sie "umzuwandeln".(3)

Ähnliches läßt sich sicher auch zu anderen Trieben - Aggression wird hier nicht als Trieb verstanden - sagen: So hat die Parole: "Sport bändigt die Sexualität in der Jugendzeit", die nach Freudschem Muster lange Zeit Gültigkeit hatte oder immer noch hat, keinen realen Hintergrund. Die Erfahrung zeigt eher, daß mit steigender physischer Leistungskraft auch das sexuelle Bedürfnis wächst. Sexualerziehung kann so gerade im Jugendalter

- 
- 1 Es soll nicht behauptet werden, daß die sog. Abwehrmechanismen eine reine Fiktion darstellen. Behauptet wird nach dem Faktum der prinzipiellen Offenheit allerdings, daß sowohl das Verhalten allgemein als auch kulturelle Leistungen nicht primär das Ergebnis von Abwehrmechanismen und sublimierter Triebenergie darstellen, sondern vor allem reflexiv-kognitiv gesteuert sind.
  - 2 Ein gewisser Anteil von Aggressivität ist zu einer gesunden Ich-Entwicklung in der Kindheit(!) allerdings notwendig. Doch bereits hier kann ein sozial-adäquates Ausleben der Aggressivität im Ansatz gelernt werden. Vgl. dazu z.B. Meves, Ch.: Mit der Aggression leben, a.a.O.. Fromm, E.: Anatomie der menschlichen Destruktivität, Reinbek 1977, S. 207 ff. Erikson, E.: Kindheit und Gesellschaft, a.a.O., S. 52 ff
  - 3 Neben der bereits angeführten Aussage der Verhaltenspsychologie, daß eine unmodifizierte Abreaktion der Aggressivität sich selbst verstärkt, muß hier auch bedacht werden, daß trotz des Schonraums - der vor späteren Assoziationen außerhalb des Schonraums nicht schützt - Verhaltensmuster eingeübt und trainiert werden.

nur auf kognitiver Ebene und durch Anregung / Vorbild zu selbst-entwickelten ethisch-moralischen Einsichten geschehen, nicht durch manipulativ anmutende Eingriffe.(1) Hier zeigt sich überhaupt ein weiteres Problem in den pädagogischen Implikationen Freuds: das Jugendalter kommt in der Phasentheorie Freuds als eigene Entwicklungsphase gar nicht vor! Die sensiblen Zeiten für die Persönlichkeitsentwicklung erkennt Freud ausschließlich in der Kindheit, welche mit dem Ende der Latenzzeit, also in der prägenitalen Zeit ihren Abschluß findet. Nach dem hier vorgestellten Ansatz ist aber gerade die Jugendzeit eine wesentliche, wenn nicht die wesentliche Zeit für persönlichkeitsentfaltende pädagogische Interventionen, weil in dieser Zeit die reflexiven Fähigkeiten bereits voll ausgebildet sind, der Mensch aber gerade deshalb in seiner Persönlichkeitsstruktur noch nicht festgelegt ist.(2) In keiner Zeit, weder vorher noch später, zeigt der Mensch jenen Grad hoher Offenheit bei gleichzeitigem

- 
- 1 Sexualerziehung hat dabei im Rahmen der Gesamterziehung zu erfolgen, sexualpädagogische Fragen sollten m.E. sowohl in verschiedenen Schulfächern als auch in der Familie behandelt werden. Sexualerziehung hat vor allem mehr als "Aufklärung" zu sein, da eine reine Aufklärung keine Jugendprobleme lösen hilft, welche meist im Bereich der Paar- und Partnerbeziehungen liegen.
  - 2 Aufgrund der heutigen starken Akzelerationserscheinungen ist wohl eine Integrationshilfe der Sexualität in die Persönlichkeitsentfaltung besonders wichtig. Untersuchungen zeigen, daß trotz des äußerlich oft forschenden Auftretens und der Autoritätskrise der Jugendliche auf eine emotionale Stabilisierung von Seiten des Elternhauses angewiesen ist. Der Erhalt bzw. die Entstehung einer vertieften Vertrauensbasis ist dabei besonders wesentlich. Durch autoritatives Vorgehen, z.B. durch das kompromißlose Verbot von gegengeschlechtlichen Freundschaften - wird diese Vertrauensgrundlage häufig zu schnell verspielt. Oft zeigt sich - um bei diesem Beispiel zu bleiben - daß die befürchtete Promiskuität gerade dann eintritt, wenn der Jugendliche - meist Mädchen - seine Sexualität als Mittel zur Wiedererlangung der zuhause verloren geglaubten Zuwendung einsetzt.

Nicht-Festgelegtsein wie in der Jugendzeit. Sowohl die modernere Jugendsoziologie als auch die neuere Psychologie - auch die Tiefenpsychologie, obwohl sie die Jugendzeit immer noch unterbewertet - (1) gehen meist davon aus, daß der Mensch gerade in den Krisen der Jugend (2) weitgehend sein Persönlichkeitsprofil finden muß. Hierbei muß die Pädagogik Hilfestellung gewähren; leider werden diese Hilfen (3) in der Schulpädagogik viel zu wenig berücksichtigt.

Da Freud die wesentlichen Prägungen in die frühe Kindheit verlegt, werden selbst moralische Kategorien bereits dort nach einem relativ rigiden Muster fixiert. Nach Freud entsteht das Über-Ich als Abwehrreaktion gegen nicht realisierbare sexuelle Impulse in der ödipalen Phase, wobei Elternideale weitgehend übernommen werden. Das "Elternimago" bleibt nach Freud zeitlebens vorhanden, lediglich die Chance der daran orientierten, unbewußten Reaktionsbildung bleibt offen. Andere gewissensbil-

- 
- 1 In der Neopsychoanalyse spielt die Jugendzeit eine stärkere Rolle als in der klassischen Tiefenpsychologie, besonders seit E. Erikson die Entwicklungsphasen auf die gesamte Lebenszeit ausweitete. Vgl. dazu Erikson, E.: Kindheit und Gesellschaft, a.a.O., S. 241 - 264
  - 2 Als Krisen werden meist genannt: die Autoritäts- und Kulturkrise, die Krise der eigenen Persönlichkeit ("Derealisation", "Depersonalisation", der "ethische Rigorismus" und die emotionale Labilität) und die Erlebnisse des eigenen Scheiterns beim Versuch, neu gewonnene Ideale und Lebensziele in die Tat umzusetzen. Zu beachten ist, daß diese "klassischen" Krisen heute in zunehmendem Maß in eine generelle Sinnkrise einmünden, mit der eine Motivkrise einhergeht.  
Vgl. dazu z.B.: Erikson, E.: Jugend und Krise, a.a.O.  
Ziehe, T.: Pubertät und Narzismus, a.a.O.. Friedeburg, S.: Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln/Berlin 1971.  
Ohlmeier, D.: Psychoanalytische ... a.a.O., S. 88 ff
  - 3 Vor allem bei Partnerproblemen, hinsichtlich der Berufsfindung, bei den moralischen Fragen zur Wehrpflicht, rechtliche Informationen betreffs des Status des Jugendlichen, Umgang mit Ämtern, hinsichtlich einer sinnvollen Freizeitgestaltung, Behandlung politischer, ökonomischer und ökologischer Fragen u.s.f.

dende Einflüsse kommen dabei, wie oben bereits bemerkt, zu kurz, funktionale Einflüsse spielen überhaupt keine Rolle. Nach dem vorliegenden Ansatz sind aber gerade diese Einflüsse von hohem persönlichkeitsbildendem Wert! Die pädagogische Einbeziehung gerade der funktionalen Einflüsse, wie sie vor allem in der Jugendzeit in großem Ausmaß auf den Heranwachsenden einwirken, muß für den Erzieher von großer Bedeutung sein.<sup>(1)</sup> Die Herausbildung von Einstellungen, Lebenshaltungen und moralischen Grundsätzen geschieht vor allem in der Jugendzeit und ist durch die stärkere Automatik in der Kindheit, mit der die Einstellungen der Erziehungspersonen mehr unreflektiert übernommen werden, keinesfalls beendet. Dem Prinzip der Offenheit entspricht es dabei, daß besonders im Jugendalter der Erzieher es versteht, Erziehung als interaktionistisch-kommunikativen Vorgang zu begreifen, der dem Jugendlichen die Freiheit zugesteht, seinen eigenen Lebensentwurf zu suchen und zu finden. Die Orientierungshilfe, die der Erzieher dabei gewähren kann, darf dabei allerdings nicht gering eingeschätzt werden, obwohl oder gerade weil sie mit Manipulation nichts zu tun hat.

Eine weitere, grundsätzliche Schwierigkeit in der an Freud orientierten Pädagogik liegt darin, daß wesentliche Lern- und Entwicklungsgegebenheiten des Kindes zu wenig Beachtung finden. Der Schwerpunkt dieser Pädagogik liegt in der phasenspezifisch "richtigen" Kanalisierung des Trieb Lebens und in einer positiven Programmierung des Unbewußten, d.h., Vermeidung von

---

1 Vor allem ist ein Hineinwirken in die Bezugsgruppe(n) wichtig, wenn diese als problematisch empfunden wird (werden); durch die Abschottung gerade solcher Gruppen - z.B. drogenkonsumierende, kriminelle oder ultrareligiöse Gruppen - wird das Hineinwirken oder auch nur die Aufrechterhaltung eines positiven Kontakts zum Jugendlichen extrem schwierig. Hier muß vor allem die Frage gestellt werden, welche wichtigen Bedürfnisse der Jugendliche in solch einer Gruppe befriedigen kann und ob nicht dieselbe Befriedigung in einer anderen Konstellation oder Situation möglich ist. Vgl. dazu z.B.: Furian, M. (Hrsg.): Gefährdete Jugend, Heidelberg 1979. Ziehe, T./Stubenrauch, H.: Plädoyer für ungewöhnliches Lernen, Hamburg 1982. Frings-Kammerichs, E./Schüller, H.: Die schwierige Generation, Freiburg 1975, S. 100 f. Franke, M.: Das Drogenproblem-sozialpsychologisch gesehen, Kassel

Traumata, Aufbau "normaler" entwicklungsbezogener Assoziationen und sozial adäquate Steuerung der Triebenergie. Der bewußte, kommunikative Austausch und die rationale Steuerung kommen dabei zu kurz – wohl deshalb, weil Freud diese Form der Autonomie im Vergleich zur unbewußten Dynamik für wenig bedeutsam hält und auch dann nur als Reaktionsweise auf das Unbewußte, nicht aber als abgelöst davon. Das Bewußtsein ist nach Freud eben eine sekundäre Erscheinung; es gehen dem Bewußtsein unbewußte Reflexvorgänge voran, welche auch das Bewußtsein, letztlich auch die Symbolik und den kulturellen Ablauf bestimmen. Bewußte Veränderung von Verhalten und Einstellungen durch relativ abgelöstes kognitives Lernen und kommunikative Auseinandersetzung spielen dann keine wesentliche Rolle mehr. Gerade diese sind im vorliegenden Ansatz aber das Wesentliche.

#### 7.6. Zu Hartmann und Rapaport:

Es ist schwierig, genauere pädagogische Aussagen im Zusammenhang mit der Tiefenpsychologie Hartmanns und Rapaports zu machen, die sich inhaltlich von den pädagogischen Implikationen Freuds unterscheiden. Da diese Arbeit die grundlegenden anthropologischen Voraussetzungen zum Inhalt hat, müssen Detaillaussagen, die nicht mehr eindeutig ableitbar sind, möglichst vermieden werden.

Hartmanns Begriff der "Alloplastik" bedeutet vor allem, daß dem Ich, der Person des Kindes mehr Autonomie zugebilligt wird als bei Freud. Das Ich wird weniger reaktiv, sondern interagierend mit der Umwelt gesehen, was m.E. einen anderen Akzent auf die Wichtigkeit der pädagogischen Interventionen legt. Erziehung wird hier mehr als Angebot verstanden, auf das nicht nur reagiert wird, sondern welches das Kind auch mitgestaltet und mitbedingt. Die stärker interaktionistische Sicht des Geschehens wird allerdings dadurch wieder eingeengt, daß Hartmann das Ich zwar nicht als Resultat von Reaktionsmechanismen sieht, aber doch angeborene und damit relativ starre Ich-Anteile, die im Sinne eines homöostatischen Prinzips einer dazu passenden Umweltkonstellation, also auch der Erziehung bedürfen, um sich

zu einer Persönlichkeit entfalten zu können. Die Möglichkeit des Edukanden zur Selbstgestaltung geht damit größtenteils wieder verloren, da Selbstgestaltung voraussetzt, daß Ich-Bedürfnisse und Befriedigungsmöglichkeiten nicht übereinstimmen, sondern durch gegenseitigen Austausch und Auseinandersetzung erst in Übereinstimmung gebracht werden müssen. Ähnlich wie in der Verhaltensbiologie hätte nach Hartmann die Erziehung auf das Angelegte hin entsprechend zu reagieren oder eine entsprechende Umwelt bereitzustellen, aber nicht zusammen mit dem Edukanden eine noch nicht vorprogrammierte Zukunft zu gestalten und zu konzipieren. Gerade dies ist aber der wesentliche Inhalt des vorliegenden Ansatzes auf dem Hintergrund der Annahme der prinzipiellen Offenheit des Menschen.

Auch in Rapaports Anpassungsbegriff wird der Pädagogik implizit nicht wesentlich mehr Spielraum zugebilligt als in der Konzeption Hartmanns. Der von ihm eingeführte Strukturbegriff wird ähnlich wie bei Hartmann als ein angeborenes, primäres Angepaßtsein des Ich verstanden, allerdings nicht als Teilbereich der Ich-Vorläufer, sondern das ganze rudimentäre Ich des Kindes betreffend. Wie dargestellt, geht es bei Rapaport um die Effektivität der hemmenden Funktion des Ich als Möglichkeit der Autonomie.

Ähnlich wie bei Freud werden damit aber auch bei Rapaport, wenn auch auf andere Weise, Autonomie und Selbstbestimmung mehr reaktiv verstanden und nicht wirklich autonom. Zum Ich gehört m.E. nicht nur Hemmung und Reaktion, sondern vor allem Intentionalität und Kontrolle. Sicher sind diese Möglichkeiten gerade beim kleinen Kind noch wenig ausgeprägt, doch sind sie von Anfang an - wenn auch noch sehr begrenzt - vorhanden. Eine pädagogische Aufgabe nach dem vorliegenden Modell ist es dann vor allem, die Möglichkeiten der Selbststeuerung bei zunehmender Offenheit durch einen echten kommunikativen Austausch zu fördern.<sup>(1)</sup> Die "passende" Umwelt ist für das Klein-

---

<sup>1</sup> Vgl. z.B. die "niedertäglose Methode" nach Gordon oder andere Ansätze zur Gesprächsführung, die auch im Umgang mit dem Jugendlichen Anwendung finden können. Fehlerhaftes Verhalten im Gespräch ergibt sich danach vor allem durch folgende Verhaltensweisen: moralisieren und belehren, vorschnelles Interpretieren, nicht Ernst nehmen / trösten,



Kind nichts weniger als eine Voraussetzung zu diesem Ziel, diese Form der "Passung" kann aber nicht für die gesamte Entwicklung das Ziel, sondern nur ein vorläufiges Mittel darstellen. (1) Selbst im Kleinkindalter muß die beginnende Autonomie und Offenheit des Kindes berücksichtigt werden, wenn dies auch nur in sehr begrenztem Maße möglich ist. Die Möglichkeit zur Mitgestaltung und Mitwirkung an erzieherischen Inhalten und Zielen gilt als pädagogisches Prinzip von Anfang an.

Abschließend soll auf die pädagogischen Inhalte der TSI noch etwas intensiver eingegangen werden, da sie dem hier vorgestellten Ansatz am nächsten kommt, keinesfalls aber mit ihm identisch ist.

---

vorschnelles Anbieten von Lösungen, Abwehren in verschiedensten Varianten durch eigenes Provoziertfühlen, mangelnde Empathie und Sensibilität, "Du"-Botschaften anstatt "Ich"-Botschaften, Selbstüberhöhung im Gespräch, Suggestieren eigener Wünsche. vgl. dazu z.B.: Gordon, T.: Familienkonferenz, Hamburg 1977, S. 104 ff. Rogoll, R.: Nimm dich, wie du bist, Freiburg 1977. Watzlawick, P.: Anleitung zum Unglücklichsein, München 1983. Watzlawick, P.: Wie wirklich ist die Wirklichkeit, a.a.O. Fittkau, B. u.a.: Kommunizieren lernen (und umlernen), Braunschweig 1980. Geißler, K./Hege, M.: Konzepte sozialpäd. Handelns, Baltimore 1981

1 Jede Umweltgestaltung ist zugleich ein künstlich geschaffener Schonraum, der sukzessiv einer direkt einwirkenden Realität Platz machen muß. Umweltgestaltung für das Kleinkind bedeutet vor allem: Die Umwelt kindersicher machen, dabei aber Möglichkeiten vermitteln, die Erwachsenenwelt kennenzulernen, die Umwelt durchschaubar machen, auf veränderte Umweltbedingungen vorbereiten (Kindergarteneintritt, Krankenhaus...), die Umwelt mit kindgemäßen Reizen anreichern (auch adäquates Spielmaterial). Mit zunehmendem Alter muß die Umweltgestaltung mehr und mehr in den Hintergrund treten bzw. dem Kind (Jugendlichen) selbst überlassen bleiben.

### 7.7. Zu Mead.:

Ein kurzer Vergleich zwischen den Instanzen Meads und Freuds soll helfen, der pädagogischen Bedeutung näherzukommen, welche sich aus der Theorie Meads ergibt:

Bei Freud fungiert das "Über-Ich" als notwendige Instanz der Triebabwehr bzw. zur Realitätsanpassung und Kultivierung der Triebe, da diese frei fluktuierend gesellschaftsinadäquat wirken würden; die Gesellschaft wird damit objektiviert – an dieser muß sich das Über-Ich ausrichten, kraft durch die Eltern mediatisierter gesellschaftlicher Normen und Werte.

Erzieherisch gesehen geht es also darum, dem Kind vor allem in der ödipalen Phase Normen und Werte zu vermitteln, welche gesellschaftlich relevant sind. Imitationslernen und Identifikation spielen dabei eine herausragende Rolle, also die unbewußte Übernahme von Verhaltensregeln durch das erwachsene Modell.

Der Modellcharakter ist damit im erzieherischen Verhalten wichtiger als die verbale Auseinandersetzung. Eine abgelöste Selbststeuerung des Kindes wird damit nicht konstatiert, auch deshalb nicht, da Ich und Über-Ich letztlich auch triebbesetzt sind. Die Kultivierung der aus dem Es entspringenden Triebe haben Ich und Über-Ich zwar zu leisten, wobei das Ich die realitätsprüfende, synthetisierende und aufgabenlösende Instanz darstellt (1) und das sich aus dem Ich entwickelnde Über-Ich die unbewußt-kollektive Kontrolle des Ich übernimmt. Die starke libidinöse Bindung von Ich und Über-Ich einerseits wie die unbewußte Übernahme von Normen und Werten andererseits lassen aber keine echte Autonomie zu. Erziehung bleibt damit größtenteils ein Anpassungsvorgang, der aber ebenfalls nicht bewußt initiiert werden kann. (2)

---

1 Vgl. z.B. die zusammenfassende Darstellung der Freudschen Instanzenlehre bei: Toman, W.: Tiefenpsychologie, a.a.O., S. 35 ff. Wyss, D.: Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis zur Gegenwart, Göttingen 1977, S. 57 ff. Holder, A.: Freuds Theorie des psychischen Apparates, in: Ricke, D. (Hrsg.), Freud und die Folgen, Bd. 1, Zürich 1976, S. 226 ff.

2 Mit "unbewußt" ist hier nicht gemeint, daß nach Freud überhaupt nicht über moralische Fragen nachgedacht werden kann, doch nur innerhalb des sozial vorgegebenen Kontextes. Freud behauptet auch, daß das Kind vor allem die den Eltern selbst

Anders bei Mead: die Impulse des I sind nicht unmittelbar triebhaft besetzt, sondern es sind unmittelbare, organisch bedingte Vitalimpulse, die deswegen auch tendenzloser erscheinen und potentiell weniger destruktiv sind. Das me resultiert folglich nicht auch aus triebabwehrenden Mechanismen wie das Ich und das Über-Ich, sondern bleibt ausschließlich gesellschaftsbedingt. Auch im Zeitpunkt der Entstehung von I, me, Ich und Über-Ich zeigen sich Unterschiede: I und me entwickeln sich von Anfang an, während das Ich sich erst in der analen, das Über-Ich in der ödipalen Zeit herauskristallisieren. Pädagogisch gesehen bedeutet dies, daß nach Mead normierende Einflüsse von Anfang an ihre Bedeutung und Berechtigung haben, welche dann zum immanenten Bestandteil der personalen Entwicklung werden. Bei Freud hingegen ist zuerst das Es vorhanden, welches lediglich auf der Lust-/Unlustebene reagiert; erst mit drei bis sechs Jahren wird die gesellschaftsspezifische "Prägung" vollzogen, erst ab dann ist normative Erziehung wichtig, erst dann beginnt sich das Kind zum Kulturwesen zu entwickeln. Diese Entwicklung ist aber immer negativ getönt, wie Freud vor allem in "Unbehagen in der Kultur" darlegt, da immer eine Einengung bzw. Verdrehung des Trieblebens damit verbunden ist. Bei Mead sind die Impulse des I zwar ebenfalls affektiv getönt, doch nur aufgrund des je spezifischen Zustands zwischen Individuum und Gesellschaft. Der Impuls per se ist neutral und hat keinen irgendwie gearteten finalen Charakter. Da die I-Impulse nicht auf einen hormonal-triebhaften Ursprung reduziert werden, entsteht auch nicht das Problem der Abwehrmechanismen: Bei Freud zwingt das Realitätsprinzip, welches die Abwehrmechanismen bedingt, zur Anpassung, bei Mead der generalisierte Andere. Der generalisierte Andere ist aber ein rein gesellschaftsspezifischer und allgemeiner Erfahrungswert, während der Aufbau von Ich und Über-Ich als weitgehend automa-

---

unbewußten Ideale übernimmt, mehr noch als ihre explizit dargestellten oder vorgelebten und so beim Kind ein ähnlich strukturiertes Ideal-Ich aufgebaut wird. Vgl.: Freud, S.: Gesammelte Werke, a.a.O., Bd. 13, S. 393 ff; ebenda S. 19; Bd. 10, S. 161

tisch gesteuerte Reaktion auf realitätsinadäquate Sexualimpulse dem gegengeschlechtlichen Elternteil gegenüber (1) gelten kann, also von individuellem, höchstens kleingruppenspezifischem Zuschnitt ist. Die Verknüpfung zwischen Individuum und Gesellschaft ist bei Mead daher wesentlich enger und unmittelbarer als bei Freud.

Für die Pädagogik bedeutet dies, daß für Freud beinahe ausschließlich die Eltern die entscheidenden Erziehungspersonen darstellen, deren wesentliche Aufgabe die adäquate Kanalisierung des Trieblebens darstellt. Auch bei Mead werden wichtige gesellschaftliche Normen und Werte durch die Eltern mediatisiert; zum Aufbau des me sind aber auch noch die Geschwister und vor allem die peer-group von Bedeutung; nicht zuletzt aber auch alle anderen intentionalen und funktionalen Einflüsse auf das Kind. Erziehung wird hier also viel weiter gefaßt als bei Freud - gleichzeitig ist sie unmittelbarer und wertneutraler, da sie ohne die modifizierende Wirkung von Abwehrmechanismen direkt einwirkt und die Erziehungspersonen nicht libidinös besetzt sind. Hier zeigt sich auch eine größere Neutralität und Sachlichkeit in der Pädagogik; ein unmittelbarer, spontanerer Bezug ist demnach für das Kind sowohl zu den Dingen, an und mit denen es lernt, wie auch zu den Erziehungspersonen möglich. Die These der libidinösen Objektbesetzung bei Freud enthält ein narzistisches Moment, das eine Verknüpfung der Objekte durch Interaktion quasi unmöglich macht; Freud verharret hier in seiner biologistischen Sichtweise. Für die Objektbesetzung Freuds steht bei Mead die Objektbeziehung mit der Möglichkeit der Objektveränderung durch das I.

Für die Unterscheidung bei Freud zwischen Quelle, Ziel und Gegenstand des Triebes steht bei Mead das komplizierte System des generalisierten Anderen. In dem eher statischen Modell Freuds ist die Umwelt durch Wahrnehmung und Handlung zwar faßbar, nicht wie bei Mead aber modifizierbar, d.h., für die eher monokausale Sichtweise Freuds steht die eher interaktio-

---

1 In der ödipalen Phase

nistische Meads.

Pädagogisch gesehen bedeutet dies, daß das Kind nicht nur von außen her geformt wird, sondern daß es von Anfang an die Umwelt mit beeinflußt und somit auch die Erziehung. Erziehung wird damit zu einem nicht präjudizierten sozialen Prozess innerhalb eines kommunikativen sozialen Austauschs. Das Kind ist nicht Objekt externer Führung, sondern Partner eines sozialen Geschehens mit allerdings reifungsbedingten unterschiedlichen Bestimmungsgraden.

Diese Sicht kommt dem vorliegenden Ansatz nahe, ist aber nicht mit ihm identisch, wie noch gezeigt wird.<sup>(1)</sup>

Auch im Kontrollinstrumentarium sind Unterschiede zwischen me und Über-Ich zu finden: die Kontrolle des me ist rein gesellschaftlicher Art. Trotzdem ist sie auch Teil der persönlichen Identität, aber eben der gesellschaftsverpflichtete Teil der persönlichen Identität. Sie ist die internalisierte Situation einer organisierten Gruppe, so aber auch unmittelbarer Bestandteil des self. Das Über-Ich ist rein persönlicher Natur insofern, als es zwar durch exogene Bindungen entstanden ist, aber nur als Reaktion des Ich auf diese Bindungen und nicht aus deren unmittelbarer Übernahme. Wenn Freud das Über-Ich als kollektive Kontrollinstanz deutet, heißt das nicht, daß Wertvorstellungen und Rollenmuster der Gesellschaft unmittelbar als solche zum Bestandteil der Person werden, durch eine Pluralität von Individuen und Gruppen mediatisiert, sondern daß als Endergebnis eines komplizierten Abwehrsystems primär Elternideale introjiziert werden. In diesen Elternidealen spiegeln sich zwar gewisse soziokulturelle Verhaltensmuster,

---

1 So wird in der TSI eine Relativierung des pädagogischen Geschehens angestrebt, die in ihrer Extensität einerseits und Enge andererseits nicht nachvollzogen werden kann. "Extensität" wegen eines Aufgehens der Erziehung in allgemeinen Interaktionsmustern, "Enge" wegen der determinierenden Größen Umwelt und Genetik, aus denen dieser Interaktionismus resultiert.

Vgl. dazu z.B.: Brumlik, M.: Der symbolische Interaktionismus und seine pädagogische Bedeutung, Frankfurt 1973, bes. S. 120 ff  
Ergänzend muß hier betont werden, daß mit dem Terminus "deter-

doch sind Entstehung und Funktionsweise des Freudschen Korrekturschemas durch und durch von individuellen und spannungshaften Beziehungen durchdrungen. Eine objektive Übernahme soziokultureller Verhaltensmuster ist hierbei nicht möglich. Die durch die Erziehung vermittelte gesellschaftliche Moral ist danach eigentlich eine Moral des individuellen Familienschicksals, zumindest ist sie stark in diesem Sinne gefährdet.<sup>(1)</sup>

Der mehr unreflektierten Moral des individuellen Schicksals - welche keine reife, individuell überdachte Moral darstellt - steht bei Mead die objektivisierte Moral des generalisierten Anderen gegenüber, welche ebenfalls keine individuell bestimmte, reflektierte Moral darstellt. Da bei Mead eine autonome Instanz in der Theorie quasi fehlt, sondern Identität und Individualität sich lediglich aus dem Austausch genetisch bedingter Intentionalität und festgeschriebenen gesellschaftlichen Prämissen zusammensetzt, kann sich keine originäre Selbststeuerung und Selbstverantwortung entwickeln.

Erziehung bedeutet dann zwar Interaktion zwischen kindlichem, unverfälschtem Wollen und vermittelter gesellschaftlicher Vorgabe, wodurch sich eine gemeinsame Gestaltungssynthese ergibt. Ein echter Dialog, der dem Kind einen tatsächlichen Freiraum gewährt, ist wegen der einerseits genetischen, andererseits gesellschaftlichen Gebundenheit nicht möglich. Die bekannten Prinzipien: genetische Abhängigkeit einerseits und soziokulturelle Abhängigkeit andererseits lassen genau jenen Aspekt nicht in Erscheinung treten, um den es in dieser Arbeit schwerpunktmäßig geht: den der prinzipiellen Offenheit des Menschen von Anfang an! Nur wenn man diesen Pol des Menschen neben der Gruppenbindung als zweiten existentiellen Pol des Menschen annimmt, hat die Pädagogik einen eigenen Freiraum, wird das Kind zum Subjekt und geschieht Erziehung zum Wohle des Kindes.

---

minierende Umwelt" wie in der dksbezüglichen Kritik der TSI insgesamt nicht gemeint ist, daß die Vertreter der TSI die jeweils vorherrschende Gesellschaftsstruktur für gut befinden - eher ist das Gegenteil der Fall. Mit "determinierender Umwelt" ist also keine Bewertung verbunden. (Wie Veränderungsprozesse durch das einzelne Subjekt allerdings intendiert werden können, bleibt durch die statischen Ausgangsbedingungen relativ unklar:).

1) Freuds eigenes Familienschicksal hat diese Sicht mitgeprägt.



Abschließend zu Mead sollen noch einige einzelne seiner Annahmen und Aussagen auf ihre pädagogische Relevanz befragt und mit dem vorliegenden Entwurf verglichen werden:

Da Mead Realität als symbolisches Kontinuum begreift, welches sich erst im Kommunikationsprozess manifestiert, und Objekte sich nur hinsichtlich ihres Bedeutungsgehalts klassifizieren lassen, versteht es sich von selbst, daß das Symbollernen, vor allem die Sprache im sozialen Austausch von grundlegender Bedeutung ist. "Sinn" kann nicht vorgegeben sein, sondern muß erst erschlossen werden. Hier zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zu den pädagogischen Implikationen Freuds. Gleichwohl bleibt die Sinnfindung durch das Fehlen einer autonomen intrapsychischen Instanz ein eher funktionaler Ablauf. Die Welt der Ideen, denen Mead den gleichen Realitätsgehalt zubilligt wie der physischen Welt, erscheint damit eher statisch. Kommunikation und Auseinandersetzung als wesentliche Elemente der Erziehung sind zwar auch im vorliegenden Ansatz von grundlegender Bedeutung, doch ergibt sich durch die Annahme der psychischen Offenheit eine noch größere Möglichkeit der Veränderung als bei Mead. Andererseits braucht hier Objektivität nicht soweit relativiert zu werden, daß sie nur noch innerhalb eines intersubjektiven Erkenntnisprozesses zu verstehen ist.<sup>(1)</sup>

Pädagogisch wichtig und wertvoll ist die Einsicht Meads, daß Menschen nicht lediglich aufeinander reagieren, sondern daß die Haltung und mögliche Reaktionen des Anderen auf das eigene Verhalten im eigenen Handlungskonzept antizipiert werden. Hier zeigt sich, daß Erziehung mehr ist als einseitige Führung, mehr auch als das zusätzliche Hineinnehmen und Mitbeachten der Reaktionen des Kindes in der erweiterten Erziehungsstrategie. Erzie-

---

1 Es wurde schon angesprochen, daß transkulturelle ethische Grundpositionen in der Kommunikationsdichte und gegenseitigen internationalen Abhängigkeit immer mehr angestrebt, wenn auch nicht erreicht werden. Ob solche ideellen Richtwerte sowie materielles Sein auch außerhalb des Bewußtseins existieren, ist dabei eine alte metaphysische Frage, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

hung bedeutet dann - und dies ist ganz im Sinne dieses Ansatzes - einen echten interaktionistischen Prozess komplementärer Art; damit werden Begriffe wie "Erziehungsziele", "Erziehungsstile" und "Erziehungsmittel" relativiert, da diese Begriffe im Grunde einen monokausalen und linearen Erziehungsbegriff immanieren. Ziele, Stile und Mittel können nicht als willkürlich handhabbares Instrumentarium des Erziehers ohne Zutun des Kindes verstanden werden. Abgesehen davon wird die Erzieherpersönlichkeit, die m.E. in der Pädagogik zumindest eine gleichwertige Rolle spielen sollte wie die Methodik, in der monokausalen Sicht von Erziehung nicht beachtet.(1)

Eine Interaktionistische Sicht von Erziehung hat weitreichende Konsequenzen für jeden Erziehungssektor. Beispielhaft soll hier nur die Frage gestellt werden, ob die auch heute noch häufig praktizierte Feinzielsetzung mit bis ins Detail antizipatorisch operationalisierten Erziehungszielen im Kindergarten dieser - ich meine sehr positiven Sicht von Erziehung - entspricht: sicher nicht. Die Gefahren wie Abgleiten ins Autoritäre, um diese Ziele auch ohne kindliches Interesse durchzusetzen oder Atomisierung statt Ganzheitlichkeit sind offensichtlich. Das Offenhalten für kindliche Bedürfnisse und Interessen, situatives Handeln und die Flexibilität des Erziehers gehen dabei verloren - wesentliche Momente und Eigenschaften, welche im Rahmen der Offenheit des Kindes vor allem die Kreativität und die Selbstbestimmung fördern.(2)

Der Interaktionismus Meads unterscheidet sich von dem hier vorgestellten Ansatz allerdings darin, daß bei Mead der Aufbau der Persönlichkeit des Kindes letztlich fremdbestimmt ist vor allem -neben genetischen Variablen- durch die Gesellschaft bzw. die

---

1 Vgl. z.B. Persönlichkeitsvariablen wie: Echtheit, nichtwertendes Verstehen, Engagement, ruhige Gelassenheit, Wertschätzung des Probanden, die vielfach als positiv beschrieben worden sind. Vgl. dazu z.B.: Tausch, R./Tausch, A.-M.: Erziehungspsychologie, Göttingen 1971, S. 317 ff

Weber, E.: Autorität im Wandel, Donauwörth 1974, bes. S. 317 ff  
Weiterhin ist auch von Gordon (vgl. o.) oder vor allem von den "Antipädagogen" der Interaktionismus in der Erziehung betont worden oder hat den Erziehungsbegriff - leider - ganz abgelöst.

2 Vgl. dazu z.B.: v. Schönebeck, H.: Unterstützen statt erziehen, München 1982. v. Braunmühl, E.: Zeit für Kinder, Frankfurt a.M. 1983

ihre Werte und Normen mediatisierenden (Erziehungs)personen und Gruppen, während hier das Kind von Geburt an in zunehmender Weise tatsächlich verändernd in die Umwelt und das Erziehungsgeschehen eingreift und auch eingreifen soll. Dies einzukalkulieren und nicht gleichzeitig auch wieder zu einer pädagogisch vorprogrammierten Methode zu degradieren, daneben mit den aus dieser Offenheit des Kindes entstehenden neuartigen Situationen pädagogisch konstruktiv zum Wohle des Kindes umgehen zu können - dies ist die eigentliche "Erziehungskunst".

Es soll hier nicht gesagt werden, daß eine grundsätzliche, vom Kind relativ unabhängige Erziehungskonzeption gänzlich überflüssig ist; natürlich nicht. Schulische Lehrpläne, Rahmenrichtlinien für den Kindergarten (1), Jugendgesetze u.s.w. wären dann nicht möglich, die Gefahr eines erzieherischen Chaos und der Wiederholung einer falsch verstandenen "antiautoritären" (im Sinne von laissez-faire) Erziehung wären zu groß. Erziehungswissenschaft würde sich selbst ad absurdum führen. (2) Erziehung als Interaktionsprozess aufzufassen bedeutet allerdings, daß Erziehungsziele nur bis auf die Grobzielebene deduziert werden, daß auf dem Hintergrund des demokratischen bzw. sozial-integrativen oder einem ähnlichen Erziehungsstil individuell auf das Kind abgestimmte Verhaltensvariationen des Erziehers möglich sind, die zudem seiner Persönlichkeit entsprechen und daß die Wahl der Erziehungsmittel der vorgefundenen Situation und der individuellen psychischen Konstitution des Edukanden entsprechen. Die erzieherische Planung dabei nicht en detail festzulegen,

---

1 Diese dürften allerdings nicht zu stark operationalisiert sein und sollten dem Erzieher wie den Edukanden größere Handlungsspielräume zubilligen.

2 Daß auch heute noch jedermann für grundsätzlich pädagogisch kompetent gehalten wird, zeigt sich schon am liberalen Elternrecht, das keine pädagogische Schulung verlangt.

Vgl. zur öffentlichen Meinung über pädagogische Kompetenz z. B. auch Priesner, P.: Zur Berufsrolle der Erzieherin, in: Kindergarten heute, Bd. 3, 1973, S. 105 - 112

Ist dabei nicht leichter, sondern schwieriger, wenn bedacht wird, welche Fülle von konkreten Möglichkeiten des Tuns der Erzieher vor Augen haben muß, um das Entsprechende dann je nach Situation richtig einzusetzen. Vor allem auch, wenn bedacht wird, daß der Erzieher sich dann nicht mehr hinter methodischen Vorgaben verstecken kann, sondern seine Persönlichkeit ins erzieherische Geschehen voll einbringen muß. Erzieherausbildung muß daher auch oder sogar vor allem Persönlichkeitsformung sein.(1)

Von grundlegender Bedeutung für die Identitätsentwicklung sind für Mead das Spiel des Kindes und die Imitation. Durch die Imitation werden Rollenmuster und Haltungen anderer - vor allem der Eltern und der peer-group - spontan übernommen, durch individuell unterschiedliche Spontanreaktionen allerdings auch modifiziert. Im Spiel des Kindes werden diese Haltungen und Rollenmuster eingeübt und mögliches daraus entstehendes Handeln simuliert. Allerdings wird bei Mead zu wenig die Möglichkeit des pädagogisch gesteuerten Spiels hervorgehoben, sondern eher ein endogener Sozialisationsmechanismus angenommen. Imitation und vor allem das Spiel können auch nach dem hier vorliegenden Ansatz als wesentliche, kindgemäße Grundlagen weiteren Lernens gelten.(2) Die Intuition sowie die kognitiv gesteuerte Auseinandersetzung kommen bei Mead allerdings zu kurz. Intuition ist bei Mead lediglich ein Hilfsterminus, um am Rande den psychischen Mechanismus der Rollen- und Wertübernahme zu erklären; Denkvorgänge werden im Sinne des Pragmatismus gedeutet, welcher besagt, daß Denken eine latente und komprimierte Form des Handelns sei, welches erst eintritt, wenn die offene Form der Aktivität unterbrochen wird - Denken und

---

1 Die Kenntnisse müssen dem Bewußtseins nicht nur ständig zugänglich sein, sondern auch so in die Gesamtpersönlichkeit integriert sein, daß die "Echtheit" des Erziehers auch eine Folge seiner "Bildung" darstellt.

2 Vgl. dazu z.B. den Siebenjahreszyklus der Waldorfpädagogik: Die Entwicklung in den ersten sieben Jahren geschieht danach vor allem durch Imitationslernen. Z.B.: Kiersch, J.: Die Waldorfpädagogik, Stuttgart 1979. Wehr, G.: Der pädagogische Impuls Rudolf Steiners, München 1977. Freie pädagogische Vereinigung Bern: Waldorfpädagogik in öffentlichen Schulen, Freiburg 1979.

Reflexion erfolgen wesentlich also erst nach der Handlung; dies steht im Gegensatz zum vorliegenden Ansatz: durch die Annahme der prinzipiellen Offenheit wird bei zunehmenden reflexiven Fähigkeiten des Kindes primär spontanes Handeln (1) mehr und mehr durch kognitives und antizipierendes Handeln abgelöst. Die Auseinandersetzung, die kindgemäße Erklärung bei gleichzeitiger Einsicht und Einfühlung in die Psyche des Kindes spielen zumindest eine ebenso tragende Rolle wie das Imitations- und das spontane Lernen im (Rollen)spiel. Das Prinzip des "nichtwertenden Verstehens"(2), welches analoge Haltungen und Eigenschaften beim Kind auslösen kann - also Sensibilität, Einfühlen in die Belange und Motive des Handelns bei anderen ohne vorschnelle Bewertung des Tuns - ist in der Pädagogik belegt und beschrieben worden.

Wichtig für die Erziehung ist auch die ethisch-moralische Perspektive Meads:

Das Ziel der Pädagogik sollte nach Mead so beschaffen sein, daß der ursprünglich positive, doch neutrale I-Impuls positiv verstärkt und ausgestaltet wird, damit eine mögliche Pervertierung des Impulses ausgeschlossen ist. Dieses auf dem natürlichen Impuls basierende, ursprünglich moralische Motiv bleibt aber nur dann in ausdifferenzierter Weise wertvoll, wenn es gesellschaftlichen Maßstäben entspricht. Gesellschaft und natürlicher Impuls haben sich, um moralisch wertvoll zu sein, in ihrem Kondensat zu entsprechen.

Trotz des eher interaktionistischen Ansatzes Meads wird auch hier wieder eine gewisse Eindimensionalität und statische Sicht des Bezugs von Individuum und Gesellschaft transparent, was sich pädagogisch so auswirkt, daß der Erzieher im Grunde vor allem Sozialisationshilfe leisten muß. Als moralisch integer

---

1 Nach Piaget ist dies die Zeit der "sensomotorischen Intelligenz" während der ersten eineinhalb Jahre, in welcher das Kind noch weitgehend spontan auf Außenreize hin reagiert. Vgl. dazu: Ginsburg, H./ Oppen, S.: Piagets Theorien der geistigen Entwicklung, Stuttgart 1970

2 Die Motive des Handelns beim Kind zu ergünden suchen und das Kind von daher verstehen, ohne es vorschnell zu verurteilen bzw. zu sanktionieren.

wird dann eine solche Persönlichkeit bezeichnet, wenn sie ihre Bedürfnisse im Sinne der gesellschaftlichen Vorgabe zu kanalisieren und auszuagieren versteht.

Wie schon anderen Orts betont, ist Sozialisationshilfe auch im Sinne des vorliegenden Konzeptes eine wichtige Voraussetzung der personalen Entwicklung. Um über soziokulturelle Inhalte nachdenken zu können und das eigene Leben daran gemessen zu gestalten, ist ein Eingebundensein in das soziokulturelle Gebilde "Gesellschaft" von Anfang an obligatorisch - der Mensch ist soziales Wesen von Natur aus. Der zweite naturgegebene Pol des Menschen, seine Offenheit, macht es allerdings nicht nur möglich, sondern "naturnotwendig", daß er innerhalb dieses sozialen Eingebundenseins seine subjektiv unverwechselbare Position findet. Identität im Konnex mit Wertedistanz, Normendistanz und Ambiguitätstoleranz, ja sogar mit der Möglichkeit der Ablehnung der primär "ansozialisierten" gesellschaftlichen Vorgabe ist nur auf diese Weise zu finden.

In diesem Sinne hat der Erzieher vor allem Personalisationshilfe zu leisten. Die Frage, welches Handeln und welche Einstellungen ethisch und moralisch wertvoll sind oder nicht, kann somit nicht nur im Sinne des gesellschaftlichen allgemeingültigen Normen- und Werteverständnisses beantwortet werden; (1) die individuelle, subjektive Komponente des Moralverständnisses ist zumindest ebenso bedeutsam.

Anomisches Verhalten kann damit durchaus positive moralische Aspekte aufweisen (muß aber nicht!), reines Angepaßtsein an gesellschaftliche oder gruppenspezifische Erwartungshaltungen kann dagegen im Sinne dieses Ansatzes nie als vollwertig moralisch wertvoll gelten, da dem Prinzip der Offenheit und

---

1 Aus dem normativen Verhalten können noch keine allgemeingültigen, für den einzelnen verbindlichen Moralbegriffe abgeleitet werden. Der Fehler, statistische Erhebungen, wie z.B. den Kinseyreport oder die Shellstudie moralisch zu bewerten kann zu erheblichen - problematischen - Folgen führen. Moralbegriffe müssen aus anderen Kategorien als dem Durchschnittsverhalten der Bevölkerung erschlossen werden.



damit dem eigenständigen Beitrag zum "Gemeinwohl" nicht ent-  
sprochen wird. Wodurch die notwendige Abweichung subjektiv  
begründet wird - z.B. durch subjektiv interpretierte religiöse  
Richtlinien - ist eine andere Frage, worüber die Gesellschaft  
aber kein entgültiges Urteil fällen kann und fällen darf.  
Moralisch begründete und gerechtfertigte Erziehung heißt dann,  
die Entwicklung zu individuell-abgelösten Einstellungen, Wert-  
haltungen und Verhaltensweisen nicht nur nicht zu behindern,  
sondern bewußt zu fördern.

Auch unter der moralischen Bewertung erscheint Erziehung dann  
mehr als Form der Orientierungshilfe und als Angebot denn  
als konzeptionell vorgefertigte Führung. Allerdings gilt die-  
ser Grundsatz gemeinhin nur soweit, wie diese "Individuelle  
Moral" nicht auf Destruktion der Gesellschaft, in die man ein-  
gebunden ist, hinwirkt, sondern gleichwertig ihr Wohl und das  
Wohl des Einzelnen im Auge behält. Abweichung in diesem Sinne  
hat also konstruktiv zu sein - Egoismus hat mit dieser Form  
individueller Moral nichts gemeinsam.(1)

1 Bereits Adler hat darauf hingewiesen, daß die Abweichung, die  
nur das eigene Wohl oder das Wohl einer relativ kleinen Gruppe  
im Auge hat, als pathologisch zu bewerten ist, da der "Macht-  
trieb" in Verbindung zur Allgemeinheit zu verstehen ist.  
Ein rein egoistischer Machttrieb entspricht nicht den "natür-  
lichen" vitalen Lebensimpulsen. Andererseits kann es nach  
Adler bei Unterdrückung des Grundbedürfnisses nach Anerkennung  
("Machttrieb" scheint mir zu weit gegriffen) ebenfalls zu er-  
heblichen Störungen kommen, wenn keine Kompensationsmöglich-  
keiten vorhanden sind - so z.B. zu starken Ressentiments, Intrig-  
antentum etc.

Auch Fromm weist darauf hin, daß normalerweise beim Menschen  
die Liebe zum Leben ("Biophilie") über die Liebe zum Toten  
("Nekrophilie") überwiegt, daß die Biophilie aber auch starke  
Tendenzen immaniert, die nach Freiheit, kreativem Handeln  
und Selbstwertgefühl streben, also über ein vorgegebenes nor-  
matives Raster hinausdrängen. Vgl. dazu: Adler, A.: Psycho-  
therapie und Erziehung, Frankfurt a. M. 1983, S. 21 ff.  
Fromm, E.: Über die Liebe zum Leben, a.a.O., S. 26 ff: Ders:  
Die Seele des Menschen, a.a.O., S. 33 ff

So müssen z.B. aufgrund des von der Mehrheit akzeptierten demokratischen Konsens Mehrheitsentscheidungen auch dann akzeptiert werden, wenn man persönlich von der Schädlichkeit der Entscheidung überzeugt ist; dies gilt auch, wenn die von der Mehrheit gewählten "Volksvertreter" für diese, bzw. für das gesamte Volk Entscheidungen treffen. Die Ablehnung des Mehrheitsprinzips kann zwar subjektiv für richtig gehalten werden, es könnte aber auch nur wieder von einer Mehrheit abgeschafft werden. Das Mehrheitsprinzip zu akzeptieren bedeutet nach dem vorliegenden Modell aber eben nicht, die individuelle Meinung zurückzuhalten, sondern diese zu artikulieren und auch entsprechende Aktionen zu initiieren bzw. sich daran zu beteiligen, solange durch die Mehrheit gesetztes Recht nicht verletzt wird. "Dagegensein zu können und sich doch an die Spielregeln zu halten", solange diese mehrheitlich gewollt werden, ist nach diesem Ansatz die eine demokratische Kunst, "Dafürsein zu können und doch abweichende Meinungen und Verhaltensweisen zu tolerieren", solange die mehrheitlich gewollten "Spielregeln" nicht verletzt werden die andere, wobei das "Dafür sein" nicht bloße Akklamation bedeuten darf.

Individuelle Moral muß also bezogen bleiben auf die Moral der Gruppe, auch wenn sie mit dieser nicht harmoniert. Nach Mead ist die individuelle Moral, soweit sie aus dem I entspringt, "von Natur aus" gut, ebenso gut - "von der Kultur aus" - ist aber die gesellschaftliche Moral. In dem hier vorgestellten Ansatz gilt weder das Eine noch das Andere. Positive Moral und Ethik können sich erst als Resultat zwischen individuellem und gesellschaftlichem Wollen ergeben. Auch hier ist eine Dialektik vorgezeichnet, welche die Erziehung in ihrem Selbstverständnis berücksichtigen muß.

Vor allem I. Bock hat in ihrer Auseinandersetzung mit den Thesen Meads darauf hingewiesen, daß personale Identität und damit auch die Grundlage der moralischen Selbstbestimmung kein ausschließliches Resultat gesellschaftlicher Bestimmtheit darstellt, sondern einen gewissen Grad davon abgelösten Per-

sonseins sui generis voraussetzt.(1) Durch die Annahme des Spannungsverhältnisses zwischen Offenheit und Gruppenbindung ist es möglich, Personsein gleichzeitig als gesellschaftsbedingt und als davon abgelöst zu betrachten; gleiches gilt für eine ethisch-moralische Grundlegung, wie sie hier allerdings nicht weiter verfolgt werden kann. Die Erziehung hat dieses Spannungsverhältnis jedenfalls auch im ethisch-moralischen und ästhetischen Bereich zu berücksichtigen.(2)

#### 7. 8. Zu Goffman und Krappmann:

Die Annahme der situationsabhängigen Spielräume zur Selbstinszenierung außerhalb der gesellschaftlich zugewiesenen Rollenmuster und damit der individuellen Selbstinterpretation kommt zwar dem vorliegenden Konzept noch näher als die Theoreme Meads, doch verhindert die gleichzeitige Annahme der nur ansatzweisen Erreichung dieser Selbstinterpretation, wobei die Eigenschaft des Spielens auch hier erhalten bleibt, eine völlige Zustimmung. Eine tatsächliche Echtheit und Integrität der Person kann damit nicht erreicht werden, Persönlichkeit, Subjekthaftigkeit und Identität behalten den Charakter des Scheins. Trotz des Bemühens Goffmans, den Autonomiebereich gegenüber Mead zu erweitern, scheitert dies gerade daran, daß gleichzeitig ein noch stärkerer Interaktionismus konstatiert wird, wobei denn die Objektivität der Person in Form von objektiv gegebener Autonomie keinen Raum mehr hat. Jedes Bemühen, der objektiven Realität des Anderen näher zu kommen, zerschellt dann an der Tatsache, daß man selbst zu dieser Realität gehört und sie mit jedem Versuch, ihrer habhaft zu werden, bereits verändert, sie also relativiert. Dieser Relativismus, der bei Goffman noch stärker hervortritt als bei Mead, entbehrt nicht einer gewissen pädago-

---

1 Bock, I.: Kommunikation und Erziehung, a.a.O.

2 Hier nur soviel: Werterziehung darf nicht bloße Wertvermittlung bedeuten, sondern muß den Anstoß zur weiteren Reflexion beinhalten, muß also Angebot bleiben. Ästhetisches Empfinden muß in besonderem Maße der subjektiven Interpretation offen bleiben - dies sollte schon beim kleinen Kind beginnen. Wenn z.B. das Kind phantastische Zeichnungen anfertigt, dürfen diese nicht als unschön oder unrealistisch abqualifiziert werden.

gischen Problematik:

Der eher positiv zu wertenden Einfühlung in Situationen und in die Person des Anderen bei Goffman – um die eigene Identität durch die Übernahme von Attitüden anderer aufzubauen – steht eine gewisse Leere des Unfestgestelltseins, der eigenen Relativiertheit, ja der Unechtheit gegenüber. Die Pädagogik kann es nach dieser Anthropologie weder leisten noch anstreben, Beständiges zu vermitteln bzw. auch nur zur Disposition zu stellen. Werte und Normen verändern sich je nach subjektiver Interpretation oder entstehen ständig neu, menschliches Handeln und Selbstverständnis sind abhängig von der jeweiligen Bezugsgruppe bzw. der jeweiligen Situation.

Die Frage stellt sich, welche Aufgaben der Pädagogik in dieser interaktionistisch-relativistischen Konzeption noch bleiben. Doch nur solche, wie sie z.B. in der Pädagogik Braunnühls oder Schönefelds zum Ausdruck kommen.<sup>(1)</sup> Der Erziehungsgedanke reduziert sich hier auf die als wesentlich verstandenen Inhalte: Beobachtung des kindlichen Tuns bei sensitiver Einfühlung in kindliche Denk- und Handlungsmuster, Bereitstellung einer angereicherten Umwelt mit sensorischem Aufforderungscharakter, Schutz vor Gefahren und Hilfestellung des Erziebers dann, wenn das Kind auf sich gestellt zu scheitern droht.

So positiv diese Inhalte – auch nach dem vorliegenden Modell – zu werten sind, fehlen doch entscheidende Bereiche, wie sie sowohl für die kindliche Entwicklung als auch für ein umfassenderes pädagogisches Verständnis unabdingbar sind: die Aspekte des positiven Führens, der sachgerechten Motivation, der ethisch-moralischen Bewußtseinsförderung und des zielgerichteten Lernens. Nach dem vorliegenden Modell ist es selbstverständlich, daß die prinzipielle Offenheit des Menschen es verlangt, dies alles pädagogisch eher als Angebot zu begreifen, keinesfalls aber

---

<sup>1</sup> Vgl.: v. Braunnühl, E.: Zeit für Kinder, a.a.O.

v. Braunnühl, E./Kupffer, H./Ostermeyer, H.: Die Gleichberechtigung des Kindes, Frankfurt a. M. 1977

v. Schoenebeck, H.: Unterstützen statt erziehen, a.a.O.

Vgl. dazu auch die kritische Stellungnahme Flitners;

Flitner, A.: Konrad, sprach die Frau Mama, a.a.O.

als aufokroyierte Inhalte ohne Miteinbeziehung des Kindes. Allerdings können solch wichtige Komponenten nicht ausgeklammert werden, da sie wegen der entwicklungsbedingten Unmöglichkeit des Kindes, Zukunft zu antizipieren, eine elementare Notwendigkeit darstellen - besonders, wenn man sich nach der Maxime richtet, zum Wohle des Kindes erziehen zu wollen. Mehr noch: es ist kein bloßes Zugeständnis des vorliegenden Ansatzes, daß diese Elemente in eine umfassende pädagogische Konzeption miteinbezogen werden, sondern eine schlichte Notwendigkeit. Eine gesunde kindliche Entfaltung, speziell seine mehr und mehr abgelöste personale Entwicklung ist nur dann möglich, wenn dem Kind Orientierungshilfen gewährt werden; fehlen diese und begnügt sich die Pädagogik mit einer beschaulichen Verklärung kindlicher Reifungsprozesse, kommen diese eben nicht zustande.

Interessant ist, daß hier die Theorie des Interaktionismus Parallelen mit der Präformationstheorie aufweist, (1) so diametral sich sonst beide Theorien gegenüberstehen. Die Präformationstheorie überläßt wesentliche Lerninhalte dem Kind selbst im Vertrauen auf endogene Entwicklungs- und Reifungsprozesse; die interaktionistische Theorie überläßt wesentliche Lerninhalte dem Kind selbst im Vertrauen auf seine Selbst-Erfahrungen im relativ ungesteuerten kommunikativen Prozess. Hier wie dort kommen der pädagogische Impuls, die Motivation, die pädagogische Intervention und die gezielte Führung zu kurz. Die existentielle Offenheit, die beim Kind noch weitgehend als Disposition zu verstehen ist, bedarf einer inhaltlichen pädagogischen Füllung, da das Kind zu diesem noch nicht selbständig imstande ist und nur anhand dieses Angebots seine spätere reale Offenheit erreichen kann. (2)

- 
- 1 Präformationstheoretische Inhalte finden sich z.B. in der klassischen Psychoanalyse und in der Verhaltensbiologie, wie diese hier behandelt wurden; ebenso aber in allen entwicklungstheoretischen Phasen- bzw. Stufentheorien, z.B. nach Busemann, Kroh, Stern, Piaget, Kohlberg u.a.
  - 2 Irrtümlich wird häufig angenommen, daß durch die pädagogische Führung in der Zeit, in der die Einsichtsfähigkeit noch weitgehend unentwickelt ist, einen reinen "Dressurakt" darstellt und die kindliche Freiheit verantwortungslos eingeschränkt

Diese Orientierungshilfe der Reifung und der Selbsterfahrung allein zu überlassen, bedeutet eine schwerwiegende pädagogische Unterlassung. Genau hier unterscheidet sich das Wesen der Erziehung von der täglichen Erfahrung und Orientierung des Erwachsenen: Erziehung muß immer auch Vorgabe bedeuten, Schaffung von Quasirealität (1) als mediatisierte und variierte, pädagogisch aufgearbeitete Realität, um so dem Entwicklungsdefizit des Kindes gerecht zu werden. Auch die Erfahrungen des Erwachsenen verändern diesen, doch direkt, ohne bereitgestellten Schonraum, ohne vermittelnde Gestaltung. Die Erziehung im Sinne dieser Art Erwachsenenenerfahrung zu deuten, wie es die TSI zum Großteil impliziert, ist daher unstatthaft und geht am Wesen des Kindes vorbei.

Hier ist nicht gemeint, daß alle Einflüsse, die auf das Kind einwirken, intentional gesteuert sein müssen, im Gegenteil: das Kind muß so viel wie möglich aus der unverfälschten Realität lernen, solange das pädagogisch verantwortbar ist; doch eben nur solange – sonst wird das Kind überfordert und gefährdet. (2)

Die genetisch bedingte Tendenz zur Gruppenbindung hat zudem zur Folge, daß sich das Kind zuerst an Primärgruppen orientiert, vor allem an der Familie. Claessens hat z.B. in sehr deduzierter Weise dargestellt, daß die "emotionale Fundierung", die "Sozialibilisierung" sowie das Erlernen der kulturellen Werte

---

wird. Dabei wird nicht bedacht, daß das Kind zur Veraltensstabilisierung und Verhaltenssicherheit bereits in diesem Alter Orientierungen braucht, auch wenn diese noch nicht reflektiert werden können. Eine spätere kognitive Auseinandersetzung mit diesen Orientierungen machen diese zur Vorbedingung.

- 1 Diese darf allerdings nicht völlig von der "echten" Realität abgekapselt sein, sondern muß diese transparent werden lassen. Beim Kleinkind bedeutet das z.B., es mit einem harmloseren Kindermesser spielen zu lassen (aber eben mit einem Messer), beim Jugendlichen ein – auch praktisches – Orientierungsangebot zur Berufsfindung.
- 2 Vor allem in der "Antipädagogik" geht der Erziehungsbegriff weitgehend in alltäglichen Interaktionsmustern auf.



und Normen zuerst durch die Familie als "modifizierendes" Medium und "vibrierende Einheit" mediatisiert werden.(1) Hier zeigt sich der notwendige pädagogische Schonraum institutionalisiert, auch funktionale Einflüsse treffen meist abgeschwächt und kindgemäß verändert auf das Kind.(2) Es soll hier nicht wieder zurückgenommen werden, was im Zusammenhang mit der interaktionistischen Sicht von Erziehung - auch im Sinne des vorliegenden Ansatzes - an Positivem herausgestellt wurde. Hier ist aber ein anderer Interaktionismus gemeint als der von Mead oder der TSI allgemein vertretene: Der pädagogische Interaktionismus ist als "pädagogischer Bezug" ein weitgehend erzieherisch aufgearbeiteter Interaktionismus, der von Mead oder stärker den "Antipädagogen" gemeinte ein Interaktionismus, dem viele pädagogischen Elemente entzogen sind. Das Kind nicht mehr als reines rezipierendes Objekt der Erziehung zu begreifen, darf auch nicht bedeuten, daß alle objektiven Größen aus dem Erziehungsprozess eliminiert werden müßten, wie dies in der TSI oder bei den Antipädagogen anklingt. Letztlich haben auch diese Richtungen ihre objektiven Größen, nämlich den Glauben an die "innere Natur" des Kindes, das Ideal der autonomen Reifung und korrespondierend dazu die "positiv" formende Wirkung der relativ unveränderten Umweltvariablen. Was vor allem nachdenklich macht, ist die Relativität der Werte, der Einstellungen, des Sinns schlechthin. Die Manifestierung von "Geist" ist entgegen der Meinung Meads dann eben nicht möglich, wenn diese fundamentalen Dinge aus dem erzieherischen Geschehen ausgeklammert werden und der Selbst-Erfahrung des Edukanden überlassen werden. Die Sehnsucht nach gültigen Maßstäben, an denen man sein Leben orientieren kann ist - gerade in der heutigen Zeit - auch wieder bei Erwachsenen feststellbar; desto weniger darf

- 
- 1 Vgl. Claessens, D.: Familie und Wertsystem, a.a.O. In modifizierter Weise wird hier noch die Sicht Parsons' transparent, besonders in der Annahme der "Mikrorhythmen" als kleinste, bereits dem Säugling übertragenen soziokulturelle Einheiten. Vgl. dazu S. 79 ff. Vgl. auch z.B. Parsons, T.: The Social System, London 1952; Parsons, T./Bales, R.: Family - Socialization and Interaktion Prozess, London 1956.
- 2 Eine Ausnahme stellt vor allem das Fernsehen dar! Desto wichtiger scheint die pädagogische Aufarbeitung dieses Einflusses.

das Kind in einem neutralen Raum allein gelassen werden, in welchem "Sinn" sich lediglich durch die subjektive Interpretation der jeweiligen Bezugsperson oder Bezugsgruppe manifestiert. Die Folgen solcher Erziehungskontraste sind in der Pädagogik längst bekannt.(1)

Nach dem vorliegenden Ansatz ist ein mit allen Erziehungspersonen abgestimmtes erzieherisches Vorgehen und eine klare ethisch-moralische Konzeption, die nicht nur durch verbale Vermittlung, sondern vor allem durch eine entsprechende erzieherische Haltung für das Kind transparent werden müssen, von entscheidender Bedeutung. Daß dies als Orientierungshilfe zu verstehen ist, anhand derer der Edukand mit zunehmender Offenheit und Reflexionsmöglichkeit sukzessiv eigene ethisch-moralische Kategorien entwickeln kann, versteht sich nach dem vorliegenden Modell von selbst; keinesfalls dürfen rigide Verhaltenserwartungen mit autoritären Mitteln durchgesetzt werden.(2) Als Regel kann gelten, daß, je jünger das Kind ist, desto klarer die normativen Vorgaben mit den entsprechenden erzieherischen Maßnahmen zu sein haben; je älter das Kind ist – und besonders beim Jugendlichen – desto variabler und vielschichtiger dürfen, ja müssen die moralischen Überzeugungen und Persönlichkeitserfahrungen sein, um aus einer Pluralität von Meinungen und Verhaltensweisen den eigenen, differenziert und fundiert begründeten Lebensentwurf zu errichten. Daß bei aller Unterschiedlichkeit ein grundlegender gemeinsamer Konsens der Erziehung und der Erzieher erhalten bleiben muß, wurde als demokratisches Prinzip bereits hervorgehoben. Erziehung allgemein kann sich nur legitimieren, wenn dieser übergeordnete Grundkonsens erhalten bleibt.(3)

- 
- 1 Aufgrund der Desorientiertheit können sich verschiedene Verhaltensstörungen einstellen, vor allem Aggressivität und egoistische Tendenzen mit schizoiden Gehalten. Vgl. dazu auch ähnliches Erziehungsverhalten, z.B. die "Mystifizierung" nach Laing oder die "double-bind"-Situation nach Bateson, Watzlawick u.a. Vgl. dazu z.B.: Laing, R.: *Mystification, Confusion, and Conflict*, a.a.O.. Watzlawick, P.: *Menschliche Kommunikation*, a.a.O., S. 194 ff
  - 2 Z.B. den besonders bei klösterlichen Institutionen immer wieder anzutreffenden Fehler, den Kirchgang verpflichtend zu machen o.ä.
  - 3 So wäre z.B. im Kindergarten institutionsintern eine durch re-

Ethisch-moralische Erziehung bedeutet vor allem, wie bemerkt, eine entsprechende erzieherische Haltung des Erziehers, diese wiederum muß "echt" sein. Das möglichst gut gelungene Vorspielen einer gelernten Rolle im Sinne Goffmans ist dabei zu wenig - die ganze Erzieherpersönlichkeit hat hinter jedem pädagogischen Akt zu stehen. In der täglichen Erziehungspraxis zeigt sich immer wieder, daß pädagogische Interventionen meist dann Erfolg haben, wenn sie der Person des Erziehers entströmen und vom Kind nicht als kalkuliertes Erziehungsmittel aufgefaßt werden; selbst positive Erziehungsmittel verlieren dann an Wert und wirken kaum noch positiv verstärkend.(1)

Die Schwierigkeit, die in dem Begriff des "Rollenspielens" liegt, zeigt sich auch bei Krappmann:

Mit dem Terminus "balancierende Identität" versucht Krappmann das Autonomieproblem soziologisch zu lösen, was ihm nur teilweise gelingt, da er ebenfalls von der genetischen Präformation einerseits und den gesellschaftlichen Vorgaben andererseits ausgeht. Zwar bestreitet er ausdrücklich, daß Interaktionsstrukturen bzw. soziale Rollen einerseits und biogenetische Variablen

---

gelmäßige Kontakte und Absprachen praktizierte Teamarbeit von großer Wichtigkeit; über die Grenzen der Institution hinaus sind besonders Elternkontakte, Lehrerkontakte und allgemeine Öffentlichkeitsarbeit von Bedeutung, insbesondere um fließende Übergänge von Institution zu Institution (Familie- Kindergarten - Schule) zu ermöglichen.

- 1 Dieser psychologische Hintergrund wird vom Behaviorismus zu wenig beachtet. So müßten bei negativen "Verstärkern" z.B. Nebenwirkungen wie verdeckte Aggressivität, Ablehnung u.s.w. bedacht werden, womit die Vertrauensbasis zwischen Edukand und Erzieher empfindlich gestört werden kann. Außerdem stellt der Erzieher bei häufiger negativer Verstärkung ein Persönlichkeitsmodell dar, das mit Verhaltensweisen gekoppelt ist, die er beim Edukanden meist gerade eliminieren will und wo die beziehungsfördernde Auseinandersetzung häufig fehlt.

Bei positiven Verstärkern kann der zu häufige Gebrauch zur Unglaubwürdigkeit führen und inflationären Charakter annehmen, wodurch die Wirkung erheblich reduziert wird.

Der individuell unterschiedliche Umgang mit den Edukanden ist nur

andererseits allein Persönlichkeit und Identität bestimmen, kommt aber dennoch zu dem Schluß, daß personale Identität bzw. Persönlichkeit keine Eigenleistung des Individuums seien, sondern eine dem Individuum durch seine Interaktionspartner zugeschriebene Biographie. Woher allerdings die Kraft zur subjektiven Korrektur kommen soll, bleibt relativ unklar. Ähnlich wie bei Goffman zeigt auch bei Krappmann das Individuum bei gelungener Identitätsfindung permanenten "als-ob"-Charakter; also auch hier bedeutet Individualität bzw. Identität das Nichtfestgestelltsein, das perfekte Spielkönnen, das Relativsein.

Auch im vorliegenden Konzept gilt der Mensch als offen, doch in einem ganz anderen Sinne: diese Art der Offenheit ist bezogen auf Selbstfestlegung, Entscheidung, subjektiv gewollte Bindung. Daß diese Kategorien dynamisch zu verstehen sind, wurde bereits betont. Festlegung und Entscheidung können nach dem Prinzip der konstitutionellen Offenheit keinen Endgültigkeitscharakter haben; die Spannung auszuhalten, einerseits klare Meinungen und Einstellungen herauszubilden und andererseits in dem Bewußtsein der eigenen Unvollkommenheit sich für neue Lernerfahrungen offenzuhalten, gehört mit Sicherheit zu den schwierigsten, aber auch wichtigsten Fähigkeiten, die einen guten Erzieher auszeichnen und die bereits der Jugendliche entwickeln sollte.(1)

---

bei einem echten persönlichen Engagement des Erziehers möglich und bedingt einen flexiblen Umgang mit erzieherischen Maßnahmen - jedenfalls kein starres Konditionierungsreglement.

- 1 Hier ist von Bedeutung, daß der Erzieher kritikfähig bleibt und sich bewußt ist, daß auch er noch - auch von den Edukanden(!) - dazulernen kann. Gerade dann wird er ein menschlich nahes Vorbild darstellen, aber kein distanziertes, "unkritizierbares Leitbild"; allerdings würde er sich heutzutage bei letzterer Darstellung meist der Lächerlichkeit preisgeben (was kein Argument für einen heute generell tiefen Wissensfundus der Jugendlichen sein soll). Sich für neue Lernerfahrungen offenzuhalten und gleichzeitig voll für eine Sache/Menschen/Aufgabe einzutreten, hat natürlich schwerwiegende Folgen. Nur ein Beispiel: Die häufige Erwartung an den Jugendlichen, sich bei tolerierten oder sogar gewünschten Erfahrungen (Partnerschaft, Lebensstil, Interessen

Trotz der angenommenen personalen Labilität in der TSI wird von der Pädagogik vor allem Sozialisationshilfe verlangt, während die wesentlichste Aufgabe der Erziehung nach dem vorliegenden Ansatz die Personalisationshilfe darstellt, d.h., die Hilfe zur selbständigen Lebensführung innerhalb eines existierenden sozialen Gebildes. Durch die Bipolarität des Menschen - Offenheit und Gruppenbindung - bedingt, hat die Pädagogik vor allem jene Formen des Denkens und Handelns zu fördern, die zu mehr Autonomie und Mut zur selbstverantwortlichen Lebensgestaltung führen. Somit hat Erziehung vor allem Hilfe zur Selbsthilfe zu sein, "Führung, soweit wie nötig, Wachsenlassen, soweit wie möglich" (Litt).

Für eine wirklich verantwortliche Pädagogik, welche in ihrem Selbstverständnis die Chance zu individueller Formung und Gestaltung erkennt und gleichzeitig die personale Würde und das Autonomiestreben des Edukanden respektiert, ist die Annahme der konstitutionellen Offenheit des Menschen eine unabdingbare Voraussetzung. Eine Pädagogik, die wirklich einen Frei-raum des Handelns für sich in Anspruch nimmt, muß diesen Frei-raum auch dem Kind zugestehen und muß über determinierende Anlage- und Umweltvariablen hinaus eine dritte Größe in Betracht ziehen, eben die der prinzipiellen Offenheit und Freiheit.(1)

---

allgemein u.s.w.) doch nicht über Gebühr zu engagieren, um "sich die Zukunft nicht zu verbauen" ist doppelbödig und widerspricht der hier gemachten Aussage. Ungeachtet der erhöhten Gefahr des Scheiterns sollte dem Jugendlichen das Recht auf Hingabe nicht verwehrt werden, wohl aber wäre es dann die Aufgabe des Erziehers, dem Jugendlichen nicht nur als Berater, sondern als Freund zur Seite zu stehen.

Das Prinzip des "Sich-offen-Haltens" ist mit zunehmendem Alter immer schwieriger zu realisieren, da der Prozess der Kanalisierung einerseits und Verfestigung andererseits progressiv fortschreitet. Gerade dann ist aber die viel gerühmte "Prinzipientreue" nicht unbedingt ein ethischer Wert an sich, sondern kann auch Rigidität bedeuten; Selbstdisziplin im Sinne der konstanten Lernbereitschaft wäre dies unter Umständen eher.

1 Zur Kritik der verschiedenen Menschenbilder in der Psychologie vgl. auch: Herzog, W.: Modell und Theorie in der Psychologie, Göttingen 1984

## Literatur

- Adler, S.: Psychotherapie und Erziehung, Frankfurt 1983
- Alsberg, P.: Das Menschheitsrätsel, Dresden 1922
- Andolf, M.: Familientherapie, Freiburg 1975
- Balint, A.: Liebe zur Mutter und Mutterliebe, in: Psyche 1962
- Bally, G.: Einführung in die Psychoanalyse S. Freuds,  
München 1968
- Barres, E.: Erziehung im Kindergarten, Weinheim 1973
- Bateson, G. u.a.: Schizophrenie und Familie, Frankfurt 1969
- Bateson, G.: Minimal Requirements for a Theorie of the  
Schizophrenia, Archives of General Psychiatry, 1960
- Baumgarten, H. u. a.: Wider die falsche Vorschulerziehung,  
Weinheim/Basel 1973
- Bauriedl, Th.: Beziehungsanalyse, Psychoanalyse und Konsequenzen für die psychoanalytische Familientherapie,  
Frankfurt 1984
- Beck, J. u.a.: Erziehung in der Klassengesellschaft,  
München 1970
- Becker, H.: Through Values to Social Interpretation, Durham  
1950
- Becker, H.: Die verwaltete Schule, in: Ders.: Kulturpolitik  
und Schule, Stuttgart 1956
- Benedict, R.: Patterns of Culture, London 1934
- Berger, P./Luckmann Th.: Die gesellschaftliche Konstruktion  
der Wirklichkeit, Frankfurt 1969
- Bertalanffy, L.: General System Yearbook, Nr. 7, 1956
- Bettelheim, B.: Die Kinder der Zukunft, München 1973
- Bittner, W.: Freud, Adler, Jung, München 1977
- Bock, I.: Kommunikation und Erziehung, Darmstadt 1978
- Bolk, L.: Das Problem der Menschwerdung, Jena 1926
- Bolnow, O. u.a.: Philosophische Anthropologie heute, München  
1974
- Bowlby, J.: Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit,  
München 1973
- Braun, U.: Das Vorschulkind, Weinheim 1971



- Braunmühl, E.v. u.a.: Die Gleichberechtigung des Kindes, Frankfurt 1977
- Braunmühl, E.v.: Zeit für Kinder, Frankfurt 1983
- Bräutigam, W.: Reaktionen-Neurosen-abnorme Persönlichkeiten, Stuttgart 1978
- Brezinka, W.: Verwilderte Kinder, in: Die Sammlung, 1958
- Brumlik, M.: Der Symbolische Interaktionismus und seine pädagogische Bedeutung, Frankfurt 1973
- Buber, M.: Reden über Erziehung, Heidelberg 1953
- Bullens, H.: Eltern-Kind-Konflikte im Jugendalter, in: Oerter, R./Montada, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie, München 1982, S. 743 - 768
- Burisch, W.: Industrie-und Betriebssoziologie, Berlin 1971
- Callies, E.: Vorschulerziehung, Münster 1970
- Cassirer, E.: Was ist der Mensch, Stuttgart 1960
- Chapman, A.: Kinder sind doch die besseren Psychologen, Bern/München 1971
- Chomsky, N.: Sprache und Geist, Frankfurt 1970
- Chomsky, N.: Problems of Knowledge and Freedom, London 1972
- Chomsky, N.: Syntactic structures, Mouton 1957
- Claessens D.: Familie und Wertsystem, Berlin 1972
- Claessens, D.: Instinkt, Psyche, Geltung, Köln/Opladen 1970
- Claessens, D./Menne, F.: Zur Dynamik der bürgerlichen Familie und ihrer möglichen Alternativen, in: Lüschen, G./Lupri, E. (Hrsg.): Soziologie der Familie, Sonderheft Nr. 14 der kölnen Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen 1970
- Cohen, A.: Abweichung und Kontrolle, München 1968
- Cohn, R.: Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion, Stuttgart 1975
- Cooley, C.: Human Nature and the Social Order, New York 1964
- Corell, W.: Pädagogische Verhaltenspsychologie, München/Basel 1971
- Count, E.: The Biological Basis of Human Sociality, in: American Anthropologie, 1958
- Count, E.: Das Biogramm, Frankfurt 1970
- Cyprian, G./Wurzbacher, G.: Strukturbedingungen frühkindlicher Sozialisation in Wohnkollektiven, in: Neidhardt, F. (Hrsg.): Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1975

- Danzinger, K.: Sozialisation, Düsseldorf 1974
- Derschau, D. v.: Die Erzieherausbildung, München 1974
- Deutsch, M./Kraus, R.: Theorien der Sozialpsychologie, Frankfurt 1976
- Dewey, J.: Human Nature and Conduct, New York 1922
- Dittmar, N.: Soziolinguistik, Frankfurt 1975
- Draws, S./Brecht, K.: Psychoanalytische Ichpsychologie, Frankfurt 1975
- Dührssen, A.: Psychogene Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen, Göttingen 1976
- Dührssen, A.: Psychotherapie bei Kindern und Jugendlichen, Göttingen 1960
- Edelmann, W.: Einführung in die Lernpsychologie, Bd. 1, München 1978
- Eibl-Eibesfeldt, I.: Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung, München 1967
- Eibl-Eibesfeldt, I.: Liebe und Haß, München 1970
- Eibl-Eibesfeldt, I.: Der vorprogrammierte Mensch, Wien/München/Zürich 1979
- Eibl-Eibesfeldt, I.: Kulturelle und biologische Ritualisierung, dargestellt am Aggressionsverhalten, in: Kurth, G./Eibl-Eibesfeldt, I. (Hrsg.): Homination und Verhalten, Stuttgart 1975
- Eibl-Eibesfeldt, I.: Menschenforschung auf neuen Wegen, Wien/München/Zürich 1976
- Eicke, D. (Hrsg.): Freud und die Folgen, Bd. 1, 2, Zürich 1976
- Eigen, M./Winkler, R.: Das Spiel, München 1975
- Einsiedel, E.: Störungen im Kindesalter, Göttingen 1983
- Erikson, E.: Jugend und Krise, Stuttgart 1974
- Erikson, E.: Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1975
- Euler, H./Mandl, H.: Emotionspsychologie, München/Wien/Baltimore 1983
- Fend, H.: Konformität und Selbstbestimmung, Weinheim/Berlin/Basel 1971
- Festinger, L.: A Theorie of Cognitive Dissonance, Stanford 1962
- Fittkau, B. u.a.: Kommunizieren lernen (und umlernen), Braunschweig 1980
- Flitner, A.: Curricula für die Vorschule, in: Betrifft Erziehung, Bd. 12, 1975
- Flitner, A.: Konrad, sprach die Frau Mama, Berlin 1982
- Franke, M.: Das Drogenproblem - sozialpsychologisch gesehen, Kassel 1975

- Fraiberg, S.: Die magischen Jahre, Hamburg 1977
- Freud, S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Frankfurt 1975
- Freud, S.: Gesammelte Werke, Bd. I, II, III, IV, V, VII, VIII, IX, X, XI, XIII, XIV
- Freud, A.: Das Ich und die Abwehrmechanismen, München 1977
- Friedeburg, S.: Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln/Berlin 1971
- Frings-Kammerichs, E./Schüller, H.: Die schwierige Generation, Freiburg 1975
- Fromm, E.: Anatomie der menschlichen Destruktivität, Reinbek 1977
- Fromm, E.: Die Kunst des Liebens, Frankfurt 1971
- Fromm, E.: Über die Liebe zum Leben, Stuttgart 1984
- Fromm, E.: Die Seele des Menschen, Stuttgart 1979
- Furian, M. (Hrsg.): Gefährdete Jugend, Heidelberg 1979
- Fürstenau, P.: Soziologie der Kindheit, Heidelberg 1969
- Galtung, J.: Es gibt Alternativen, Opladen 1984
- Garrey, C.: Spielen, Stuttgart 1978
- Gebauer, Th. u.a.: Begabungsförderung im Vorschulalter, Stuttgart 1971
- Gehlen, A.: Der Mensch - seine Natur und seine Stellung in der Welt, Bonn 1958
- Gehlen, A.: Urmensch und Spätkultur, Bonn 1956
- Gehlen, A.: Anthropologische Forschung, Reinbek 1961
- Geißler, K./Hege, M.: Konzepte sozialpädagogischen Handelns, Baltimore 1981
- Gerosa, K. (Hrsg.): Große Schritte wagen, München 1984
- Giesecke, H.: Einführung in die Pädagogik, München 1983
- Ginsburg, H./Oppen, S.: Piagets Theorien der geistigen Entwicklung, Stuttgart 1970
- Glaser, L.: Schule vor der Schule?, Düsseldorf 1970
- Goffman, E.: Role Distance, in: Ders.: Encounters, Indianapolis 1966
- Goffman, E.: Wir alle spielen Theater - die Selbstdarstellung im Alltag, München 1969
- Goffman, E.: Frame Analysis, Frankfurt 1977
- Goffman, E.: Interaktionsrituale, Frankfurt 1971
- Goffman, E.: Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt 1977

- Goode, W.: Die Struktur der Familie, Opladen 1960
- Gordon, T.: Familienkonferenz, Hamburg 1977
- Grigat, R./Grigat, E.: Pubertät heute, München 1979
- Grigat, R.: Familienpsychologie, München 1977
- Grimm, H.: Psychologie der Sprachentwicklung, Bd. 1, Stuttgart 1977
- Groos, K.: Die Spiele des Menschen, Jena 1899
- Groß, E.: Einführung in die Bildungssoziologie, Bd. 2, Regensburg 1974
- Grossmann, K.: Emotionale und soziale Entwicklung im Kleinkindalter, in: Rank, H. (Hrsg.): Jahrbuch der Entwicklungspsychologie, Stuttgart 1979
- Hacker, F.: Aggression, Reinbek 1973
- Haeblerlin, U./Niklaus, E.: Identitätskrisen, Weinheim/Basel 1976
- Hamm, H.-J.: Das Elend der spätbürgerlichen Pädagogik, München 1972
- Hargasser, F.: Mensch und Kultur. Die pädagogische Dimension der Anthropologie A. Gehlens, Regensburg 1976
- Hartmann, H.: Ichpsychologie und Anpassungsproblem, Stuttgart 1972
- Hassenstein, B.: Instinkt, Lernen, Spielen, Einsicht. Einführung in die Verhaltensbiologie, München 1980
- Hechinger, F. (Hrsg.): Vorschulerziehung als Förderung sozial benachteiligter Kinder, Stuttgart 1971
- Heckhausen, H.: Hoffnung und Furcht in der Leistungsmotivation, Meisenheim 1963
- Heintz, P.: (Hrsg.): Soziologie der Schule, Sonderheft 4 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Köln/Opladen 1970
- Helle, H.: Familie zwischen Bibel und Kinseyreport, Osnabrück 1974
- Helle, H.: Verstehende Soziologie und Theorie der Symbolischen Interaktion, Stuttgart 1977
- Heller, K./Nickel, H. (Hrsg.): Psychologie in der Erziehungswissenschaft, Stuttgart 1976
- Hess, R./Bear, R. (Hrsg.): Frühkindliche Erziehung, Weinheim 1972
- Hetzer, H./Todt, E./Seiffge-Krenke, I. (Hrsg.): Angewandte Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jungendalters, Heidelberg 1979

- Herzog, W.: Modell und Theorie in der Psychologie,  
Göttingen 1984
- Heydorn, H.-J.: Über den Widerspruch von Bildung und Herrschaft,  
Frankfurt 1970
- Hochberg, J. (Hrsg.): Einführung in die Psychologie, Bd. 2,  
Wiesbaden/Bern/Stuttgart 1977
- Hoilder, A.: Freuds Theorie des psychischen Apparates, in:  
Eicke, D. (Hrsg.): Freud und die Folgen, Bd. 1, Zürich  
1976
- Höltershinken, D. (Hrsg.): Vorschulerziehung, Freiburg 1971
- Holstein, H.: Die Schule als Institution, Ratingen/Wuppertal/  
Kastellaun 1972
- Hundertmarck, G.: Soziale Erziehung im Kindergarten,  
Stuttgart 1969
- Huppertz, N./Schinzler, E.: Grundfragen der Pädagogik,  
München 1983
- Hurrelmann, K./Ulich, D. (Hrsg.): Handbuch der Sozialisations-  
forschung, Weinheim 1980
- Iben, G.: Die Gruppenbeziehungen im Erziehungsprozess, in:  
Klafki, W. u.a.; Erziehungswissenschaft, Bd. 1,  
Frankfurt 1971, S. 92 - 126
- Jahnke, J.: Interpersonale Wahrnehmung, Stuttgart 1975
- Jonas, F.: Die Institutionenlehre A. Gehlens, Tübingen 1966
- Kaplan, L.: Die zweite Geburt, München/Zürich 1981
- Kernig, C. (Hrsg.): Marxismus im Systemvergleich, Soziologie,  
Bd. 1, 2, Frankfurt/New York 1973
- Kerstiens, L.: Erziehungsziele neu befragt, Regensburg 1977
- Kiersche, J.: Die Waldorfpädagogik, Stuttgart 1979
- Klaatsch, H.: Der Werdegang des Menschen und die Entstehung  
der Kultur, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart 1920
- Klafki, W.: Studien zur Bildungstheorie und Didaktik,  
Weinheim 1963
- Kluge, N.: Spielen und Erfahren, Bad Heilbrunn 1981
- Kluge, N.: Spielpädagogik, Bad Heilbrunn 1980
- Kolb, W.: Critical Evaluation of Meads I and me Concepts, in:  
Social Forces, Bd. 22, 1974
- König, R.: Zwei Grundbegriffe der Familiensoziologie: Des-  
integration und Desorganisation der Familie, in: Ders.:  
Materialien zur Soziologie der Familie, Köln 1974, S. 55 ff
- König, R.: Überorganisation der Familie als Gefährdung der  
seelischen Gesundheit, in: Pfister-Amande (Hrsg.): Die  
Psychohygiene, Bern 1949

- König, R.: Die Familie der Gegenwart, München 1974
- König, R.: Materialien zur Soziologie der Familie, Köln 1974
- Köppe, W.: Sigmund Freud und Alfred Adler, Stuttgart 1977
- Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen der Identität, Donauwörth 1975
- Krech, D./Crutchfield, S.: Grundlagen der Psychologie, Bd. 1, Weinheim 1972
- Krecker, M.: Quellen zur Geschichte der Vorschulerziehung, Berlin 1971
- Kreuzer, K.: Handbuch der Spielpädagogik, Düsseldorf 1984, Bd. 1 - 4
- Kurth, G./Eibl-Eibesfeldt, I. (Hrsg.): Hominisation und Verhalten, Stuttgart 1975
- Lahov, W.: The Study of Language in its Social Context, in: Studium Generale, Nr. 23, 1970
- Laing, R./Phillipson, H./Lee, A.: Interpersonal Perception, London 1966
- Lamb, E.: The role of the father in child development, New York 1976
- Lehr, U.: Die Bedeutung von Mutter und Vater für die Persönlichkeitsentwicklung des Kleinkindes, in: Dollase, R. (Hrsg.): Handbuch der Früh- und Vorschulpädagogik, Bd. 1, Düsseldorf 1978, S. 119 - 142
- Lepenius, K.: Handlung und Reflexion, in: Soziale Welt, Nr. 18, 1967
- Lettieri, D./Welz, R. (Hrsg.): Drogenabhängigkeit, Weinheim 1984
- Liebel, H./Ziegler, G.: Psychologisches Grundwissen für pädagogische Berufe, Weinheim/Basel 1984
- Lorenz, K.: Über tierisches und menschliches Verhalten, Bd. 1, 2, München 1965
- Lorenz, K.: Das sogenannte Böse, Wien 1965 (7.-11. Auflage)
- Lorenz, K.: Die Rückseite des Spiegels, München 1973
- Lorenz, K.: Das Wirkungsgefüge der Natur und das Schicksal des Menschen, München 1978
- Lückert, H.: Revision der Kindergartenpädagogik, in: Ders. (Hrsg.): Das Kind in der Lerngesellschaft, Köln 1970
- Lückert, H. (Hrsg.): Begabungsforschung und Bildungsförderung als Gegenwartsaufgabe, München/Basel 1969
- Lückert, H.: Begabungsforschung und basale Bildungsförderung, in: Schule und Psychologie, Nr. 14, 1967



- Luckmann, T.: Sozialanthropologie, Bd. 3, Frankfurt 1978
- Lupri, E./Lüschen, P.: Soziologie der Familie, Opladen 1970
- Lüth, P.: Der Mensch ist kein Zufall, Stuttgart 1981
- Lutz, R.: Die sanfte Wende, München 1984
- Mahler, M. u.a.: Die psychische Geburt des Menschen, Frankfurt 1982
- Mandel, K.: Frieden in der Ehe, Freiburg 1984
- Maslow, a.: Motivation and Personality, New York 1954
- Mead, G. H.: Movements of Thought in the Nineteenth Century, Chicago 1934
- Mead, G. H.: Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt 1983
- Mead, M.: Leben in der Südsee, München 1965
- Mead, M.: Mann und Weib, Hamburg 1974
- Meiers, K. (Hrsg.): Vorschulerziehung, Bad Heilbrunn 1973
- Mertens, W.: Emotionale Sozialisation, in: Hurrelmann, K./Ulich, D. (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim 1980, S. 669 - 692
- Meves, C.: Mit der Aggression leben, Freiburg 1975
- Milgram, St.: Das Milgramexperiment - zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität, Reinbek 1974
- Miller, A.: Am Anfang war Erziehung, Frankfurt 1980
- Miller, H.: Progress and Decline - The Group in Evolution, Oxford 1964
- Neidhardt, F.: Die Familie in Deutschland, Opladen 1975
- Neidhardt, F.: Systemtheoretische Analysen zur Sozialisationsfähigkeit der Familie, in: Ders. (Hrsg.): Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1975
- Neill, A.: Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung, Hamburg 1969
- Neubauer, W.: Selbstkonzept und Identität im Kindes- und Jugendalter, München/Basel 1976
- Neumann, G.: Moral und Verhaltensforschung, Essen 1974
- Nickel, H./Schmidt, U.: Vom Kleinkind zum Schulkind, München/Basel 1980
- Nikitin, B./Nikitin, L.: Die Nikitinkinder, Köln 1978
- Novak, F. u.a.: Psychologie, Bd. 2, München 1981
- Novak, F. u.a.: Pädagogik, Bd. 1, 2, München 1976
- Oerter, R.: Moderne Entwicklungspsychologie, Donauwörth 1974

- Oerter, R.: Erkennen, Donauwörth 1979
- Ohlreyer, D.: Psychoanalytische Entwicklungspsychologie, Freiburg 1973
- Olbrich, E./Todt, E. (Hrsg.): Probleme des Jugendalters, Berlin 1984
- Opaschowski, H.: Freizeitpädagogik in der Leistungsgesellschaft, Bad Heilbrunn 1973
- Parsons, T.: The social System, London 1952
- Parsons, T.: Sozialstruktur und Persönlichkeit, Frankfurt 1968
- Parsons, T./Bales, R.: Family-Sozialization and Interaktion, London 1956
- Peirce, C.: Schriften 1, 2, in: Apel, K. (Hrsg.): Peirce, C., Frankfurt 1970
- Petersen, P.: Wohngemeinschaft oder Großfamilie, Wuppertal 1972
- Piaget, J.: Psychologie der Intelligenz, München 1974
- Piaget, J.: Das Weltbild des Kindes, Stuttgart 1978
- Piaget, J.: Theorien und Methoden der modernen Erziehung, Frankfurt 1984
- Piaget, J.: Sprechen und Denken des Kindes, Düsseldorf 1972
- Plessner, H.: Die Stufen des Organischen und der Mensch, Berlin 1923
- Plessner, H.: Die Einheit der Sinne, Bonn 1923
- Plessner, H.: Grenzen der Gemeinschaft, Bonn 1924
- Portmann, A.: Zoologie und das neue Bild vom Menschen, Reinbek 1959
- Portmann, A.: Entläßt die Natur den Menschen?, München 1948
- Porzig, W.: Das Wunder der Sprache, München/Bern 1959
- Postman, N.: Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt 1983
- Pressel, A.: Sozialisation, in: Gamm, H.-J. (Hrsg.): Erziehung in der Klassengesellschaft, München 1970, S. 124 - 149
- Priesner, P.: Zur Berufsrolle der Erzieherin, in: Kindergarten heute, Nr. 3, 1973, S. 105 - 112
- Psychologie heute (Sonderband): Neue Formen der Psychotherapie, Weinheim/Basel 1980
- Rank, H.: Frühe Kindheit, in: Oerter, R./Montada, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie, München 1982, S. 124 - 194

- Rapaport, D.: The Conceptual Model of Psychoanalysis, in:  
Gill, M. (Hrsg.): The collect Papers of David Rapaport,  
New York 1967
- Rehm, W.: Die psychoanalytische Erziehungslehre, München 1971
- Reich, W.: Die sexuelle Revolution, Frankfurt 1968
- Reimann, H./Reimann, H. (Hrsg.): Die Jugend - soziale Probleme,  
Bd. 2, München 1975
- Reimer, M.: Verhaltensänderung in der Familie, Forum der Psyche, 1983
- Rom, P.: Sigmund Freud, Berlin 1966
- Richter, H.: Elter, Kind und Neurose, Hamburg/Stuttgart 1976
- Richter, H.: Patient Familie, Hamburg 1977
- Richter, H.: Zur Psychologie des Friedens, Reinbek 1984
- Riemann, F.: Grundformen der Angst, München 1977
- Rittermeyer, D.: Erziehung in der Gruppe, München 1980
- Rogoll, R.: Nimm dich, wie du bist, Freiburg 1977
- Roth, H.: Pädagogische Anthropologie, Bd. 1, 2, Dortmund/  
Darmstadt/Berlin 1976
- Ruthe, R.: Ist die Ehe überholt?, München 1970
- Rutschky, K.: Schwarze Pädagogik, Berlin 1977
- Satir, V.: Familienbehandlung, Freiburg 1985
- Scharmann, D./Scharmann, T.: Die Vaterrolle im Sozialisations-  
und Entwicklungsprozess des Kindes, in: Neidhardt, F. (Hrsg.):  
Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1975
- Scheler, M.: Die Stellung des Menschen im Kosmos, München 1947
- Schenk-Danzinger, L.: Entwicklungspsychologie, Wien 1980
- Scheuerl, H.: Das Spiel, Weinheim 1965
- Schiefele, H.: Lernmotivation und Motivlernen, München 1974
- Schmalohr, E.: Frühe Mutterentbehrung bei Mensch und Tier,  
München/Basel 1968
- Schönebeck, H. v.: Unterstützen statt Erziehen, München 1982
- Schönpflug, U.: Psychologie des Erst- und Zweitspracherwerbs,  
Stuttgart 1977
- Seiffge-Krenke, J./Olbrich, E.: Psychosoziale Entwicklung im  
Jugendalter, in: Wierczerkowski, W./Oeveste, H. z. (Hrsg.):  
Lehrbuch der Entwicklungspsychologie, Düsseldorf 1982
- Singh, J.: Die "Wolfskinder" von Midnapore, Heidelberg 1964
- Snoo, de : Die Menschwerdung, Jena 1942
- Spitz, R.: Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1967

- Steiner, R.: Die Erziehung des Kindes vom Gesichtspunkt der Geisteswissenschaft, Dornach 1978
- Stirlin, H.: Eltern und Kinder im Prozess der Ablösung, Frankfurt 1975
- Strauss, A. (Hrsg.): Sozialpsychologie, Darmstadt 1976
- Strauss, A.: Spiegel und Masken - die Suche nach der Identität, Frankfurt 1968
- Szagan, G.: Sprachentwicklung beim Kind, München/Wien/Baltimore 1980
- Taubes, J.: Das Unbehagen an den Institutionen - zur Kritik der soziologischen Institutionenlehre, in.: Schelsky, H. (Hrsg.): Zur Theorie der Institutionen, Düsseldorf 1970
- Tausch, R./Tausch, A.-M.: Erziehungspsychologie, Göttingen 1971
- Tinbergen, N.: Instinktlehre - Vergleichende Erforschung angeborenen Verhaltens, Berlin/Hamburg 1952
- Toman, W.: Familienkonstellation, München 1974
- Toman, W.: Tiefenpsychologie, Stuttgart 1978
- Ulrich, D.: Pädagogische Interaktion, Weinheim/Basel 1976
- Ulrich, D. (Hrsg.): Sozialisationsforschung, Basel/Weinheim 1982
- Verny, Th./Kelly, J.: Das Seelenleben des Ungeborenen, Frankfurt 1981
- Vogel, G.: Prädispositionen der Primatenevolution, in.: Kurth, G./Eibl-Eibesfeldt, I.: Hominisation und Verhalten, Stuttgart 1975
- Watson, J.: Behaviorismus, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1930
- Watzlawick, P.: Wie wirklich ist die Wirklichkeit, München 1976
- Watzlawick, P. u.a.: Menschliche Kommunikation, Bern 1974
- Watzlawick, P. u.a.: Lösungen, Bern 1974
- Watzlawick, P.: Anleitung zum Unglücklichsein, München 1983
- Weber, E.: Erziehungsstile, Donauwörth 1973
- Weber, E.: Pädagogik, Bd. 1 - 4, Donauwörth 1972
- Westenhöfer, M.: Die Grundlagen meiner Theorie vom Eigenweg des Menschen, Heidelberg 1949
- Winkel, R.: Pädagogische Psychiatrie für Eltern, Lehrer und Erzieher, Frankfurt 1980
- Wurzbacher, G. (Hrsg.): Soziologie für Erzieher, München 1982
- Wurzbacher, G.: Der Mensch als soziales und personales Wesen, Stuttgart 1963

- Wygotzki, L.: Denken und Sprechen, Berlin 1964
- Zeltner, H.: Dilemma und Freiheit - Zur Philosophie A. Gehlens,  
in: Soziale Welt, Nr. 18, 1967
- Zenz, G.: Kindesmißhandlung und Kindesrechte, Frankfurt 1979
- Ziegler, J.: Kommunikation als paradoxer Mythos, Weinheim/Basel  
1977
- Ziehe, T.: Pubertät und Narzismus, Frankfurt 1981
- Ziehe, T./Stubenrauch, H.: Plädoyer für ungewöhnliches Lernen,  
Hamburg 1982
- Zöpfl, H.: Einführung in Grundfragen der Pädagogik,  
Donauwörth 1967

Hiermit erkläre ich, daß ich die Arbeit ohne fremde un-  
laubte Hilfe angefertigt und keine anderen als die angegebenen  
Hilfsmittel und Schriften verwendet habe. Die wörtlich und  
inhaltlich entnommenen Stellen sind kenntlich gemacht.

Es wurden keine früheren Promotionsversuche unternommen oder  
Promotionen abgeschlossen. Auch wurde die Dissertation nicht  
in anderer Form oder einem anderen Verfahren vorgelegt.





## Tabellarischer Lebenslauf

|                 |                                                                                                                 |
|-----------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 28.8.1945       | geboren in Kammering bei Waging                                                                                 |
| Vater           | Dr. med. W. Bonk, praktischer Arzt                                                                              |
| Mutter          | Ingeborg Bonk, Hausfrau                                                                                         |
| Herbst 1952     | Eintritt in die Volksschule Waging                                                                              |
| Herbst 1957     | Übertritt in das Gymnasium<br>Traunstein                                                                        |
| Sommer 1964     | Erlangung der Mittleren Reife                                                                                   |
| Herbst 1964 -   |                                                                                                                 |
| Herbst 1966     | Ableistung eines Stahl- und<br>Maschinenbaupraktikums in<br>Traunstein                                          |
| Frühjahr 1967 - |                                                                                                                 |
| Herbst 1968     | Ableistung des Wehrdienstes in<br>Traunstein                                                                    |
| Oktober 1968 -  |                                                                                                                 |
| August 1971     | Sozialarbeiterstudium an der<br>höheren Fachschule für Sozial-<br>arbeit in München, Preysingstraße             |
| Herbst 1971 -   |                                                                                                                 |
| Sommer 1976     | Studium der wiss. Pädagogik mit<br>den Nebenfächern Psychologie und<br>Soziologie an der Universität<br>München |
| Ab Oktober 1976 | Dozent an der Fachakademie für<br>Sozialpädagogik in Dillingen                                                  |

L. Paul







